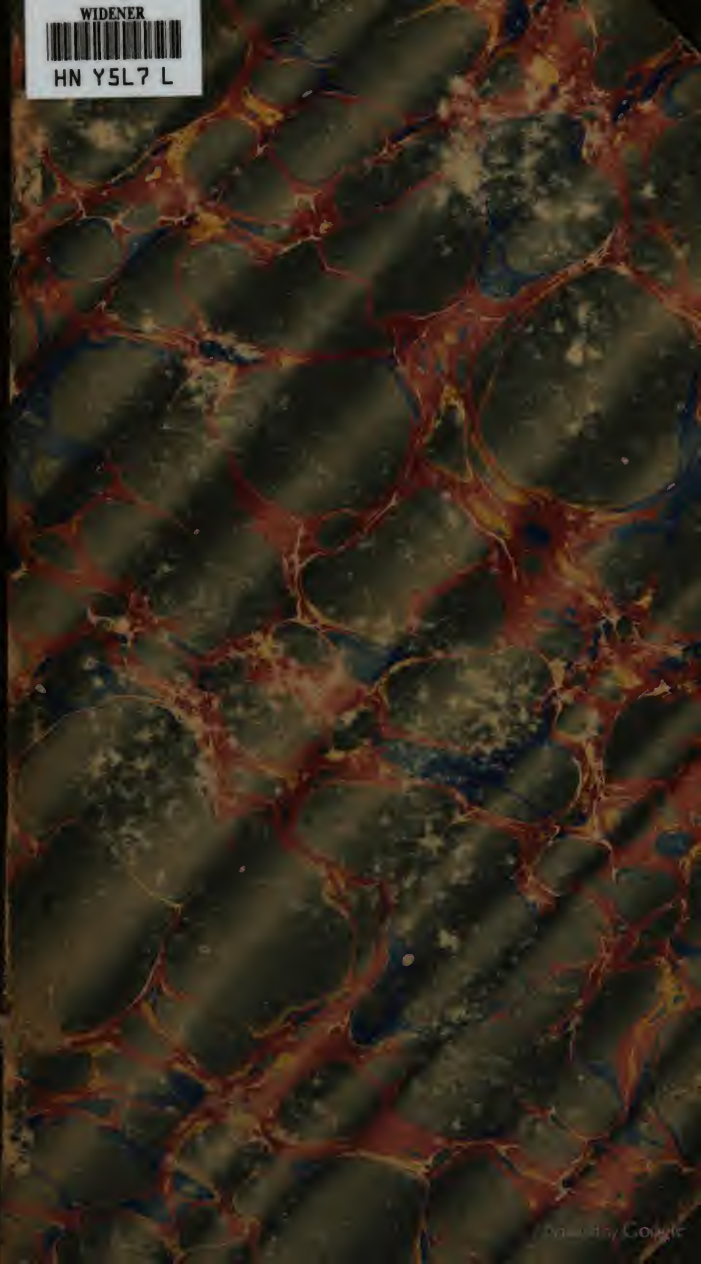


WIDENER



HN Y5L7 L



R120.6(1)



HARVARD  
COLLEGE  
LIBRARY







# Atlantis.

---

Eine Monatschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

---

Redigirt

von

Christian Effellen.

---

Neue Folge. Erster Band.

---

Milwaukee,

Heinrich Garpke und Christian Effellen,  
Drucker und Verleger.

1854.

Δ  
P120.6(1)



---

„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen ziemt nicht  
dem guten und edlen Menschen.“ Aristoteles.

---

# Die Atlantis,

welche ein Jahr lang als Wochenschrift bestanden hat, erscheint jetzt in monatlichen Lieferungen. Die Tendenz bleibt unverändert dieselbe. Der Raum der Monatshefte erlaubt uns, Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, Erzählungen, Charakter schilderungen, Kritiken und Uebersichten über die Tagesereignisse, Besprechungen über die neuesten Literaturprodukte, der technischen Erfindungen u. s. w., zu geben, so daß das Publikum in jeder Nummer ein Bild des Lebens nach allen Richtungen hin, wie es sich vor den Augen des denkenden Menschen entwickelt, erhält.

Jedes Heft wird Originalaufsätze aus folgenden Gebieten der belehrenden und unterhaltenden Literatur enthalten :

1. Den Naturwissenschaften wird eine besondere Aufmerksamkeit und ein großer Theil des Blattes zugewandt werden.
2. Aus den philosophischen Wissenschaften werden wir vorzüglich diejenigen Disciplinen behandeln, welche, wie die Psychologie, die Philosophie der Geschichte u. A., direkten Einfluß auf das praktische Leben haben.
3. Auf dem Gebiete der Geschichte werden wir historische Romane, Charakter schilderungen, Parallelen verschiedener Epochen, Beiträge zur Kultur- und Literaturgeschichte bringen.
4. Wir werden in jedem Hefte zwei politische Artikel liefern, einen aus dem Gebiete der politischen Wissenschaften, einen andern über einen Gegenstand der Tagespolitik.
5. Den schönen Künsten werden wir Rechnung tragen, indem wir sowohl die Neuigkeiten und Fortschritte in diesem Gebiete mittheilen, als auch durch Publikation ästhetischer Abhandlungen.
6. Die Statistik und die nationalökonomischen Fragen des Tages, besonders die großen Fragen der amerikanischen Nationalökonomie, werden wir mit besonderer Vorliebe behandeln.
7. Wir werden jeden Monat eine kritische Rundschau über die Ereignisse desselben geben.
8. Aus dem socialen Leben der alten, wie der neuen Welt werden wir Correspondenzen und Schilderungen mittheilen.
9. Wir werden auf dem Gebiete der Poesie uns sehr beschränken und nur hier und da eine Tragödie, ein Lustspiel oder einzelne Scenen aus Original-Produktionen dieser Art liefern.
10. Die Thätigkeit der freisinnigen Vereine der deutsch-amerikanischen Bevölkerung in Wisconsin, wie in andern Staaten, werden wir in regelmäßigen Berichten besprechen.
11. Novellen, Erzählungen in dem unterhaltenden Theile des Blattes sollen vorzüglich auf die amerikanischen Verhältnisse sich beziehen.

Wer wenigstens ein halbes Jahr vorausbezahlt, erhält die Atlantis portofrei zugesandt. Auch können wir, bei der wachsenden Zahl der Abonnenten und bei der beschränkten Auflage, denen, welche nicht regelmäßig subscribiren; die Zusendung der weiteren Hefte nicht mit Sicherheit versprechen.

Wir werden die zwölf nächsten Monatshefte in diesem Jahre absolviren.

Buchhändler und Agenten sind ersucht, sich der Verbreitung unserer Monatshefte anzunehmen, und ist der übliche Rabatt zugesichert.

Milwaukee, 15. Februar 1854.

Die Herausgeber.



# THE ATLANTIS,

heretofore a weekly paper, will now be published in monthly editions. *Its tendency remains unaltered.* Its enlarged size permits us to furnish articles upon all the various branches of science, narratives, sketches of character, criticisms and reviews of daily occurrences, remarks on the latest productions in literature, inventions etc., presenting to the public in each number a picture of life in all its varieties and aims, as it develops itself before the eyes of reflecting man. We hope thereby to meet the wishes of the educated German - American population, and to maintain the friendship hitherto shown us.

Each number will contain original articles from the following branches of instructive and entertaining literature :

- 1) Special attention and a large space in the journal will be given to the *'Science of nature'*.
- 2) In *'Philosophy'* we shall particularly treat upon those subjects which, like psychology, philosophy of history etc. have a direct influence upon practical life.
- 3) The *'Department of history'* we shall furnish with historical novels, delineations of character, parallels of different epochs, and contributions from the history of literature and civilisation.
- 4) Each journal will contain two *'political'* articles, one from the history of political science, and the other upon the politics of the day.
- 5) In the *'fine arts'* we shall give our attention to imparting the news and progress therewith connected, and to the publication of aesthetic essays.
- 6) The *'statistical'* and *'national-economical'* questions of the day, particularly the great questions of *american* National-Economy, we shall discuss with special satisfaction.
- 7) We shall give a *'critical review'* every month of the events occurring therein.
- 8) We shall give descriptions and correspondence upon *'social life'* in the Old- and New-World.
- 9) In the department of *'poetry'* we shall confine ourselves to contributing now and then a tragedy, a comedy, or single scenes taken from similar original productions.
- 10) The operation of *'liberal minded associations'* of the German-American population in Wisconsin, as in other states, we shall discuss in our regular reports.
- 11) Novels and narratives for mere entertainment will more particularly refer to subjects and society American.

To those paying at least semi-annually in advance, the „Atlantis“ will be sent free of postage. On account of the increasing number of subscribers, and the limited edition, those, who are not regular subscribers, cannot with certainty rely on the sending and receiving of further numbers.

The first twelve monthly numbers we shall publish within the present year.

Booksellers and agents are requested to engage in the circulation of our monthly at the customary discount.

MILWAUKEE, February 15, 1854.

*The Publishers.*

# Blatt.

Neue Folge.  
Band 1. Heft 1.

Januar, 1854.

Alte Folge.  
Bd. 3. Nr. 53-56.

## Vorwort.

Wenn wir wiederholt die Art und Weise, wie wir unsere Aufgabe auffassen, dem Publikum mittheilen, so möge man hierin kein unberechtigtes Selbstgefühl, sondern nur ein unablässiges, gewissenhaftes Streben erblicken, unserer Pflicht zu genügen und dem Publikum gerecht zu werden. Die Stellung eines Publizisten ist mit vielen Verantwortlichkeiten umgeben. In Deutschland, wo die Literatur in längst gewohnten Bahnen einherwandelt, kennt jeder Zweig derselben seine Rechte und Pflichten ziemlich genau; der Schriftsteller weiß, was sein Publikum von ihm erwartet, und diese Kenntniß erleichtert ihm die Erfüllung seiner Pflichten bedeutend. Anders in Amerika. In der Nähe des Urwaldes ist man literarischer Bestrebungen noch wenig gewohnt; man kann fast sagen, daß der Publizist sich nicht nur sein Publikum, sondern auch seinen Beruf erst selbst bilden muß. Während es in der Natur der Sache und in den Bedürfnissen des Publikums liegt, daß die Anforderungen an den Tagesschriftsteller hier größer sind, wie drüben, können die literarischen und wissenschaftlichen Kräfte, welche ihm hier zu Gebote stehen, nicht im Mindesten mit den Hülfsmitteln verglichen werden, welchen die wissenschaftlichen Anstalten dem europäischen Publizisten bieten. Zu diesem Mißverhältniß gesellen sich noch die Schwierigkeiten, welche aus der eigenthümlichen Zusammensetzung des deutsch-amerikanischen Publikums entstehen, eines Publikums, welches die verschiedensten Bildungsstufen, Ansichten und Anforderungen in sich schließt. Da es nun aber bei der übermächtigen Konkurrenz der englisch-amerikanischen Literatur aus inneren und äußeren Gründen für die deutschen Literaten unumgänglich nothwendig ist, sich an alle Klassen der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zu wenden: so sieht derselbe das bunteste Gemisch von Anforderungen und Erwartungen vor sich, und es bedarf aller Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit von Seiten des Publizisten, um in diesem Wirrwarr nicht den graden Weg und die Consequenz zu verfehlen. Daß uns trotz dieser Schwierigkeiten unser Beruf sehr lieb und werth ist, dies gestehen wir gern und ohne Vorbehalt ein. Die unbedingte Freiheit, welcher sich die Presse dieses Landes erfreut, und die durch allen Parteidogmatismus, durch alle materiellen Schwierigkeiten nicht gebrochen werden kann, muß Jeden, welcher europäische Presseverhältnisse gekannt hat, zur Freude und Dankbarkeit stimmen. Die Nothwendigkeit einer befreienden, aufklärenden Presse ist hier viel größer, als in Europa, wo man am Ende der Worte genug gewechselt hat, und Thaten sehen dürfte. Auf dieser Nothwendigkeit beruht die allgemeine Achtung des Publikums vor der Presse, eine Achtung, welche den Schriftsteller selbst zur Achtung seines Berufes und damit zu treuer Pflichterfüllung auffordert. Die Frühlingstrennung, die Mailust, mit welcher jeder strebende Mensch weidende, aufblühende Verhältnisse betrachtet, muß uns beleben, wenn wir in dem allgemeinen Wettstreit des Voranstrebens auch die Fortschritte der Presse beobachten und an denselben Theil nehmen können. Wer den deutsch-amerikanischen Journalismus, wie er

vor zehn Jahren war, mit dem heutigen vergleicht, wird über der Mangelhaftigkeit der gegenwärtigen Literatur gewiß nicht vergessen, welche große, schnelle Fortschritte dieselbe gemacht hat. In dieser Beziehung vermehrt jeder Blick in die Vergangenheit unsere Hoffnungen auf die Zukunft. Die Literatur jeder Art hat, wenn sie dem Fortschritt und der Wahrheit gewidmet ist, hier eine große, weite Sphäre der Wirksamkeit vor sich; in den religiösen Verhältnissen, in der Politik, in allen Gebieten der Wissenschaften verlangt man nach Licht, und die öffentliche Meinung bedarf eben so sehr der „Klärung“, wie unser fruchtbares Land und unsere dichten Urwälder.

Die Entwicklung der Kultur, der Wissenschaften, der allgemeinen Bildung hat in den verschiedenen Jahrhunderten und bei den verschiedenen Völkern nicht immer denselben Gang genommen. Dasselbe Ziel ist oft durch die verschiedensten Mittel erreicht worden. Die Pflegerin der griechischen Kultur war die Poesie; die Hexameter Homer's und Hesiod's gaben den Hellenen die ersten geschichtlichen Kenntnisse und religiösen Anschauungen. Aber die römische Kultur nahm ihren ersten, leisen Anfang, als der König Numa in nächtlicher Einsamkeit die Nymphe Egeria besuchte; Kriege und Eroberungen, die sonst meistens die Kultur vernichten, brachten die römische Kultur zu ihrer Reife und Vollenbung. In der ersten Hälfte des Mittelalters war die Kirche, am Schlusse desselben die Ketzerei die Trägerin der Volksbildung. Die Kultur des einen Landes erreichte ihren Höhenpunkt in den Künsten, die des andern in der Politik, die des dritten in den Wissenschaften.

Bei dieser Verschiedenheit, welche sich in allen Perioden der Kulturgeschichte offenbart, ist es nicht auffällig, daß hier in diesem Lande, dessen Entdeckung, Bevölkerung, Entwicklung unter ganz anderen Bedingungen vor sich ging, als bei allen früheren Völkern, auch die Civilisation andere Bahnen wandelt, als wir in Europa beobachtet haben. Die Grundlagen der europäischen Kultur sind — oder waren doch wenigstens noch bis vor kurzer Zeit — die klassischen, historischen, philosophischen Wissenschaften. Diese Bildung entstand nach einer langen, trüben Glaubensnacht um die Zeit der Reformation, als die Wiederbelebung der klassischen Studien an die Stelle der mönchischen Scholastik trat, und die Schriften Homer's und Virgil's, Aristoteles und Cicero's, Thucydides' und Livius' einen Einfluß auf die allgemeine Bildung erhielten, wie sie ihn kaum auf die alten Griechen und Römer selbst ausgeübt hatten. Durch die Philosophie belebte und erneuerte sich diese klassische Bildung; Baco von Verulam und Spinoza singen den Reigen der philosophischen Denker an, der in dem Dreiklang Kant, Fichte, Hegel seinen Höhepunkt erreichte. Den philosophischen Studien stellte sich die historische Forschung streng und kalt entgegen, und behauptete mit mittelalterlichem Absolutismus die Alleinherrschaft auf allen wissenschaftlichen Gebieten. Aus diesen Elementen war die ganze bisherige Bildung zusammengesetzt; erst in der allerneuesten Zeit haben die Naturwissenschaften eine Aenderung darin hervorgebracht. Die großen Dichter und Denker England's, Frankreich's, Deutschland's wurzeln auf diesem Boden; sie vereinigen entweder alle drei Elemente in sich, wie unser Schiller, der Philosoph, Historiker und Poet zu gleicher Zeit ist, oder neigen sich hier mehr zu der historischen, dort mehr zur philosophischen Schule.

Aus diesen Elementen der Bildung kann man leicht ihren exklusiven Charakter erkennen. Der complizirte Organismus der Kultur erschwerte für die Masse des Volkes die Theilnahme an derselben. Es war nur Wenigen verstatet, mit griechischen und lateinischen Sprachkenntnissen versehen, sich in den verwirrtten Details der Geschichte, oder in den Subtilitäten der philosophischen Systeme einzubürgern. Der Weg zum Tempel der Wissenschaft war zu lang und schmal, als daß die ganze Masse des Volkes denselben hätte wandeln können. Die Wissenschaft wurde als Gelehrsamkeit zum Eigenthume einer

Raste, die freilich nicht, wie in Indien, durch Geburt und Gesetz abgeschlossen war, aber doch Jedem den Zutritt verwehrete, der nicht mit besondern intellektuellen und materiellen Mitteln versehen war.

Es verbreitete sich also die europäische Bildung nicht über die Massen, sondern konzentrierte sich an wenigen Punkten, in einzelnen hellen Köpfen, die für sich allerdings einen hohen Punkt der Civilisation und Humanität erreichten, aber sich von der ungebildeten, unaufgeklärten Masse unterschieden, wie die leuchtende Sonne von den übrigen kleinen Sternen. Was Einzelne von diesen Heroen der Kunst und Wissenschaft geleistet haben, das erfüllt uns mit Hochachtung, mit Bewunderung, und wir staunen über die Größe des menschlichen Geistes, wenn wir diese seine vollendetsten Manifestationen betrachten. Ein Voltaire, ein Goethe, ein Alexander von Humboldt repräsentiren—Jeder für sich—eine ganze Welt, ein ganzes Jahrhundert. Aber das Licht, welches in einzelnen Köpfen strahlt, schießt sich nicht aus über die Massen: dort bleibt es dunkel; die politische Knirschhaft, die religiöse Abhängigkeit gefellt sich zu der geistigen Unbildung, um den Künsten und Wissenschaften den Eingang in das Volksleben zu versperren.

Vielleicht auch sehen wir in Europa die großen Männer nur deshalb so groß, weil sie unter einem Volke von geistigen Zwergen leben; vielleicht leuchtet das Licht des Genies nur deshalb so hell, weil rings umher die dunkle, traurige Nacht liegt.

Schon die erste, oberflächliche Bekanntschaft mit dem amerikanischen Volke zeigt uns, daß hier diese großen Unterschiede in der Bildung, diese Licht- und Schattenseiten der Kultur, nicht existiren. Der amerikanische Boden scheint dem Genie nicht günstig zu sein; selbst die großen Männer Amerika's, die Heroen seiner Geschichte, tragen den Stempel der Mittelmäßigkeit an sich; selbst ein Washington, ein Franklin haben den Lorbeer, den die Geschichte ihnen um das Haupt gewunden hat, mehr ihrer Ausdauer, Consequenz, Gewissenhaftigkeit und Klugheit zu verdanken, als einem außerordentlichen Genie, einem kolossalen Uebergewicht des Verstandes oder jenen brillanten staatsmännischen Eigenschaften, welche einen Perikles, einen Cäsar, einen Friedrich 2. auszeichneten. Die amerikanische Literatur ist sehr reich an nützlichen, brauchbaren Werken, aber sie besitzt keine Sterne erster Größe; der kasualische Quell der Poesie fließt spärlich; die politischen Reden im Kapitol überschreiten selten die Grenze des Gewöhnlichen; in den Wissenschaften sieht man wenig große, überraschende Leistungen. Dies ist ein Mangel,—aber wird er nicht mehr wie aufgezogen durch die Verbreitung der notwendigsten Bildung, der notwendigsten Kenntnisse durch alle Klassen der Bevölkerung hindurch? Man klagt so viel über den Mangel an wissenschaftlichem Sinn in Amerika, und mit Recht; aber ich glaube, man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn man die Menge, die Quantität der Bildung, welche in Amerika verbreitet ist, mit der Quantität Kultur, welche wir drüben vorfinden, vergleicht, das Verhältniß sich günstig für Amerika herausstellen wird.

Als eine Consequenz der demokratischen Staatsverfassung sind auch die Kulturmittel, die Kenntnisse, die geistigen Anlagen, nicht auf einzelne aristokratische Kreise gebannt. Wenn man auch noch hier und da intellektuelle Proletarier findet, so hat man doch ganz gewiß keine intellektuellen Fürsten. Es ist hier ein gewisses, bescheidenes Maß von Einsicht und Kenntnissen durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet, welches im häuslichen und bürgerlichen Leben vielleicht ausreicht, in den Wissenschaften und Künsten aber, wenigstens zur Zeit, noch unzulänglich ist. Daß diese Erscheinung mit den politischen Verhältnissen Amerika's zusammenhängt, ist wohl unzweifelhaft, aber sie läßt sich nicht vollständig aus diesen politischen Verhältnissen erklären. In den griechischen Republiken z. B.—wenn wir der aristokratischen italienischen Republiken nicht gedenken wollen—sah man durchaus ungleiche Vertheilung der Intelligenz statt, und das gebildetste Gemeinwesen der Griechen, die Athenenser, kannten gegen das Uebergewicht einzelner Gri-

fler kein anderes Mittel, als den Stralkosmos und die Verbannung, um die demokratische Gleichheit zu retten. Es scheint sogar, daß die republikanischen Institutionen als solche einer geistigen Aristokratie nicht nur nicht entgegenstehen, sondern dieselbe sogar begünstigen. Denn während die Monarchie durch einen auf alle Klassen der Bevölkerung lastenden Druck eine freie Entwicklung geistiger Fähigkeit verbietet oder doch wenigstens vermindert, kann in der freien republikanischen Luft Jeder seine Anlagen und Fähigkeiten vollständig geltend machen; jeder Unterschied der Fähigkeiten wird einen Unterschied der Leistungen nach sich ziehen. Wenn wir nun einem solchen ungleichen Verhältnisse in Amerika nicht begegnen, so haben wir uns wohl nach andern Gründen, als nach rein politischen, umsehen. Die Bedingungen der amerikanischen Kultur scheinen mir überhaupt andere zu sein, als diejenigen, welche der europäischen Civilisation zu Grunde liegen.

Die Amerikaner sind ein praktisches Volk, hört man von allen Seiten. Was versteht man darunter? Soll dieses Beiwort eine Schmeichelei oder eine Beleidigung, ein Lob oder einen Tadel enthalten? Oder ist es vielleicht Beides zugleich?

Der Amerikaner läßt zunächst von der Nothwendigkeit, von dem Bedürfnisse sein Handeln bestimmen. Dies ist in den Verhältnissen des Landes begründet. Bei der Ausdehnung des Landes und der Menge seiner Hilfsmittel ist der menschlichen Thätigkeit ein reicher materieller Stoff unterbreitet. Das Land muß geklärt und bebaut werden; die Minen verlangen kunstgerechte Ausbeutung; die großen Entfernungen der einzelnen Staaten und Städte machen eine Verkürzung durch Eisenbahnen nothwendig; Häfen müssen gebaut, Flüsse schiffbar gemacht werden.

Diese Bedürfnisse sind von zwingender Gewalt; sie absorbiren fast ganz die Thätigkeit der Nation. Will die Kultur mit raschen, sicheren Schritten sich zu dieser Nation den Weg bahnen, so muß sie sich diesen Bedürfnissen anschließen. Sie darf sich nicht in Abstraktionen ergehen; sie darf nicht in philosophischen Systemen, nicht in theologischen Ueberschwenglichkeiten, nicht in historischen Untersuchungen Zeit und Kraft vergeuden, sondern muß sich an den Stoff anschließen, der die Grundlage alles Reichthums, aller Thätigkeit des Landes bildet, an die Natur. Die Naturwissenschaften bilden die erste, reichste Quelle, welcher die Kultur und Civilisation in Amerika entspringt. Das Bedürfnis bahnt denselben den Weg; der Gewinn lockt zu ihrer Bearbeitung; die praktische Brauchbarkeit dieser Wissenschaften wird Liebe zu denselben und späterhin auch allgemeine wissenschaftlichen Sinn erwecken.

Eine zweite Quelle der Bildung ist die Politik. Auch sie wird hier von einem ganz andern Punkte aus angegriffen, als drüben. Während in Europa die Politik und die verwandten Zweige prinzipiell und theoretisch betrieben werden, und man sich mehr um die Grundsätze, wie um die Realisation derselben kümmert; während man dort immer vom Allgemeinen zum Besonderen schreitet, und vom Ganzen ausgeht, um zum Theile zu gelangen: fängt die amerikanische Politik bei dem unmittelbaren Bedürfnisse an, beim einzelnen, lokalen Interesse, und gelangt nur durch Verbindung und Vermittelung dieser verschiedenen Einzelinteressen, nur durch Befriedigung der sich in verschiedenen Gegenden oft ganz entgegenstehenden Bedürfnisse zu einem systematischen Ganzen. Der Amerikaner fängt seine politischen Studien nicht damit an, daß er den Aristoteles und Macchiavelli liest, oder über das absolute Recht und die verschiedenen Theorien desselben nachdenkt: nein, er fragt sich bei jeder Stadt- oder County-Wahl, welcher Mann am besten geeignet sei, das Interesse seines Wohnsitzes und damit auch sein eigenes Interesse zu vertreten. Er lernt den Stadthausbalt seiner Ward und seiner Stadt kennen, prüft die öffentlichen Unternehmungen, welche dort angelegt werden, vergleicht die Taxen, welche er bezahlen muß, mit den Leistungen, welche er von dem Gemeinwesen erhält, und sammelt sich auf diese Weise die ersten Anfänge der politischen und national-



ökonomischen Kenntnisse. Er sieht bald ein, daß das Interesse seiner Stadt mit den Interessen des Staates auf das innigste zusammenhängt; er kümmert sich auch um die Politik seines Staates. So gelangt er endlich zu allgemeinen politischen Kenntnissen, und falls er einen klaren Ueberblick über die Verhältnisse hat, wird er auch bald in den allgemeinen Fragen der Politik, in den Kongressangelegenheiten so bewandert sein, wie in den lokalen Verhältnissen. Eine solche politische Bildung, welche sich immer an das Nächstliegende anknüpft, und von diesem Punkte aus sich in weiteren Kreisen ausdehnt, hat einen festen Boden und steht auf festen Füßen; freilich braucht sie auch lange Zeit, um zum Ziele, zu einem vollständigen Systeme zu gelangen. Aber wenn auch heute dieses Ziel noch von Wenigen erreicht wird, ist der Weg dazu doch der sicherste und richtigste. Die politische Umwidmung, welche der Europäer hier vielfach bei Wahlen und Parteiumtrieben findet, tritt nur vielleicht deshalb so deutlich hervor, weil die Politik Gemeingut des Volkes ist; weil Jedermann, der Gebildete, der Halbgebildete, der Ungebildete, sich in dieselbe mischt; weil der Unbefähigte gerade so seine Meinung geltend machen kann, wie der Befähigte. Anstatt also über die vielfachen politischen Verfehrheiten und Unvollkommenheiten die Nase zu rümpfen, sollte man lieber daran denken, daß in dem gebildeten Europa die Regierungsmaschine, die Finanzverwaltung, die Gerechtigkeitspflege eben auch nicht viel regelmäßiger gehen würde, wie hier, wenn die ganze Masse des Volkes sich an dem Getriebe der Politik praktisch theilnähme. Wie es überhaupt unzulässig ist, zwischen den politischen Verhältnissen Amerika's und Europa's Parallelen anzustellen, weil dieselben verschiedene Bahnen laufen und verschiedenen Kulturstufen angehören, so ist dies um so mehr in jetziger Zeit der Fall, wo in Europa die Regierungen, wie die Völker, eben gerade keinen großen Beweis von Staatsklugheit geben.

Wie gesagt, der Weg ist noch nicht zur Hälfte zurückgelegt, aber wir sehen jetzt schon, daß er zum Ziele führt. In den Naturwissenschaften, wie in der Politik wandelt hier die Kultur dieselbe Bahn. Wir haben gesehen, daß in Europa die Civilisation von den entlegensten Punkten ausgeht, sich bei den Griechen und Römern ihre Grundlagen holt, und im Himmel der Gläubigen oder in dem Schattenreiche der absoluten Kategorien nach ihren Leitsternen sucht. Sie schließt sich aber in Amerika an das Bedürfnis an, geht von den zunächstliegenden Thatsachen und Verhältnissen aus, und schreitet vom Bekannten aus zum Unbekannten, vom Thatsächlichen zum Ideellen. Der Unterschied zwischen der analytischen und synthetischen Methode ist der Markstein zwischen der amerikanischen und europäischen Kultur.

Durch diese Betrachtung kommen wir zu einem Schlusse, der sehr gut zu dem Gange der modernen Kultur überhaupt und zu den Resultaten, welche wir aus den aufblühenden Naturwissenschaften gewonnen haben, paßt. Die Bildung, Kultur und Wissenschaft in Amerika ist durchaus eine erfahrungsmäßige. Der Schluß der Induktion ist in Amerika der gebräuchlichste. Freilich, wir müssen zugeben, daß alle Kenntnisse und Wissenschaften, welche jemals über diesen Erdball verbreitet worden, nur aus der Erfahrung entstanden sind, aber sie wurden nicht immer als erfahrungsmäßige erkannt und behandelt. In Griechenland z. B. sungen Thales, Anaxagoras Aristoteles die Naturwissenschaften mit philosophischen Kategorien, statt mit der Beobachtung und dem Experiment an. Wie nun überhaupt als eine Folge der reiferen Einsicht und deshalb auch der größeren Bescheidenheit in wissenschaftlichen Dingen die Unterwerfung der Vernunft unter die Erfahrung in fast allen Gebieten der Wissenschaft durchgesetzt ist, so scheint gerade Amerika das Terrain zu liefern, wo die Erfahrungswissenschaften, unbehindert von allen Vorurtheilen und Gewohnheiten der Vergangenheit, ihre volle und reiche Entfaltung finden.

Es ist ein glückliches Verfahren, wenn man die Systeme und Begriffe nicht an die Thatsachen als einen Maßstab anlegt, welchem sie sich nach unserem Belieben fügen müssen, sondern wenn man die Begriffe aus den Thatsachen selbst entwickelt. Die Vernunft ist allen Dingen in manent. Eben so wenig, wie wir einen Gott außerhalb der Welt glauben, dürfen wir die Bedeutung, den Begriff irgend einer Sache, eines Ereignisses, eines Zustandes von dieser Sache selbst trennen. Es scheint mir, daß wir nur die Fähigkeit zum Begriff, nicht aber den Begriff selbst in uns tragen, und daß unsere Denkopoperationen, wenn wir sie richtig verstehen, in nichts Anderem bestehen, als die Vernunft in jedem Dinge und Ereignisse zu entdecken. Die Vernünftigkeit ist also nicht so sehr eine Eigenschaft der Personen, wie der Dinge. Wenn wir einen Gegenstand schwer, elektrisch, magnetisch nennen, so liegt die Schwere, die Elektrizität, der Magnetismus doch gewiß nicht in uns, sondern in dem Objekte, und ebenso ist es mit der Vernünftigkeit. Wo wir also in irgend einem Gegenstande, einem Ereignisse keine Vernünftigkeit finden, so dürfen wir auf nichts Anderes schließen, als daß uns das Verständniß dafür, das helle Auge und der klare Blick, fehlt. Eine solche Auffassungsweise wird allen unseren Beobachtungen, Meinungen und Ansichten eben so viel Bescheidenheit, wie Sicherheit geben.

Wir glaubten uns dieser Auseinandersetzung nicht überheben zu dürfen, weil wir es für unsere Pflicht erachteten dem Publikum und uns selbst den Standpunkt anzudeuten, von welchem aus wir das Verständniß der uns umgebenden und uns beschäftigenden Ereignisse und Zustände suchen. Wir werden den Weg der Erfahrung gehen und uns der analytischen Methode bedienen. Wir wollen unsere vorgefaßten Meinungen dem Publikum nicht aufdringen, sondern die Ereignisse und Thatsachen selbst reden lassen. Das Verständniß liegt in den Thatsachen; wir müssen nur den Schlüssel dazu finden, jenen Schlüssel, den Mephisto dem Faust reicht, damit er auf den tiefsten Grund der Dinge, damit er zu den „Müttern“, den Urheberinnen aller Erkenntniß und Einsicht komme. Je weniger wir selbst zu den Dingen hinzuthun, desto besser begreifen wir sie; und in diesem Sinne sagt Faust zu Mephisto:

„In deinem Nichts hoff' ich das All' zu finden.“

So wollen wir, uns an das Zunächstliegende anschließend und von den Thatsachen ausgehend, die Ereignisse der Gegenwart an uns vorübergehen lassen. So verschieden und widerspruchsvoll sie sich auch in unserem Auge gestalten, finden wir am Ende doch den Mittelpunkt aller der Schwingungen und Strömungen, welche dies Zeitalter bewegen. Die Wissenschaften, der Handel, die Politik, die schönen Künste, die Industrie, Alle folgen doch am Ende einem Gesetze, einem Prinzip, und treffen in einem Brennpunkte zusammen, einem Punkte, wo die Schwerkraft des Jahrhunderts liegt und der Genius desselben, wie die Dichter sagen, in geheimnißvoller Abgeschlossenheit thront. Dieser Genius des Jahrhunderts tritt immer mehr und mehr aus dem mythischen Dunkel hervor, aus der unnahbaren Tiefe, wo die Geister der Vergangenheit und der Zukunft sich die Hände reichen; er zeigt sich uns deutlich und verständlich, und spricht mit uns Sterblichen, wie bei Homer der alte Vater Zeus mit seinem hellenischen Volke. Ein Jahrhundert, wie das unserige, vorbereitet durch zwei große Revolutionen und eingeleitet mit dem Kanonendonner von ganz Europa, ist bestimmt, die größten Ereignisse zu gebären, welche jemals der Griffel der Geschichte in unvergänglichem Marmor einschrieb. Sehen wir diesen Ereignissen mit Hoffnung und Freude entgegen, aber auch mit Ruhe und Selbstvertrauen entgegen, und berücksichtigen wir bei jeder ängstlichen und verwirrenden Katastrophe, daß wir mit Allem versöhnt sind, was wir erkennen!

## Das Klima in Europa und in Amerika.

Ein Beitrag zu einer vergleichenden Meteorologie beider Kontinente.

Jeder, der von Europa nach Amerika kommt, merkt die großen klimatischen Unterschiede zwischen beiden Ländern, und in den meisten Fällen nicht zu seinem Vortheile und seiner Bequemlichkeit. Die Aerzte gruppiren eine Menge von Krankheiten um diese klimatischen Verhältnisse. Wenn auch viel Humbug damit gemacht wird, wenn auch öfter die Unwissenheit des Arztes, als das Klima, die Hauptrolle am Krankenbette spielt, so sind doch die Einflüsse desselben nicht zu verkennen, und bringen nicht nur endemische und epidemische Krankheiten hervor, sondern wirken auch in der Landwirthschaft, in vielen Gebieten der Industrie auf eine auffallende Weise.

Der Mensch ist als ein Produkt der Natur von derselben, von ihren Gesetzen, Bedingungen und Veränderungen abhängig. So großen Spielraum ihm auch die Natur gestattet, eine so weite Sphäre des Strebens und der Thätigkeit sie ihm auch anweist: — er kann sich doch niemals über die Natur erheben, nie ihre Gesetze umgehen und verleugnen. Wenn deshalb auch die klimatischen Unterschiede von der Zähigkeit und Biegsamkeit des Menschen vielfach überwunden werden, so ist der große Einfluß derselben auf das körperliche und geistige Leben desselben niemals zu verkennen.

Man hat gesagt, daß der Mensch die einzige Thiergattung sei, welche terrestrische Ubiquität habe, welche in allen Zonen und Klimaten leben könne. Dies ist durch viele auffallende Beispiele bewiesen. Die alte Garde Napoleon's focht unter der brennenden Sonne Aegyptens mit demselben Muth, wie bei dem heftigsten Froste auf den russischen Schneefeldern. Die römischen Legionen lebten in Afrika, wie in Britannien. Alexander von Humboldt erstieg den Chimborasso in Amerika und den Altai in Asien. Daß es dem Menschen möglich sei, überall zu leben, die äußersten Polargegenden ausgenommen, ist unzweifelhaft. Die ganze Erde ist Eigenthum des Menschengeschlechts, und überall, wo er sich wohl fühlt, ist seine Heimath.

Die gemäßigte Zone ist jedoch das eigentliche Terrain für die weiße Rasse. Nur in der gemäßigten Zone blühte ehemals und blüht jetzt noch menschliche Kultur. Weder die Polar- noch Tropengegenden haben eine selbstständige Geltung. Aber auch innerhalb der gemäßigten Zonen geben sich die größten klimatischen Unterschiede kund, und der Mensch muß seinen ganzen Scharfsinn und alle seine Kenntnisse anwenden, um diese Unterschiede zu überwinden.

Nirgend in der gemäßigten Zone finden sich aber so große Unterschiede im Klima, in der Temperatur, im Luftdrucke, in der Feuchtigkeit der Luft vor, wie gerade auf dem nordamerikanischen Kontinente.

Das allgemeine Gesetz für die Temperatur ist, daß die Differenz zwischen Hitze und Kälte um so größer ist, je weiter man von dem Aequator entfernt

ist. Am Aequator sind die Jahreszeiten sich einander ziemlich gleich, während in den Polargegenden auf einen heißen Sommer ein alles Leben vernichtender Winter folgt. Aber diese Unterschiede sind nicht allein vom Breitengrade abhängig; dies könnte nur dann der Fall sein, wenn die ganze Erde mit Wasser, welches überall auf gleiche Weise die Wärmestrahlen absorbiert und wieder ausstrahlt, bedeckt wäre. Die Gestalt des Landes, die Nähe des Meeres, die Richtung der Gebirgszüge, die herrschenden Winde kommen hierbei in Betracht. Je weiter man sich deshalb von dem Meere entfernt, als dem allgemeinen, unveränderlichen Regulator der Temperatur, desto größer werden die Gegensätze derselben.

Der Unterschied zwischen Land- und Seeklima kann sich in Europa nicht so auffallend zeigen, wie in Amerika, weil Europa eine ungefähr dreifach so große Küstenentwicklung hat, wie der nordamerikanische Continent. Daher kommt es auch, daß Europa im Allgemeinen bedeutend wärmer ist, als Nordamerika. Halifax und Bordeaux z. B. liegen fast auf demselben Breitengrade; die erste Stadt 44°39', die zweite 44°50' n. Br., und die mittlere Temperatur in Halifax ist nur 6,5 Gr. Reaumur, während sie in Bordeaux 13,9 Gr. beträgt. Und Halifax liegt am Meere; das Seeklima erhöht immer die Temperatur um einige Grade; im Innern des Landes steigt die Differenz noch mehr. Albany und Boston liegen unter fast gleicher Breite, wie Rom; Albany unter 42°39', Boston 42°21', Rom 41°54'; die mittlere Temperatur in Albany ist 9,2 Gr. Reaumur, in Boston 9,3 Gr., in Rom jedoch 15,4 Gr. Nehmen wir eine Stadt des Südens; Baltimore, 39°17' nördl. Breite gelegen, hat eine mittlere Temperatur von 11,6 Gr. R., während Neapel, welches noch nördlicher, 40°51', liegt, 16,7 Gr. Reaumur aufweist, und Lissabon, 38°45' nördl. Breite gelegen, 16,4 Gr. Reaumur zeigt.

Viel mehr jedoch, wie die mittlere Temperatur, unterscheiden sich die Temperaturen der einzelnen Jahreszeiten von einander. Der mittlere Jahresunterschied zwischen Halifax und Bordeaux ist 7,4 Gr. R.; die mittlere Temperatur des Winters differirt dagegen um 10,5 Gr. (die Wintertemperatur von Halifax ist —4,4, die von Bordeaux 6,1); im Frühling ist die Differenz zwischen den beiden Städten eben so groß (Halifax 2,9 Gr., Bordeaux 13,4°; im Sommer dagegen sinkt der Unterschied bedeutend und beträgt nur 4,5°. Die Differenz zwischen dem kältesten und wärmsten Monate beträgt in Halifax 24,4 Gr.; in Bordeaux dagegen nur 17,9 Grad Reaumur.

Wenn wir Albany und Rom vergleichen, — ein Vergleich, der vielleicht nicht nur den Thermometer angeht, — so finden wir in Albany die Wintertemperatur auf —3,0 Gr.; in Rom beträgt sie 8,1 Gr.; der Unterschied ist also 11,1 Gr. Die mittlere Wärme des Frühlings ist in der ersten Stadt 8,7 Gr., in der zweiten 14,1 Gr.; die Differenz sinkt also auf 5,4 Gr. Im Sommer ist die Temperatur fast gleich; in Albany beträgt sie 20,9 Gr., in

Rom 22,9 Grad Reaumur. Ein italienischer Sommer und ein sibirischer Winter kennzeichnet das amerikanische Klima.

Die Isothermen—diejenigen Linien, welche gleiche mittlere Temperatur für das ganze Jahr anzeigen—laufen von Europa nach Amerika in südwestlicher Richtung. Auf dem nordamerikanischen Kontinente gehen sie mit den Breitengraden ziemlich parallel, bis sie in der Nähe des Felsengebirges ungefähr um vier Grade südlich gehen. Größere Curven beschreiben die Linien gleicher mittlerer Sommer- und Wintertemperatur. Die Sommerlinie, Isotherme, welche in der Gegend von San Francisco anfängt, läuft in nordöstlicher Richtung weit nach dem britischen Nordamerika hinauf, bis daß sie die südliche Spitze der Hudsonbai erreicht, wo sie sich dann wieder südlich wendet, bis daß sie in Neuschottland das atlantische Meer findet. Sie steht am atlantischen Ocean vier Grade nördlicher, als am pazifischen; und ihr südlichster Punkt ist gegen hundert geographische Meilen von ihrem nördlichsten Punkte entfernt. Hieraus sehen wir, daß der Sommer im Innern des Landes bedeutend heißer ist, als an den Küsten, da, wie gesagt, das Meer einen equalisirenden Einfluß ausübt. Die Hudsonbai, welche weit nach Norden hineinreicht, macht den Sommer ihrer Umgebung kälter und stößt die Isotherme wieder um fast zwei Grade zurück. Wir sehen ferner, daß unter gleichen Breitengraden die Sommer am pazifischen Ocean nicht so heiß sind, wie am atlantischen. Dies bewirkt zum großen Theile der Golfstrom, der von der Küste von Florida her die Gestade Nordamerica's umspült, und in einer Breite von 60 bis 300 englischen Meilen und in einer Schnelligkeit von 3 bis zu 4 Meilen den Tag, das Wasser der Tropengegenden dem nördlichen atlantischen Ocean zuführt. Auch die Nähe des Felsengebirges hat Einfluß auf die kältere Temperatur Californiens.

Fangen wir die Linie gleicher Winterwärme, Isochimene, in Sicilien an, wo die mittlere Wintertemperatur +8° R. hat, so läuft diese Linie über die Pyrenäen hin nach dem biskayschen Meerbusen. Im atlantischen Ocean wendet sie sich nördlich bis zum vierzigsten Breitengrad. Bei den Azoren angelangt, nimmt sie wieder eine südliche Richtung an, bis daß sie ungefähr bei der Stadt Washington den amerikanischen Continent erreicht. Dann geht sie in einer ziemlich regelmäßigen Linie nördlich, bis sie in San Francisco den pazifischen Ocean trifft. Ueberall, wo diese Linie gezogen ist, beträgt die mittlere Wintertemperatur +8° R.

Ganz davon abweichend ist die Isochimene des Nordens, diejenige z. B. von —16° R. Sie läuft von der Baffinsbai vom 70. Gr. n. Br. direkt südlich bis zum 60. Gr. n. Br. und geht dann in südwestlicher Richtung bis zum südlichen Ende der Hudsonbai. Von dort geht sie nordwestlich bis zu den russischen Besitzungen in Amerika, wo sie wiederum den 70. Grad n. Br. erreicht. Sie beschreibt eine fast kreisförmige Linie, deren Centrum in Bœthia fest liegt.



Allenthalben auf dieser Linie ist die mittlere Temperatur des Winters — 10° Reaumur.

Wir halten es nicht für nothwendig, hier mehrere Linien gleicher Jahres-, Sommer- und Wintertemperatur zu zeichnen; man sieht aus den angegebenen Punkten zur Genüge, daß das Klima unseres Continentes ein excessives ist, wie Buffon es nennt. Die großen Differenzen zwischen Sommer- und Wintertemperatur wiederholen sich auch in kleineren Abschnitten; die Temperatur wechselt oft von einem Tage zum andern um zwanzig bis fünf und zwanzig Grad Reaumur, eine Erscheinung, die wir in Europa sehr selten und nur in den höchsten Gebirgsgegenden beobachten.

„Die bedeutende Senkung der Isothermen im Innern und an den Ostküsten von Nordamerika,“ sagt Pouillet-Müller, \*) „rührt zum Theil daher, daß die Südwestwinde hier nicht mehr Seewinde, sondern Landwinde sind, und deshalb hier nicht mehr den mildernden Einfluß ausüben können, wie auf den Westküsten.“ Die Bewohner der westlichen Staaten können gewiß diese Westwinde spüren, wenn diese in den Wintermonaten über unsere Ebenen wehen; sie bringen uns von den Felsengebirgen eine unangenehme Kälte mit. Da zwischen den Felsengebirgen und den Seen sich kein erhebliches Gebirge vorfindet, welches uns Schutz gegen diese Winde bieten könnte, so senden die Felsengebirge mit den Westwinden ihre Kälte fast über das ganze Terrain der Vereinigten Staaten, und diesem Grunde ist wohl mit das excessive Klima des nordamerikanischen Continents zuzuschreiben.

Ähnliche Curven, wie die Linien gleicher mittlerer Wärme beschreiben, sehen wir auch bei der Beobachtung des Pflanzenwuchses. Die Polarergrenze, bis zu welcher die Birke wächst, senkt sich von der nördlichen Spitze Norwegens herab, geht durch die Mitte von Island, läuft dann in Grönland ziemlich mit dem nördlichen Polarkreis parallel, und zieht sich in verschiedenen Curven, welche durch die Einflüsse des nördlichen Eismeeeres gebildet werden, bis zur Behringsstraße hin. Die Polarergrenze der Eiche ist in Norwegen etwa unter dem 62. Grad n. Br., in New-Foundland dagegen unter dem 50. Grad n. Br., so daß also diesem Baume im nördlichen Europa ein Raum von zwölf Breitegraden mehr angewiesen ist, als in Amerika. Während in Canada nördlich vom 50. Grad n. Br. keine Eichen mehr wachsen, steigt die Polarergrenze derselben in der Nähe der Felsengebirge wieder nördlich, bis daß sie unter 59° n. Br. den pazifischen Ocean trifft.

Am auffallendsten sind jedoch die Abweichungen, welche die Polarergrenze der Gerste erleidet. Da die Gerste in Amerika eine so sehr beliebte Pflanze und ein gutes Arzneimittel gegen den Temperenzfanatismus ist, so wollen wir das Terrain, welches ihr hier angewiesen ist, etwas genauer angeben. Während

\*) Lehrbuch der Physik und Meteorologie. Braunschweig. 1853.

in Europa die Gerste noch in dem größten Theile von Schweden und Norwegen bis zu 70 Grad nördl. Breite wächst, gedeiht sie in Neu-Schottland nur bis zum 42. Grade nördl. Breite; diese große Differenz ist jedenfalls noch von andern Ursachen abhängig, als von Temperatur-Verhältnissen. Von Neu-Schottland aus steigt die Polargrenze der Gerste wieder um zwei Grade nördlich, so daß sie fast die südliche Spitze der Hudsonbai berührt und ein großer Theil des westlichen Canada's dem Gerstenbaue offen steht. Aber von dort wendet sich die Grenzlinie wieder nach Süden und schließt das Land nördlich vom Oberen See gänzlich vom Gerstenbau aus. Sie geht durch den nördlichen Theil von Wisconsin und begleitet den Wisconsin-Fluß bis zum Mississippi. Wir sehen also, daß das beste Gerstenland Amerika's, Wisconsin, hart an der Polargrenze des Gerstenbaues liegt. Vom Mississippi aus senkt sich die Grenze noch südlicher, so daß sie in der Nähe der Felsengebirge den 41. Grad nördl. Breite erreicht, also einen Abstand gegen Europa von 29 Breitengraden oder 435 geographischen Meilen. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß durch die steigende Bodenkultur in Amerika mit der Zeit diese große und unerklärliche Differenz vermindert werde. An der Pacific-Küste gedeiht die Gerste bis zum 44. Grade nördlicher Breite.

Auch die Polargrenze des Weinstockes zeigt uns auffallende Kurven. Während sie in Europa mit dem 50. Breitengrade fast parallel läuft, trifft sie Nordamerika ungefähr an der nördlichen Grenze des Staates Maine, etwa unter 43 Grad nördl. Breite. Von dort aus wendet sie sich wieder nördlich um fast zwei Grade, oder 120 englische Meilen. Nördlich vom Erie-See läuft sie durch West-Canada, durchschneidet den Huron- und Michigan-See, wie auch Wisconsin in einer Richtung, welche noch nicht genau bekannt ist, und die auf den vorhandenen Karten gewiß viel zu südlich angegeben ist. Wisconsin z. B., welches auf den Bromme'schen Karten nördlich von der Polargrenze des Weinstockes liegt, und also der Weinkultur unzugänglich angegeben wird, ist gewiß derselben fähig, wenigstens was den südlichen Theil desselben anbetrifft, — wenigstens ebenso fähig, wie Sachsen; — wenn auch hier der Weinbau vielleicht nicht mit Vortheil betrieben werden kann, ist die natürliche Möglichkeit dazu doch keineswegs zu bezweifeln. Wie die nördliche Grenze des Weines westlich von Missouri läuft, ist wegen der mangelhaften Kultur des Landes nicht mit Sicherheit anzugeben. Wahrscheinlich wird sie wohl nicht viel vom 40. Breitengrade abweichen. An der Küste des Stillen Oceans soll sie den 39. Breitengrade treffen.

Wir sehen im Allgemeinen, daß der Pflanzenwuchs an der nördlichen Ostküste Nordamerika's viel engere Grenzen hat, als in Europa, und selbst im Innern des Landes. Die Ursache davon ist wohl in den kalten Meeresströmungen zu suchen, welche sich an den Ostküsten von Amerika von Norden nach Süden ziehen. Portlet-Müller sagt hierüber: „Eine solche Strömung, von Spitzbergen

herkommend, geht zwischen Island und Grönland hindurch und vereinigt sich dann mit den aus der Hudsons- und Baffinsbai kommenden Strömungen, um an der Küste von Labrador herab bei New-Foundland vorbeizutreiben und sich unter dem 44. Breitengrade in den Golfstrom zu ergießen. Diese arktische Strömung trägt die Kälte der Polarregionen theils durch die niedrige Temperatur des Wassers, größtentheils aber durch die schwimmenden Eisberge in die südlicheren Gegenden.“

Am ausgedehntesten sind die Polar Grenzen des Pflanzenwuchses in der Nähe der fünf Seen. Die Uferländer dieser Seen scheinen überhaupt, was die klimatischen Verhältnisse an betrifft, sich vortheilhaft vor den anderen Regionen Nordamerika's auszuzeichnen. Weiter im Westen, in Nebraska und den Indianerterritorien, sinken die Isothermen und Pflanzengrenzen wiederum um einige Breitengrade hinab, bis daß sie an den Felsengebirgen ihren niedrigsten Punkt erreichen. Am westlichen Abhange der Felsengebirge ist der Pflanzenwuchs um zwei bis drei Breitengrade beschränkter, als an der Ostküste.

Wir geben zu, daß, was den westlichen Theil des nordamerikanischen Continentes an betrifft, die angestellten Untersuchungen zum großen Theile noch ungenau sein mögen, sowohl was die Temperatur, als den Pflanzenwuchs betrifft. Hat einmal erst die Pacificbahn Kultur in die Regionen der Felsengebirge getragen, so werden sich vielleicht nicht nur die hier mitgetheilten Beobachtungen rectificiren, sondern auch die klimatischen und Bodenverhältnisse selbst ändern.

Die barometrischen Schwankungen folgen auf unserm Continente dem allgemeinen Gesetze, daß sie im Allgemeinen um so mehr zunehmen, je weiter sie sich vom Aequator entfernen. Während die mittlere monatliche Amplitude der Barometerschwankungen in der Havana 6,38 Millimeter beträgt, erreicht dieselbe in New-Haven (Connecticut) 25,28 Millimeter. „An der Ostküste von Nordamerika,“ sagt Pouillet-Müller, „sind die zufälligen Schwankungen des Barometers viel größer als an den Westküsten von Europa; sie sind in New-Haven und in dem 11° 21' nördlicher gelegenen Berlin fast gleich; die isobarometrischen Linien steigen also von den Ostküsten Nordamerika's nach Europa und entfernen sich dann um so weiter vom Aequator, je weiter man in das Innere des Continentes der alten Welt kommt.“

Dasselbe findet auch bei dem nordamerikanischen Continente statt. Die Anien gleicher Barometer-Schwankungen gehen von der Ostküste aus nordwestlich und beschreiben hier fast ähnliche Curven, wie die Linien gleicher Wintertemperatur. Die isobarischen Linien bilden Clypsen, deren Radien nach Norden zu kleiner werden. Diese Veränderungen sind wesentlich durch die Veränderungen im Feuchtigkeitsgehalte der Luft bestimmt.

In wiefern sich nun das nordamerikanische Klima von dem europäischen in Bezug auf den Feuchtigkeitsgehalt der Luft auszeichne, darüber sind verschiedene Ansichten laut geworden. Wir müssen hier sehr unterscheiden zwischen dem

absoluten Wassergehalte der Luft, und der relativen Trockenheit und Feuchtigkeit derselben. Es sei mir vergönnt, über diesen Unterschied eine Bemerkung des schon mehrfach citirten Pouillet-Müller anzuführen. „Wir sagen,“ heißt es hier, „die Luft ist trocken, wenn das Wasser rasch verdunstet und wenn befeuchtete Gegenstände durch dieses rasche Verdunsten schnell trocken werden,“ dagegen sagen wir, „die Luft ist feucht, wenn befeuchtete Gegenstände an der Luft nur langsam oder gar nicht trocknen, wenn die geringste Temperaturerniedrigung feuchte Niederschläge bewirkt und wenn etwas kältere Gegenstände sich mit Feuchtigkeit überziehen. Wir nennen also die Luft trocken, wenn sie weit von ihrem Sättigungspunkte entfernt ist, feucht dagegen, wenn der Thaupunkt der Temperatur der Luft sehr nahe liegt.“ Die Ausdrücke trocken oder feucht sind also sehr relativ. Herr Desor, der bekannte Neuchâtelter Naturforscher, hat in der „Revue Suisse“ über den Feuchtigkeitsgehalt des nordamerikanischen Continents eine Abhandlung veröffentlicht, worin er als die Haupteigenschaft des amerikanischen Klima's die große, durch die Landwinde hervorgerufene Trockenheit der Luft angiebt. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Ansicht vielfache und richtige Beobachtungen zu Grunde liegen, doch sind die Folgerungen, welche Herr Desor darauf baut, jedenfalls zu weitgehend. Wir können hier nicht alle die Beobachtungen aus dem bürgerlichen und gewerblichen Leben, auf welche Desor seine Ansichten stützt, mittheilen, weil dies uns zu weit führen würde. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Desor betrachtet das Haar als einen natürlichen Feuchtigkeitsmesser, ganz in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen, auf die Saussure sein Instrument, den Hygrometer, basirte. Unter den vielen organischen Körpern, welche die Eigenschaft haben, Wasserdampf zu absorbiren, und sich dabei verhältnißmäßig zu verlängern, steht in erster Reihe das Haar. Saussure befestigte an einem Haare einen leicht beweglichen Zeiger, der diese Verkürzung und Verlängerung des Haares bei feuchter oder trockener Luft mit ziemlicher Regelmäßigkeit darstellt. Nach Desor nun trägt jeder Mensch Arten solchen Hygrometer auf seinem Kopfe. Er will an dem amerikanischen und indianischen Haupthaare, das sich streckt und straff wird, sich in Stränge fleht u. s. w., die Trockenheit der Luft beweisen. Dies steht mit vielen anderen Beobachtungen in Uebereinstimmung und könnte vielleicht auch den großen Wasserdurst erklären, der unsere Temperenzfanatiker besetzt. In wiefern diese Trockenheit der Luft mit den epidemischen Krankheiten dieses Landes oder gar mit den Gewohnheiten und dem Charakter des Volkes in Uebereinstimmung steht: dies zu bestimmen, sind wohl mehr Beobachtungen und Erfahrungen nothwendig, als uns bis jetzt zu Gebote stehen. Jedenfalls ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen dem Binnen- und Uferlande sehr bedeutend, und selbst unsere Seen und Ströme werden die Ursache sein, daß sich die Beobachtungen Desor's nicht überall bewahrheiten. Es liegen über diesen Gegenstand vier allgemeine feststehende Thatsachen vor: erstens, nimmt der absolute Wasser-

gehalt der Luft unter sonst gleichen Umständen von dem Aequator nach den Polen hin ab; der Norden ist trockener, wie der Süden; je höher die Temperatur ist, desto mehr Wasserdämpfe müssen sich bilden; zweitens, ist die Luft im Innern der Kontinente trockener, als in der Nähe der Meere; drittens, ist die Gebirgsluft trockener, als die im Thale; viertens, muß die Luft in der Nähe der Urwälder, wo die Sonne das Wasser nicht abdampfen kann, trockener sein, als in kultivirten Landstrichen.

Wir haben schon berührt, daß die Menge der Niederschläge der atmosphärischen Luft, die Menge des Regens und des Schnees, grade nicht den Maßstab für die Feuchtigkeit der Luft selbst abgiebt. Die Wassermenge, welche in den Vereinigten Staaten niederfällt, ist wenigstens so groß, wie die in Europa; an der Ost- und Westküste ist sie bedeutend größer. Das Innere des Kontinentes ist allerdings auf den Regenarten ziemlich weiß gelassen, aber die Küsten sind stark schattirt. In Neufundland und Neu-Schottland ist die Regenmenge noch größer, als in England und Holland; an der Ostküste der Union beträgt, in einer Breite von 100 bis 150 englischen Meilen, die Menge der Niederschläge beiläufig ebenso viel, wie in den deutschen Rheingegenden. Im Innern des nordamerikanischen Kontinentes dagegen, und namentlich im nördlichen Theile, in der Provinz des Winterregens, beträgt die Regenmenge nicht mehr, als im Innern des europäischen Rußlands. Vergleichen wir die Uferländer der fünf Seen mit dem westlichen Europa, so finden wir in Europa ein bis anderthalbmal so viel Regen und Schnee, als hier; Milwaukee und Heidelberg z. B. verhalten sich in dieser Beziehung vielleicht wie 1 : 3. Wenn man zu diesem Mißverhältniß die andauernden trocknen Landwinde, welche hier herrschen, rechnet, wie auch die Ausdehnung der Urwälder, die der Verdunstung des gefallenen Regens entgegenstehen, so kann man allerdings begreifen, daß und weshalb die Luft im Innern des Landes trockener ist, als im westlichen Europa.

Man kann indessen wohl nicht, wie Desfer es zu beabsichtigen scheint, alle klimatischen Unterschiede zwischen hier und dort auf die Differenz des Feuchtigkeitsgehaltes zurückführen. Die geringere mittlere Temperatur, die größeren Schwankungen des Thermometers und Barometers, die größeren Excesse und Differenzen des Klima's, die verschiedene Richtung der Winde, der bedeutende Unterschied zwischen Land- und Seeklima, und vor Allen der Unterschied zwischen kultivirten und unkultivirten Landstrichen und der davon abhängige Sauerstoffgehalt der Luft, bieten ebenso viele beachtenswerthe Motive zu einer vergleichenden Meteorologie beider Länder dar, wie die Differenzen im Feuchtigkeitsgehalte der Luft. Auch scheinen mir die Consequenzen, welche der schweizerische Naturforscher aus seinen hygrometrischen Beobachtungen auf den allgemeinen Charakter, die Sitten und Gewohnheiten des amerikanischen Volkes zieht, mindestens gesagt, sehr übertrieben zu sein. Wenn man auch die Einflüsse des Klima's auf das körperliche und geistige Wohlbestinden einer Nation nicht ganz



ableugnen kann, so thut man doch wohl daran, nicht Alles dem Klima zur Last zu legen, sondern auch andere Elemente, wie Abstammung, Geschichte, politische Verfassung, Beschäftigung der Beurtheilung eines Volkscharakters zu Grunde zu legen. Die Beobachtungen, welche man in dieser Beziehung bei den europäischen Völkern machen kann, sollten auch bei der Beurtheilung ähnlicher Verhältnisse in Amerika berücksichtigt werden. Die Spanier z. B. wohnen in demselben südlichen und sonnigen Klima, wie die Italiener, unterscheiden sich aber durch den Ernst, die Schwermuth, die Morosität, den Fanatismus ihres Volkscharakters sehr von den Landsleuten Beccaccio's und Rossini's. Murillo hat ganz andere Bilder gemalt, als Raphael; die spanische Malerschule erinnert eher an die niederländische, als an die italienische. So geht der Unterschied durch alle Verhältnisse hindurch. Die Kinder des grünen Erin ferner, welche in einem Nebellande wohnen, das an das schwerfällige England oder an das lanpreuige Holland erinnert, wetteifern an Leichtsinzigkeit und guter Laune mit den Maccaronieffern des Südens und dem dolce far niente des neapolitanischen Lazzaroni. Solche Bemerkungen verhindern uns daran, auf die klimatischen Einflüsse bei Beurtheilung des Volkscharakters ein allzu großes Gewicht zu legen.

Man hat vielfache Befürchtungen ausgesprochen, daß unter den Einflüssen des Klima's, dessen Hauptzeigenthümlichkeiten wir hier angegeben haben, die Gesundheit und Kräftigkeit des amerikanischen Volkes degeneriren werde. Ohne die nachtheiligen Folgen des hiesigen Klima's ganz ableugnen zu wollen, können wir uns diesen Befürchtungen nicht ganz anschließen. Das Klima wird sich hier mit der steigenden Kultur und Bodenbebauung schon ändern und verbessern. Die Beobachtungen der letzten zehn Jahre verbürgen dieß. Schon in den letzten zehn Jahren ist die Temperatur gestiegen, haben sich die Schwankungen des Barometers und Thermometers verringert, sind die Polargrenzen des Weinstockes, des Getreides und anderer Pflanzen ausgedehnt. Das Austreten der Sümpfe, das Ausroden der Wälder, die Bebauung des Bodens mildern die Schroffheiten des Klima's. Das erste Umbrechen des jungfräulichen Bodens hat allerdings einen nachtheiligen Einfluß auf das Klima, indem der umgepflügte Boden einen Theil des Sauerstoffes der Luft an sich zieht, und Kohlen säure ansathmet. Aber sobald sich das geklärte Land mit der Ernte bedeckt, hören diese nachtheiligen Wirkungen auf; die stehenden Wasser werden aufgetrocknet; die Luft kann sich mit Wasserdämpfen sättigen; der Sauerstoffgehalt derselben vermehrt sich. Wie schnell diese Verbesserungen im Klima bewerkstelligt werden können, dies springt in die Augen, wenn wir einzelne Städte im Westen, wie Detroit, Chicago, Cleveland und unser freundliches Milwaukee in ihrem Wachsthum und Gedeihen beobachten. Durch die lokalen Verbesserungen in diesen Städten und deren Umgebung verringert sich die Sterblichkeit von Jahr zu Jahr um  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{2}{3}$  Prozent, eine Verringerung, welche

Alles übertrifft, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist, und die zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Chicago z. B., das noch vor wenigen Jahren als eine der ungesundesten Städte verschrien war, hat jetzt nur noch eine Sterblichkeit von 1 : 45 ; und in Milwaukee stellt sich dieses Verhältniß noch günstiger heraus. Wir können mit Sicherheit behaupten, daß in kurzer Zeit die großen Differenzen und Excesse des Klima's verschwinden und Nordamerika das gesundeste und für alle Arten der Bodenbebauung passendste Land der Erde sein wird. Lesen wir die Schilderungen, welche die alten Schriftsteller zu den Zeiten der Römer oder Karls des Großen von unserem freundlichen Deutschland machten, und vergleichen wir dieselben mit den heutigen klimatischen Verhältnissen, so sehen wir eine Verbesserung, ähnlich der, die sich im Klima Nordamerika's vorbereitet, nur mit dem Unterschiede, daß das, wozu drüben Jahrtausende nothwendig waren, sich hier innerhalb eines Lebensalters vollendet.

Auch das Klima ist ein Produkt menschlicher Kultur ; auch die atmosphärische Luft rings um uns her, wie der Boden unter unseren Füßen, muß von der menschlichen Intelligenz durchdrungen sein, um für uns genießbar und wohlthätig zu werden. \*)

---

### Das amerikanische Schulsystem. †)

Vergleiche: Report to the Board of regents of the University of Michigan by Henry P. Tappan, 1853.

Annual report of the State Superintendent of Public Instruction for the state of Wisconsin, 1853.

Man kann oft recht verstimmt, verdrießlich, ungesellig sein, und durch eine frohe Erinnerung, durch einen hellen, frischen Gedanken aus der üblen Laune herausgerissen werden. Wer hat nicht schon die Erfahrung an sich gemacht, daß irgend ein Gegenstand, den wir mit Vorliebe betrachten, ein Gedicht, ein Lied, ein Bild, das wir lieb gewonnen haben, die Kraft eines Talismans auf uns ausübt, und die Erinnerung daran, wie der Pinselstrich jenes Malers, das weinende Kind in ein lachendes umwandelt. Ein solcher Talisman ist mir,—

---

\*) Wir beschränken uns hier auf die allgemeinsten Andeutungen, werden aber in einer der nächsten Nummern einige spezielle Nachweisungen über die klimatischen Verhältnisse Wisconsins geben. Auch ersuchen wir unsere Freunde in anderen Staaten, welche im Besitze meteorologischer Beobachtungen sind, uns dieselben gefälligst mittheilen zu wollen. D. Reb.

†) Die „Atlantis“ hat sich schon früher vielfach mit dem amerikanischen Schulwesen beschäftigt, und einige englische Blätter haben die dahin bezüglichen Artikel aufgenommen. Der Raum der Monatshefte erlaubt uns, in einer Reihe von Artikeln diesen Gegenstand spezieller und umfassender, als bisher möglich war, zu behandeln. D. Reb.

ich gestehe es gern;—die Freischule. Wenn man in den Wüsteneien der Politik umhergeirrt ist, und sich dort an den impotenten Versuchen unserer Weltverbesserer, wie an den schamlosen Untrieben der Reaktion genügend gelangweilt hat, so trifft man das Institut der Freischule wie eine frische, lachende Dase an, auf welcher alle Hoffnungen der Zukunft grünen und blühen. Ja, die Freischule ist der gesunde, kräftige Kern dieser Republik, und es ist wohl schwerlich eine bessere Garantie für die Freiheit dieses Landes zu finden, als dieses Institut. Während in vielen anderen Einrichtungen dieses Landes die Grundsätze, welche der Unabhängigkeitserklärung zu Grunde liegen, mehr oder weniger verkümmert, verunstaltet, verwischt sind, tragen die Freischulen noch immer den echten, republikanischen Charakter; hier ist nicht wie in manchen anderen Dingen zu wünschen, daß man einen anderen Weg einschlage, sondern nur, daß der betretene Weg eingehalten und auf demselben energisch fortgeschritten werde. Die Grundsätze, nach welchen die Freischulen eingerichtet sind, entsprechen den höchsten Ideen, welche die Philosophen vom Staate und der menschlichen Gesellschaft erdacht haben. Daß man die Erziehung zu einer Sache des Staates gemacht hat, dies ist eine würdige Auffassung von den Rechten und Pflichten des Staates. Das beliebte „Hilf dir selbst!“, welches in der Politik dieses Landes eine so große Rolle spielt, ist hier glücklicherweise weggelassen worden; der Staat betrachtet sich in dieser Beziehung als einen Verein von solidarisch verbundenen Menschen, als einen socialen Verband, der die Bildung und damit alle Resultate derselben, Wohlstand, Sittlichkeit, Freiheit, allen seinen Mitgliedern garantirt. Daß ferner die Religion aus der Schule gesetzlich verbannt ist, dies ist eine Eigenschaft, deren Vortrefflichkeit wir erst dann recht einsehen, wenn wir die Mißbräuche betrachten, welche aus der Verbindung des Staates und der Kirche, der Politik und Religion entstehen. Es wird in diesem Lande um so mehr Schaugepränge mit der Religion getrieben; je weniger ein wahres, tiefes religiöses Gefühl existirt. Daß trotz aller dieser religiösen Ostentation, trotz alles Jesuitismus, aller methodistischen und puritanischen Heuchelei, die Religion die Schwelle der Schule gesetzlich nicht überschreiten darf, dies ist uns eine Garantie dafür, daß die Scheinreligion, welche hier noch allzuviel existirt, aus allen Verhältnissen des bürgerlichen und politischen Lebens verschwinden und einer allgemeinen Volksbildung, einer gesunden Moral und einer auf Freiheit gegründeten Sittlichkeit Platz machen werde. Diese Garantie, dieses Unterpand wollen wir festhalten und mit aller Eifersucht bewachen, welche die geheimen und offenen Angriffe der Feinde der Freischulen erheischen.

Ja, die Bitterkeit, mit welcher der Kampf gegen die Freischulen von den schwarzen Mächten geführt wird, sollte uns darauf aufmerksam machen, welchen Schatz wir an diesem Institute besitzen. Wie es oft der Fall ist, daß unsere Gegner unser Interesse besser verstehen, wie wir selbst, so geschieht es

auch in Bezug auf die Freischule. Alle Angriffe gegen die Republik — d. h. gegen das Wesen der Republik, denn die Form wagt man noch nicht anzuzufassen — sind zunächst gegen die Freischule gerichtet; und deshalb sollten die Anhänger der Republik auch alle ihre Kräfte um dieses Institut zusammenscharen, und es als ein Palladium betrachten, von dessen Erhaltung der Sieg der Freiheit und der Bestand dieser großen Republik abhängt. Als ein öffentliches Institut sollte die Freischule immer von der Kontrolle und der Aufmerksamkeit der denkenden Bürger begleitet werden; nicht nur der öffentliche Schutz, sondern auch die öffentliche Kritik sollte derselben zur Seite stehen, und das allgemeine Interesse, die öffentliche Meinung durch nichts so sehr in Anspruch genommen werden, als durch dieses Institut, von dessen Einrichtung die Civilisation der nächsten Zukunft abhängt. Es ist nicht genug, daß man die Schultagen bezahlt, daß man jährlich für Schulsuperintendenten votirt; man muß lebhaften Antheil an der Schule und den damit verbundenen Anstalten, den Bibliotheken u. s. w., nehmen, und dahin wirken, daß durch die öffentliche Aufmerksamkeit sich dieses Institut immer mehr hebe und verbessere. Dann würden auch wohl die öffentlichen Prüfungen einen anderen Charakter annehmen, als den der theatralischen Schaustellung, wo abgerichtete Leistungen oft eher an ein Amphitheater erinnern, als eine Anstalt der Bildung und Humanität.

Der gebildete Theil der deutschen Bevölkerung hat es leider bisher in vielen Städten noch nothwendig gefunden, sich von den Staatschulen abzusetzen und eigene deutsche Freischulen zu gründen. Diese Freischulen sind oft ganz vortreflich, und ihr Bestehen ist durch die Mangelhaftigkeit der Staatsanstalten mehr, wie gerechtfertigt. Aber es wäre zu wünschen, daß diese Schulen sich direkter an das öffentliche System der Freischulen, mit denen sie ja prinzipiell übereinstimmen, angeschlossen, daß überhaupt die freisinnige deutsche Bevölkerung allen ihren Einfluß für das Freischul-System verwendete. Denn nur auf diesem öffentlichen Boden und nur vermittelt des Staates läßt sich das Gebäude eines allgemeinen Volksunterrichtes aufbauen, wie es der Zustand der heutigen Bildung und der Zweck des Staates verlangt. Privatschulen als solche können, bei gleichen Umständen und gleicher Befähigung, niemals das leisten, was von öffentlichen Schulen verlangt werden kann, denn es fehlt gar zu häufig der Respekt vor der Sache, die Unabhängigkeit des Lehrers und die Planmäßigkeit und Consequenz des Studiums.

Allerdings, so vortreflich wir das System der Freischulen finden, so wenig dürfen wir verhehlen, daß die bestehenden Schulen diesem Systeme noch nicht entprechen. Die Grundlage ist gut und dauerhaft, aber das Gebäude, welches darauf stehen soll, ist noch nicht ausgebaut. Drei Ursachen finden wir, weshalb die jetzigen Schulen im Durchschnitte selbst für den elementaren Unterricht unzureichend sind. Erstens, ist der Schulfond in den meisten Staaten,

besonders im Westen, wo der in den Staatsländereien ruhende Werth nur nach und nach realisirt werden kann, mehr eine Hoffnung der Zukunft, als ein Reichthum der Gegenwart, und die materiellen Mittel, welche dem Schul-Superintendenten zu Gebote stehen, reichen kaum für die Elementarschulen, geschweige denn für Normal-, Realschulen und Gymnasien aus. Nach dem Report des Schul-Superintendenten beträgt z. B. für den Staat Wisconsin der Schulfond (d. h. das Eigenthum der Freischulen, abgesehen von dem der Universität) mehr als fünf Millionen Dollar. Diese Summe wird sich schon in der nächsten Zukunft durch den steigenden Werth der Ländereien, welche jetzt durchschnittlich nur zu \$1.75 für den Acker geschätzt sind, bedeutend vermehren. Aber von dem jetzigen Reichthum ist nur der fünfte Theil zur Zeit einstragend; der gegenwärtige Schulfond ist auf die Summe von \$1,141,807 beschränkt und die Einkünfte dieses Fonds, welche in den letzten Jahren auf die Freischulen verwendet werden konnten, betragen 1851 \$46,908, 1852 \$53,703, 1853 \$56,128 und wird in diesem Jahre die Summe von \$77,530 erreichen. Wir sehen an diesen Summen die schnelle und sichere Vermehrung der Schuleinkünfte. Je mehr die Bevölkerung unseres Staates und damit der Bedarf an Unterrichtsanstalten steigt, desto größer wird auch der Werth der Ländereien, welche für den Schulfond reservirt sind, und es ist also nie zu fürchten, daß jemals die Quelle versteige, aus welcher die Mittel der Volkserziehung fließen. Aber für den Augenblick sind die Einkünfte durchaus nicht ihrem erhabenen Zwecke verhältnißmäßig. Der Gesamtbetrag, welchen im letzten Jahre der Staat Wisconsin für öffentliche Schulen ausgegeben hat, ist \$175,134. Die Zahl der Individuen zwischen 4 und 20 Jahren, welche durchschnittlich auf die Schulen angewiesen sind, beträgt 113,788, und es wird also auf die Erziehung jedes einzelnen Kindes nur die Summe von beiläufig \$1.35 verwendet. Ein ähnliches Verhältniß wird sich wohl in den Nachbarstaaten herausstellen. Daß dasselbe ungenügend sei, erhellt auf den ersten Blick. Abgesehen davon, daß die Zahl der Schulen, die Einrichtungen, die Gebäulichkeiten u. s. w., unzureichend sind, werden auch die Lehrer und Lehrerinnen in einer Weise behandelt, daß man fast an Europa erinnert wird, wo die Armuth der Elementarlehrer sprichwörtlich geworden ist. In Wisconsin gibt es einige Lehrer (in Dane County), welche \$10 monatlichen Gehalt beziehen, weibliche Lehrerinnen in Adams und Columbia County, die auf \$5 den Monat reduziert sind. Der durchschnittliche Gehalt für einen Lehrer beträgt zur Zeit \$18, für eine Lehrerin \$9.50 für einen Monat, und dies ist mit den Einkünften anderer Stände und Beschäftigungen durchaus nicht im Verhältniß. Allerdings steigt dieser Gehalt jedes Jahr um ungefähr einen Dollar für den Monat, aber diese Vermehrung hält kaum gleichen Schritt mit der raschen und anhaltenden Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Es scheint, daß der Lehrerstand an der Armuth eine zu treue Gefährtin hat, als daß selbst hier die republika-

ntlichen Institutionen, das ausgezeichnete System des öffentlichen Unterrichtes, und die allgemeine Achtung, welche man ihm zollt, dieses innige Bündniß aufheben könnte.

Als ein zweites Uebel, welches auf unseren Freischulen lastet, betrachten wir die Sektenschulen. Es scheint mir, daß man die religiöse Toleranz falsch aufgefaßt und über ihre natürlichen Grenzen ausgedehnt hat, indem man den religiösen Genossenschaften erlaubte, einen Theil des öffentlichen Unterrichtes demselben zu entreißen und zu selbstsüchtigen, einseitig kirchlichen Zwecken zu verwenden. Der Grundsatz, daß die Erziehung der Jugend Sache des Staates ist, muß ganz strikt und exklusiv interpretirt werden. Wenn die Schule eine öffentliche, allgemeine, staatliche Anstalt ist — und dies liegt tief in dem Wesen unserer politischen Institutionen begründet — so darf sie in keinem Falle diesem Charakter entfremdet und in ein Privat-Institut verwandelt werden. Der Staat hat offenbar das Recht, sein Schulsystem als das allein gültige auszugeben, grade so gut, wie seine Gesetze, seine Verfassung, seine Gerichtsbarkeit. Er hat nicht nur das Recht, er hat auch die Pflicht, für eine zweckmäßige Erziehung aller seiner Angehörigen zu sorgen. Nach unserer Ansicht entbehrt ein Staat des Rechtes, Verbrecher zu bestrafen, wenn er den Pflichten einer allgemeinen, umfassenden Volkserziehung nicht genügt hat. Diese Pflichten dulden keine Beeinträchtigung und Beschränkung; am allerwenigsten darf die konfessionelle Eifersucht und Bornirtheit hier ihre Hand im Spiele haben. Wenn wir irgend Etwas mit entschiedener Ueberzeugung und gutem Gewissen vertheidigen können, so ist es der Schulzwang. Die Willkür und der Zufall darf sich niemals in die Angelegenheiten eines freien Volkes mischen, und am allerwenigsten in die Volkserziehung. In den monarchischen Staaten sucht man schon in der Schule die Klassen- und die Ständeunterschiede zu begründen; man hat Armen-Schulen, katholische Schulen, protestantische Schulen, adelige Gymnasien u. s. w. Durch diese wahrhaft teuflische Maßregel wird dem weichen jugendlichen Gemüthe schon das Gefühl der Erniedrigung oder des Hochmuths eingepreßt; die Vorurtheile der Eltern werden auf die Kinder übertragen, und die Schule ist gerade der Ort, wo diese Vorurtheile und die Ungleichheiten sich fortpflanzen. Eine andere Bedeutung soll die Schule im republikanischen Staatsleben entfalten. Hier sollen sich die Bürger eines freien Staates zur Erfüllung ihrer gemeinsamen Bürgerpflichten vorbereiten; sie sollen sich ihrer gemeinsamen Rechte und Pflichten bewußt werden. Hier soll sich nicht der Eine zum Katholiken, der Andere zum Protestanten, der Dritte zum Juden oder Mormonen, sondern Alle sollen sich zu amerikanischen Bürgern bilden. Die Gleichheit im politischen Leben soll durch die Gleichheit in der Schule vorgezeichnet werden.

Wenn einmal diese Ansichten, welche nichts als eine Consequenz der bisherigen Praxis sind, Geltung gewinnen, dann ist allen den Befürchtungen,

welche man von der Zukunft des Landes hegen kann, die Wurzel abgeschnitten und der Boden untergraben. An der Konstitutionalität des vorgeschlagenen Mittels ist eben so wenig zu zweifeln, wie an seiner praktischen Durchführbarkeit. Allerdings würde eine solche Aenderung in der bisherigen Praxis nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein, aber gerade diese Schwierigkeiten beweisen uns die Nothwendigkeit der bezeichneten Maßregeln und die Gefährlichkeit des gegenwärtigen Systemes.

Um nicht zu schroff aufzutreten, könnte man vielleicht einen Uebergang zu der bezeichneten Maßregel dahin treffen, daß man die vorhandenen Sektens- und Privatschulen unter die direkte Aufsicht des Schul-Superintendenten und der Magistrate stelle. Damit wäre, wohl verstanden, diesen Schulen noch kein Antheil am Schulfond gegeben, sondern ihnen nur eine Kontrolle auferlegt, und der Staat vor der Gefahr bewahrt, daß in den Sektenschulen entweder nichts, oder monarchischer und jesuitischer Unsinn gelehrt werde.

Wo es die Verhältnisse erlauben, könnten dann diejenigen Privatschulen, welche gleiche Tendenz mit den Freischulen haben, wie z. B. die deutschen freien Schulen, dem Staatsschul-System eingefügt werden. Der größte oder doch wenigstens der gebildete Theil der englisch-amerikanischen Bevölkerung wird ganz gewiß seine Zustimmung dazu geben, daß in den Landestheilen, wo eine beträchtliche deutsche Bevölkerung existirt, auch die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen gelehrt, und daß, mit dem Prozentbeitrage der deutschen Bevölkerung im Verhältnisse, deutsche Lehrer an denselben angestellt werden.

Der Schulzwang ist der Nerv und die Seele aller der Verbesserungen und Fortschritte, zu denen das amerikanische Schulsystem fähig und verpflichtet ist. Der Präsident der Universität von Michigan, Herr Tappan, der im vorigen Jahre die verschiedenen Unterrichtssysteme in Preußen, dem übrigen Deutschland, England, in der Schweiz, Frankreich und Italien durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, und der das preussische System für das best hält, erklärt den Schulzwang, welcher in Preußen existirt, für einen der größten Vorzüge dieses Systemes. Es gewährt eine große Hoffnung und Aufmunterung, wenn eine solche Ansicht in den kompetenten Kreisen der englisch-amerikanischen Bevölkerung Verbreitung findet; nicht allein die Schulen werden durch eine solche Umstimmung der öffentlichen Meinung verbessert, sondern es schwinden auch viele Vorurtheile aus dem religiösen und politischen Leben hinweg. Wenn wir bedenken, daß in Wisconsin im verfloßenen Jahre von 138,279 schulpflichtigen — falls wir dieses Wort jetzt schon anwenden dürfen — Kindern nur 95,293 Kinder die Schule wirklich besuchten, und bei der größern Hälfte der Schulbesuch unregelmäßig und unterbrochen war, so müssen wir uns die ernsthafte Frage vorlegen: wie viel Unwissenheit und Rohheit entsteht aus dem indifferenten Verhalten des Staates in dieser Angelegenheit? Wie viel Individuen werden der Erziehung durch zufällige

Familienverhältnisse beraubt? Wie wird die zukünftige Generation sich als Staat und bürgerliche Gesellschaft gestalten, wenn der dritte Theil derselben aller Schulbildung baar ist?

Wir sind in der That erstaunt darüber, daß man ein so leichtes und einfaches Mittel, die Civilisation dieses Landes für alle Zukunft festzustellen und gegen alle Gefahren zu sichern, noch nicht in Erwägung gezogen hat. Diejenigen, welche glauben, daß im Schulzwang Despotismus liege, haben wir nur darauf aufmerksam zu machen, daß allerdings nichts in der Welt zwingender und ausschließlicher ist, als die Vernunft, die Wahrheit und die Freiheit; daß diesen Mächten die Herrschaft über die ganze Erde gebührt; und man nicht gestatten kann, daß irgend ein Theil der Menschheit sich denselben entzieht. Die Freiheit, ungebildet zu sein, schlägt immer in die Sklaverei des Aberglaubens um; eine solche Freiheit paßt sich für Wilde, aber nicht für civilisirte Völker.

Freilich müssen sich, um derartige Reformen treffen zu können, zunächst bessere Ansichten und Kenntnisse über die Bedeutung der Schule, die Methode des Unterrichts, über den Organismus der Erziehung in denjenigen Kreisen verbreiten, welchen die Organisation des Unterrichtes besonders obliegt. Der Mangel an solchen Kenntnissen ist der dritte Grund der vielfachen Unvollkommenheiten der gegenwärtigen Schuleinrichtungen. Es liegt an der Seltenheit und Unzulänglichkeit der amerikanischen Hochschulen, daß man zur Zeit noch hier wenig wissenschaftlichen Sinn, wenig gründliche Bildung findet. Eine oberflächliche Bildung, welche zum gesellschaftlichen Tone gehört, und die nothwendigsten Kenntnisse, um „Geld machen“ zu können, scheinen in den meisten Fällen selbst denjenigen zu genügen, welche den gebildeten Klassen angehören, und mit der Leitung der öffentlichen Geschäfte und Institute betraut sind. Der Mangel oder die Unvollkommenheit der Gymnasien, der Realschulen und Schullehrer-Seminarien, und vor allen der Universitäten, wirkt hindernd und hemmend auf alle Funktionen des Staates und vorzüglich auch auf das Institut der Freischule zurück.

In fast allen Staaten der Union bestehen Universitäten dem Namen nach, aber selten oder niemals erreichen diese Anstalten die wissenschaftliche Universalität, welche ihr Name und ihre Bedeutung verlangt. Man könnte allerdings demjenigen, welcher diesen Mangel bedauert, entgegenen, daß man sich hier zunächst um den Unterbau des Unterrichtssystemes, um die Primär- und Sekundärschulen zu kümmern habe, und man die oberste Spitze dieses Systemes erst dann in's Leben rufen könne, wenn die untersten Stufen absolviert seien. Dem ist aber nicht so. Die Volkserziehung ist ein organisches Ganze, das in allen seinen Theilen sich gegenseitig bedingt und durchdringt. Ebenso, wie ohne gute Primärschulen keine gute Universitäten möglich sind, können die Elementarschulen nicht ohne Universitäten ihre Aufgabe erfüllen. Nur auf den höheren wissenschaftlichen Anstalten gewinnt ein Staat die pädagogischen Mittel, um durch



die Freischulen eine zweckmäßige Bildung durch alle Klassen der Bevölkerung zu verbreiten. Deshalb haben wir auch hier, in der Nähe der Urwälder, ebenso sehr eine vollständige Universität nothwendig, wie zweckmäßige Primär- und Realschulen, und mit der Gründung jener muß grade so angefangen werden, wie mit diesen, will man nicht von vornherein dem Volkunterrichte den Stempel der Unvollkommenheit und Oberflächlichkeit ausdrücken.

Wir finden die Dreitheilung (Trychotomie), die auf allen Gebieten der Wissenschaft herrscht, auch in der Organisation des Unterrichtes. Die drei Stufen desselben bilden die Elementarschulen, die Gymnasien verschiedener Arten,—die klassischen, wie die Realgymnasien,—die Universitäten. Auf der ersten Stufe werden die allgemeinen Grundlagen des Wissens gelehrt, die Elemente der Bildung, die,—fast möchte ich sagen,—mechanischen Grundbedingungen derselben. Das wissenschaftliche Erkennen, der wissenschaftliche Begriff fehlt hier noch; es sind bloß die Vorbedingungen dazu gegeben. Auf der zweiten Stufe steht die allgemeine wissenschaftliche Bildung; die Kenntnisse, welche hier mitgetheilt werden, sind nicht bloß, wie auf der ersten Stufe, erlernte, sondern begriffene; die Periode der geistigen Entwicklung, in welcher sich der Zögling während dieses Stadiums seiner Erziehung befindet, ist die des erwachenden Selbstbewußtseins, und alle Kenntnisse, welche an ihn herantreten, werden in dieses Selbstbewußtsein aufgenommen. Der Zögling lernt denken, und die Gegenstände des Unterrichtes wissenschaftlich zu verarbeiten. Er gewinnt während dieser Zeit die Kenntnisse, welche zum Leben in der gebildeten Welt, wie zum Studium eines bestimmten wissenschaftlichen Berufes gehören. Dem speziellen wissenschaftlichen Berufe sind nun die Universitäten zugewiesen. Hier wendet sich der Zögling vom allgemeinen zum bestimmten, wissenschaftlichen Studium; als Jurist, Arzt, Naturforscher, Philosoph, Mathematiker und dergl. bildet er sich zu demjenigen Berufe aus dem er künftig seine Stellung im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft verdanken will. Die Universitäten sind also eine Brücke von der Schule in's Leben; hier wendet sich die Wissenschaft der Praxis zu, und nimmt unmittelbar Theil an den Bedürfnissen des Lebens, an den Einrichtungen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft.

So ist das Unterrichtssystem in Europa beschaffen. Bei den vielfachen Unterschieden und Gegensätzen, die wir zwischen den hiesigen und europäischen Verhältnissen finden, könnte man fragen: ist denn dieses System auch für Amerika passend? Kann man hier nicht auf eine leichtere und schnellere Weise zu denjenigen Kenntnissen gelangen, welche zur Ausübung eines speziellen Berufes nothwendig sind?

Die Ansicht scheint allerdings in manchen Kreisen die herrschende zu sein, und man bedauert den deutschen, den englischen Gelehrten, den Arzt oder den Juristen, um die Mühseligkeiten seines Studiums, welches ein halbes Menschen-

Alter erfordert, während es in dem gentalen Amerika kaum zwei Jahre verlangt. Hier werden die Aerzte um die Wette promovirt; die jungen Leute reifen in irgend einer obskuren Schreibstube in einem halben Jahre zu großen Rechtsgelehrten und ausgezeichneten Advokaten heran. In dem Alter, in welchem die jungen Leute in Deutschland die Universtitäten beziehen, liegen sie hier schon dem edlen Studium des Geldmachens ob, und verdienen oft mehr Geld, wie die deutschen Studenten ausgeben — und das will viel sagen.

Allerdings, es ist nicht zu verkennen, daß man in Amerika viele Kenntnisse entbehren kann, welche man in Europa auch besser in die Rumpelkammer der Vergessenheit würfe, als sie noch auf Gymnasien und Universtitäten zu doziren. Der Arzt hat am Ende nicht unmittelbar nöthig, griechisch und lateinisch zu verstehen, um seinem Berufe obliegen zu können. Der Jurist braucht sich nicht bei den tausend spitzfindigen Controversen der Pandekten zu langweilen; er braucht nicht im Wusste der Details des kanonischen und deutschen Privatrechtes, in dem sich alle scholastische Sylbenstecherei des Mittelalters brecht macht, den Rest seines Verstandes und seiner Urtheilskraft zu verlieren. Die theologischen Exegesen und Dogmen sollten schon durch die Constitution von den Universtitäten Amerika's entfernt sein. Die Gesetze und politischen Einrichtungen dieses Landes sind einfacher, wie in Europa, und also auch leichter zu verstehen. Aber Alles dieses rechtfertigt nicht die Oberflächlichkeit, mit welcher die wissenschaftlichen Studien hier betrieben werden.

Es scheint in dem Volkscharakter der Amerikaner eine gewisse Hast, eine unruhige Eilfertigkeit zu liegen, welche sich nicht mit einer regelmäßigen Entwicklung der Verhältnisse begnügt, sondern, das Ende gleich an den Anfang knüpfend, alle Mittelstufen überspringt. Diese Eigenthümlichkeit mag in den Verhältnissen des Landes begründet sein; sie paßt aber zu Allem besser, als zu wissenschaftlichen Studien. Hier müssen wir eben so sehr den Diletantismus, wie die Pedanterie vermeiden.

Gelingt es, eine gründliche Universtitätsbildung in Amerika herzustellen, so wird man nicht nur die Kenntnisse, sondern auch den Charakter des Volkes verbessern. Die ausschließliche Sucht nach Gelderwerb wird dann einem ernstern, wissenschaftlichen Streben Platz machen, und im Leben des Volkes sich Würde, Besonnenheit und Ruhe zeigen.

Wenn wir dieses erwägen, so werden wir mit der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme die Entstehung und Entwicklung der amerikanischen Universtitäten betrachten.

Die amerikanischen Universtitäten entsprechen im Allgemeinen nicht ihren europäischen Vorbildern. In den meisten Fällen sind sie mehr Gymnasien, Colleges zu nennen, als Universtitäten; die besseren Anstalten dieses Namens sind ein Gemisch von beiden.

Was nun die Universtität unseres eigenen Staates angeht, so müssen wir

gestehen, daß sie gegenwärtig nur den Keim, den Anfang einer wissenschaftlichen Anstalt, die den Namen einer Hochschule verdient, bildet. Bei dem Mangel an Mittelschulen — den County-Hochschulen, deren Errichtung der Schul-Superintendent mit Recht dringend befürwortet — sind auch nicht die wissenschaftlichen Vorbedingungen einer eigentlichen Universität vorhanden. Was ihre wissenschaftliche Bedeutung anbetrifft, so nimmt die Staats-Universität wohl nur den Rang einer County-Hochschule, eines Colleges, ein; es werden nur solche Gegenstände gelehrt, welche in den Kreis der Sekundärschulen fallen. Der Fond der Universität ist jetzt auch noch unzulänglich, da er sich nur auf \$93,732 beläuft. Er steigt freilich von Jahr zu Jahr ansehnlich; das Jahr vorher betrug er nur \$45,441. So ist denn zu hoffen, daß auch hier die Sachen schnell eine bessere Gestalt annehmen, daß auch die wissenschaftlichen Anstalten an den Fortschritten, die sich in den materiellen Verhältnissen ergeben, Theil nehmen werden. Wisconsin ist noch ein sehr junger Staat und hat noch Manches nachzuholen. Möge die öffentliche Aufmerksamkeit der Staats-Universität die erste Stelle unter den Wünschen und Bedürfnissen des Landes anweisen. Es wird soviel davon gesprochen, daß dieser Staat eine Stätte der Bildung und Humanität sei. Möge man es nicht bei diesen Redensarten bewenden lassen, sondern auch an unseren wissenschaftlichen Anstalten zeigen, daß man nicht nur es den Nachbarstaaten gleich thun, sondern denselben ein Beispiel geben will.

Eine erfreuliche Erscheinung ist die Universität des Staates Michigan zu Ann Arbor. Sie fängt an, den Namen einer Universität im europäischen Sinne zu verdienen. Dies ist dem glücklichen Zusammentreffen zweier Thatfachen zu verdanken, dem liberalen Sinne und wissenschaftlichen Streben, welches in einem großen Theile der amerikanischen Bevölkerung jenes Staates herrscht, und den Fähigkeiten und Kenntnissen des Herrn Tappan, des Kanzlers der Universität. Die erstere Thatfache ist durch eine Schenkung von zehntausend Dollars von Seiten einiger Detroit'er Bürger behufs der Erbauung einer Sternwarte, wie durch eine Subscription von fünfzehntausend Dollars durch die Bürger von Ann Arbor zu bibliothekarischen Zwecken glänzend bewiesen. Der Beweis der zweiten Thatfache ist der uns vorliegende Bericht des Kanzlers. Herr Tappan hat sich in den Geist der wissenschaftlichen Anstalten Europa's hineingelebt. Bei Gelegenheit einer Reise nach Europa hat er die Gymnasien, Seminarien und Universitäten, die Sternwarten, Bibliotheken und andere wissenschaftlichen Anstalten zum Gegenstand seines Studiums gemacht, und nicht nur die einzelnen Vorzüge derselben, sondern auch das Geheimniß der Organisation des Unterrichtes erkannt, eines freien, allgemeinen und systematischen Volksunterrichtes, der in der Elementarschule anfängt und in der Universität, in der Akademie der Künste und Wissenschaften, seine Spitze und Vollendung erhält. Was uns besonders an dem Berichte des Herrn Tappan erfreut

bat, ist die Erkenntniß des innigen, lebendigen Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Freiheit. Diese Erkenntniß belebt alle die Reformen und Erweiterungen, welche er mit der Universität vornimmt. Er verwirft z. B. das System der Dormitorien, der Studentenkasernen, wo die Jünger der Wissenschaft, wie in einem Mönchskloster des Mittelalters zusammengedrängt sind. Er ist für vollständige aktive und passive Freiheit des Unterrichtes. Der Besuch der Vorlesungen soll unentgeltlich, die wissenschaftliche Selbstständigkeit des Lehrers unantastbar sein. Dies sind noble Prinzipien, und auf sie gebaut wird die Universität unseres Nachbarstaates gewiß bald einen hohen Grad in der Wissenschaft und der allgemeinen Achtung erreichen.

Seine Vorschläge in Bezug auf Vervollständigung des Lehrpersonals hat der Board of Regents schon theilweise angenommen, und es ist beschlossen, den vorhandenen Professoren in dem Departement der Literatur und Künste, wie der Medizin, drei Lehrstühle hinzuzufügen für Astronomie, Naturwissenschaften und praktische Mechanik. Auch die Stelle eines Bibliothekars ist creirt. Damit ist der Kreis der Erweiterungen und Verbesserungen noch nicht geschlossen; auch die Wissenschaft des Rechtes, der Politik, der theoretischen und praktischen Agrikultur u. A. sollen ihre Lehrstühle erhalten.

Auf einem anmuthigen, Hügel erhebt sich bei Ann Arbor das Observatorium, das in kurzer Zeit so vorzügliche astronomische Instrumente enthalten wird, wie nur auf irgend einer amerikanischen Sternwarte zu finden sind. Dieselben sind in Berlin bei Bistow und Martius für 3000 Dollars bestellt und werden unter Aufsicht von Encke und Brunnow angefertigt. Für die Ausstellung eines tüchtigen, praktischen Astronomen trägt man Sorge, der nicht nur Rechner, sondern auch Beobachter ist. Der reine und durchsichtige Himmel von Wichtigan wird also bald die Wissenschaften der Astronomie und Meteorologie mit neuen Beobachtungen bereichern, und die Sternwarte zu Ann Arbor den Astronomen zu Greenwich, Dorpat und Rom verkünden, daß auch in der Nähe des Urwaldes die Wissenschaften gedeihen.

Ja, auch in der Nähe des Urwaldes und an der Grenze der Civilisation lassen sich die Musen gern und freundlich nieder, wenn sie in den Köpfen der Menschen Licht und in ihren Herzen das Streben zur Erkenntniß finden.

## Ein Brief Benjamin Franklin's über die Sklaverei.

Wir entnehmen nachstehenden Brief Franklin's aus dem bekannten Werke Hermann Kriege's, „die Väter unserer Republik“, da die Pointe, welche in demselben liegt, grade im gegenwärtigen Momente auf eine charakteristische Weise hervortritt. Grade jetzt, wo man auf eine auffallende Weise die Ausbreitung der Sklaverei, nicht nur allen Grundsätzen der Humanität, allen Lebensbedingungen dieser großen Republik, sondern auch allgemein anerkannten Verträgen und Kompromissen zuwider, befürwortet; dürfte es an der Zeit sein, daran zu erinnern, wie hoch und rein die Väter unserer Republik in einer Angelegenheit dastanden, welche heutzutage allen Schmutz der Verkäuflichkeit und Unehrllichkeit an die Oberfläche der Politik emporküßt. Die reinen Grundsätze scheinen mit den großen Männern dieser Republik verschwunden zu sein, und es treibt sich ein Volk von Epigonen auf den Bogen der Politik umher, die, anstatt das Schiff der Freiheit seinem Hafen zuzulenken, nur nach der Beute haschen, welche die Welle des Augenblickes ihnen zuwirft.

Wir fassen die Debatte über die Nebraska- und Kansas-Bill nicht vom Standpunkte des Missouri-Kompromisses auf, indem wir dafür halten, daß man in dieser Angelegenheit einen viel freieren und allgemeineren Standpunkt einnehmen müsse. Auf dem Boden eines Kompromisses kann man niemals eine consequente, grade Politik bauen. Aber wir erwähnen das Kompromiß, weil es interessant ist, zu sehen, wie schnell man in dieser Frage rückwärts gegangen ist. Von 1790, als Franklin den untenstehenden Brief schrieb, bis 1830 ist man eine große Strecke zurückgegangen; von 1830 bis 1850 verdoppelte man die reaktionären Schritte, aber in dem Zeitraume von 1850 bis 1854 überstürzte man sich vollständig in der Nachgiebigkeit gegen ein Institut, welches von den Vätern der Republik durchaus nicht „göttlich“, „national“ genannt, sondern nur als ein momentanes, vorübergehendes und beklagenswerthes Uebel anerkannt wurde. Die Ansichten über Sklaverei, welche in den hellen Köpfen eines Jefferson, Franklin lebten, gelten jetzt für Verbrechen, und selbst diejenigen, welche Einsicht genug haben, um die Gefahr zu sehen, halten es, wenn auch nicht für eine Pflicht, so doch für einen Akt der Klugheit, darüber zu schweigen.

Wenn die Frage der Sklaverei wieder mit erneuter Heftigkeit und Erbitterung in den Vordergrund der öffentlichen Meinung tritt,—wer trägt die Schuld davon? Wer hat das erkünstelte, erzwungene Schweigen gebrochen? Die Antwort auf diese Frage rechtfertigt mehr, wie notwendig ist, jedes Bestreben, die öffentliche Meinung gegen die Sklaverei einzunehmen. Und ein treffliches Mittel dazu scheint mir zu sein, wenn wir diejenigen Ansichten über diesen Gegenstand mittheilen, von welchen die Heroen der amerikanischen Geschichte, die Väter unserer Republik, befeelt waren.

Aus dem nachstehenden Dokumente sehen wir, wie der Türke, der Afrikaner über die Sklaverei der Weißen, der Christen, dachte. Alle Argumente für die Piraterie und Christensklaverei früherer barbarischer Jahrhunderte können in unseren Tagen von den Verteidigern der „konstitutionellen“ Rechte des Südens noch angewandt werden. Es ist dieselbe Logik hier, wie dort; dieselbe Erbitterung gegen Andersdenkende, dieselbe Hartnäckigkeit in Beibehaltung der Vorurtheile, dieselbe Einseitigkeit der Interessen. Franklin hält durch Publikation dieses Aktenstückes seinem Zeitalter einen Spiegel vor, in den unser Geschlecht auch hineinschauen darf, wenn es in Gefahr kommt, zu stolz und hochmüthig zu werden.

An den Redakteur der „Gazette Federal.“

Am 23. März 1790.

Mein Herr!

Als ich gestern Abend in Ihrem ausgezeichneten Blatte die Rede las, die Herr Jackson im Congreß gegen die Einmischung desselben in die Angelegenheiten der Sklaverei gehalten und gegen alle Versuche, die Lage der Sklaven zu verbessern, sel mir eine ähnliche in den Sinn, die vor etwa 100 Jahren von Saïb Mehemed Ibrahim, einem Mitglied des Divans von Algier, gehalten wurde, wie das in Martins Consularbericht vom Jahr 1687 zu sehen ist. Sie war gegen die Annahme einer Petition der Sekte Erika oder Puristen, welche auf die Abschaffung der Seeräuberei und Sklaverei als ungerechter Akte gerichtet war. Jackson führt sie nicht an, vielleicht hat er sie nicht gesehen. Wenn sich deshalb manche von Ihren Raisonnements in seiner berechneten Adresse vorfinden, so mag das nur zum Beweise dienen, daß die Interessen und Einsichten der Menschen in allen Gegenden und Klimaten mit bewundernswerther Ähnlichkeit operiren und operirt werden, so oft sie sich in ähnlichen Verhältnissen befinden. Des Afrikaners Rede lautet nach der Uebersetzung, wie folgt:

„Alla h Bismillah &c.

„Gott ist groß und Mahomed ist sein Prophet.

„Haben diese Erika auch die Folgen der Annahme ihrer Petition bedacht? Wenn wir unser Kreuzen gegen die Christen einstellen, wie sollen wir uns mit den Bequemlichkeiten der Produkte ihrer Länder versorgen, die für uns doch so nothwendig sind? Wenn wir aufhören, aus ihrem Volke Sklaven zu machen, wer soll in diesem heißen Klima unsere Felder bebauen? Wer soll die gemeinen Arbeiten unserer Stadt und in unseren Familien versehen? Müssen wir dann nicht unsere eigenen Sklaven werden? Und sind wir da uns Moslemiten nicht mehr Mitleid und Rücksicht schuldig, als diesen Christenhunden? Wir haben jetzt über 50,000 Sklaven in und bei Algier; diese Zahl, wenn nicht durch frische Ergänzungen voll gehalten, wird sich bald vermindern, und nach und nach ganz zu Nichts verschwunden sein. Wenn wir dann aufhören, der Ungläubigen Schiffe zu nehmen und zu plündern, ihre Seeleute und Passagiere zu Sklaven zu machen, dann verlieren unsere Länder allen Werth, weil sie nicht bebaut werden; die Renten der Häuser in der Stadt sinken auf die Hälfte; und die Revenüen des Staates, die von seinem Antheil an der Beute erwachsen, sind total vernichtet! Und wofür? Um den Grillen einer grillenhaften Sekte zu fröhnen, die uns nicht allein bewegen möchte, keine Sklaven mehr zu machen, sondern auch diejenigen, welche wir haben, frei zu lassen! Aber wer soll ihre Herren für den Verlust entschädigen? Wird der Staat es thun? Reicht unser Schatz

bazu aus? Werden die Erika es thun? Können sie es thun? Oder wollten sie lieber, um zu thun, was sie sich als Gerechtigkeit gegen die Sklaven denken, eine größere Ungerechtigkeit gegen ihre Eigener begeben? Wenige von ihnen werden in ihre Länder zurückkehren, sie wissen zu wohl, daß sie sich dort viel größeren Mühsalen unterwerfen müssen, sie werden nicht unsere heilige Religion annehmen, sie werden nicht unsere Gebräuche adoptiren, unser Volk wird uns nicht besiedeln durch Heirathen mit ihnen, sollen wir sie als Bettler in unseren Straßen erhalten oder unsere Habe ihrem Raube zur Beute geben? Denn Menschen, die an die Sklaverei gewöhnt sind, werden nicht für ihren Lebensunterhalt arbeiten, wenn sie nicht gezwungen werden. Und was ist da so betauernswerth in ihrer gegenwärtigen Lage? Waren sie nicht Sklaven in ihren eigenen Ländern? Werden nicht Spanien, Portugal, Frankreich und die italienischen Staaten von Despoten regiert, die alle ihre Untertanen ohne Ausnahme in Sklaverei halten? Sogar England behandelt seine Matrosen wie Sklaven. So oft es der Regierung gefällt, werden sie aufgegriffen, in Kriegsschiffe gesperrt und daselbst verdammt, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu sehr geringen Lohn oder bloßer Kost, nicht besser, als wir sie unseren Sklaven bewilligen. Ist ihre Lage denn schlechter geworden, dadurch, daß sie in unsere Hände gefallen sind? Nein, sie haben nur eine Sklaverei mit einer anderen vertauscht, und ich kann dreist sagen, mit einer bessern; denn hier sind sie in ein Land gebracht, wo die Sonne des Islamisimus ihr Licht ausstrahlt und in vollem Glanze scheint, und sie haben eine Gelegenheit, sich selbst mit der wahren Lehre bekannt zu machen und dadurch ihre unsterblichen Seelen zu retten. Die zu Hause bleiben, sind dieses Glückes nicht theilhaftig. Die Sklaven nach Hause senden, hieße sie aus dem Licht in die Finsterniß senden.—Ich frage noch einmal, was soll mit ihnen geschehen? Ich habe andeuten hören, man könne sie in die Wildniß verpflanzen, wo es reichlich Land gebe, sie zu erhalten, und wo sie als Freistaat blühen können; aber ich fürchte, sie sind zu wenig geneigt, ohne Zwang zu arbeiten, als auch zu unwissend, um einen guten Staat zu gründen, und die wilden Araber würden sie bald belästigen und vernichten oder wieder zu Sklaven machen. Während sie uns dienen, versorgen wir sie mit Allem, und sie werden mit Humanität behandelt. Die Arbeiter in ihrem eigenen Lande werden, wie ich wohl unterrichtet bin, schlechter genährt, beherbergt und gekleidet. Die Lage der Meisten unter ihnen ist daher schon verbessert und erfordert keine weitere Verbesserung. Hier ist ihr Leben in Sicherheit. Sie sind nicht in Gefahr, gewaltsam als Soldat angeworben, noch gezwungen zu werden, sich einander die christlichen Keblen abzuschneiden, wie in den Kriegen ihrer eigenen Länder. Wenn einige von den Frommen und Bigotten, welche uns jetzt mit ihren einfältigen Petitionen quälen, in einem Anfall von blindem Eifer ihre Sklaven befreit haben, so war es weder Edelmuth, noch Humanität, was sie dazu trieb; es war das drückende Bewußtsein einer Last Sünden und die Hoffnung, durch das vermeintliche Verdienst eines so guten Werkes von der ewigen Verdammniß ausgeschlossen zu werden. Wie gräßlich irren sie sich aber, wenn sie wähnen, die Sklaverei sei vom Koran verboten! Sind nicht die beiden Lehren, um nicht mehr anzuführen, „Herren, behandelt eure Sklaven mit Güte; Sklaven, dienet euren Herren mit Freudigkeit und Treue,“ deutliche Beweise vom Gegentheil? Und kann denn die Plünderung der Ungläubigen in jenem heiligen Buche verboten sein, sintemal daraus doch wohl bekannt ist, daß Gott die Welt und Alles, was darinnen ist, seinen gläubigen Moslemiten gegeben hat, welche sie von Rechtswegen genießen sollen, sobald sie sie erobern. Laßt uns also Nichts mehr hören von diesem abscheulichen Vorschlag, die christlichen Sklaven frei zu lassen, dessen Annahme die Preise unserer Länder und Häuser herunterbringen und dadurch so viele gute Bürger ihres Eigenthums berauben würde, was allgemeine Unzufriedenheit schaffen, Insurrektion hervorrufen, den Staat in

Gefahr stürzen und allgemeine Verwirrung erzeugen müßte. Ich hege darum keinen Zweifel, diese weise Rathsversammlung wird die Ruhe und die Glückseligkeit einer ganzen Nation von wahren Gläubigen der Grille von ein paar Erisas vorziehen und ihre Petition abweisen."

Das Resultat war, wie Martin uns sagt, daß der Divan zu folgender Resolution kam. „Die Lehre, es sei ungerecht, die Christen zu plündern und zu Sklaven zu machen, ist allerdingens problematisch; aber daß es das Interesse dieses Staates ist, die bisherige Praxis beizubehalten, ist klar; darum soll die Petition verworfen werden."

Und demnach ward sie verworfen. Und da gleiche Motive in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschlüsse hervorzubringen pflegen, können wir da nicht nach diesem Bericht dreist voraussagen, daß die Petitionen an das Parlament von England für die Abschaffung des Sklavenhandels, um nichts von anderen Legislaturen zu sagen, und die Debatten darüber, ein ähnliches Ende nehmen werden?

Ich bin, mein Herr, Ihr beständiger Leser und ergebenster Diener

Historikus."

---

## Die Eisenbahnen nach dem stillen Meere.

Man kann den Geist eines Volkes, die Tendenz einer bestimmten Periode der Geschichte, nicht nur nach der Literatur und den politischen Institutionen, sondern auch nach den Bauwerken beurtheilen, und passender, wie man die Architektur versteinerte Muschel genannt hat, könnte man sie als versteinerte Geschichte betrachten. Wir sehen in jedem großen Bauwerke, welches uns die Geschichte hinterlassen hat, einen großen, gewaltigen Willen sich offenbaren; sei es, daß dieser Wille im Kopfe eines einzelnen Menschen steckte, sei es, daß er als ein religiöser Wahn oder als eine politische Nothwendigkeit über die Massen verbreitet war. Dieser Wille brachte Ungeheures mit geringen Mitteln zu Stande. Die Pyramiden Aegyptens, die selbst unserm Geschlechte noch Erstaunen abnöthigen, wurden von einem ungebildeten, rohen Volke in einer dunklen Periode der Geschichte erbaut. Die Brücke, welche Cäsar über den Rhein schlug, erregt in ihrer Beschreibung noch heute unsere Bewunderung und wir halten sie für eine der größten Thaten des großen Mannes. Die Dome des Mittelalters wurden erbaut, als man die Grundgesetze der Mechanik noch nicht begriffen hatte, als noch kein Dampf die Steinmassen in die Höhe trug, als man noch nicht aus Eisen Thürme, Kuppeln und Pfeiler goß. Selten entsprangen die großen Denkmäler der Baukunst dem Bedürfnis; selten waren sie zu nützlichen Zwecken bestimmt, wie die grandiosen Aquadukte der Römer; der religiöse Wahn, der politische Despotismus, errichtete sich in ihnen seine Monumente.

In unserer Zeit haben sich die Motive, welche der Baukunst zu Grunde liegen, ebenso verändert, wie die Baukunst selbst. Es fehlt der allgemeine Impuls, die Begeisterung der Massen, welche die Bauwerke früherer Zeiten schuf,



und nur das Bedürfniß, die eiserne Nothwendigkeit, regiert die Art, den Meißel und die Scele.

Wenn dies schon eine allgemeine Eigenthümlichkeit des Jahrhunderts ist, so muß dieselbe sich mit der größten Schroffheit in Amerika kundgeben, wo die Nothwendigkeit und das Bedürfniß an der Schwelle aller Institutionen und Zustände steht, und den ausschließlichen Hebel aller Entschlüsse und Thaten bildet. Freilich die Bedürfnisse sind um so dringender, je weniger der ästhetische Sinn und der religiöse Glaube noch wirksam ist. Unternehmungen, deren Größe alle Traditionen der Geschichte überbietet, werden durch sie in's Leben gerufen; die Anforderungen, welche in dieser Beziehung die Völker an sich selbst stellen, scheinen anfangs alle Grenzen der Möglichkeit zu übersteigen, bis daß die Ausführung derselben allen Zweifel besiegt und die Anregung zu neuen, größeren Unternehmungen darbietet.

Unser Zeitalter ist bis jetzt schon der Schöpfer großer Werke gewesen, und die kühnsten Wünsche, welche Industrie und Handel vor einem Duzend Jahre heagten, sind heute von der Wirklichkeit längst überboten. Der Dampf und das Eisen sind die beiden großen Factoren des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ihrer glücklichen Verbindung verdanken wir einen Fortschritt, den bis dahin weder das Gold, noch das Gentle hervorbringen konnte.

Die größte That aber, welche in dieser Beziehung das Jahrhundert von dem Menschengeschlechte verlangt, ist die Erbauung der Pacificbahn. Dieses Unternehmen ist sowohl, was die Größe und Schwierigkeit, als auch die Folgen und Resultate anbetrifft, bedeutender, als irgend ein industrielles Unternehmen der Vergangenheit, und die sieben Wunder der Welt müssen sich bescheiden vor ihm zurückziehen.

Raum sind wenige Jahre verflossen, als der abenteuerliche Ruf von den Goldminen in Californien erscholl. Man spottete anfangs über dieses Märchen aus Tausend und eine Nacht. Aber das Märchen und mehr noch wie dieses wurde Wahrheit. Man entdeckte, daß Californien nicht nur ein Goldland sei, sondern einer der fruchtbarsten und gesegnetsten Staaten der Union, daß es im Angesichte Japan's und China's liege und dadurch zum Verkehr mit diesen Völkern berufen sei, daß man in Californien den Schlüssel zum stillen Ocean gefunden habe, daß endlich der Welthandel durch diese Entdeckung eine andere Gestalt und Bahn gewinne. Man gewahrte, daß zwischen den Küsten des Pacific und den bisher gegründeten Staaten der Union ein großer, weiter Kontinent läge, welcher für mehr Staaten und Menschen Wohnplätze entbiete, als sich bis jetzt unter dem Sternenbanner zu einer Nation vereinigt hatten.

Diese großen Vortheile wurden von dem praktischen Sinne der Amerikaner sofort begriffen, Californien zum Staate erklärt, Dampferlinien auf dem pacifischen Ocean eingerichtet, und eine Flotte nach Japan geschickt, um in kon-

merzlichen und politischen Verkehr mit den Reichen des tausendjährigen Stillstandes zu treten.

Alle die großen materiellen und kulturhistorischen Resultate, die aus dem raschen Anwachs der pacifischen Staaten entstehen, sind noch an eine Bedingung geknüpft, an die Pacifikbahn. Sie bildet den Schlüssel zu der großen Zukunft dieser Union. Sie ist die Brücke zwischen Europa und Asien, zwischen der Kultur und Barbarei, zwischen den Völkern der Vergangenheit und denen der Zukunft, und stellt den nordamerikanischen Kontinent in den Mittelpunkt des Welt Handels und der Weltgeschichte. Wie mit einer eisernen Kette schließt sie alle Staaten dieser Union zusammen und wird, nächst der Konstitution, das wirksamste Mittel der Einigung und Freundschaft zwischen den verschiedenen Staaten sein—freilich erst dann, wenn die erste Eifersucht und Nebenbuhlerschaft in Bezug auf die Lage der Bahn beseitigt ist. Wenn jemals einer Nation von der Natur und der Geschichte eine große und dankbare Aufgabe gestellt wurde, so ist dies bei einem industriellen Unternehmen der Fall, welches allen Anforderungen an materiellen Reichtum, wie an politische Größe entspricht.

Man kann dem amerikanischen Volke nicht absprechen, daß es seine Interessen kennt und wahrh. Aber bei diesem großen Unternehmen scheint sowohl die Raschheit des Entschlusses, wie die praktische Auffassung, das allgemeine Verständniß des Gegenstandes, hinter der Bedeutung desselben zurückzubleiben. Es scheint der Enthusiasmus, die Begeisterung des Volkes in Bezug auf dies Unternehmen nur in geringem Grade entflammt zu sein, und die Hast, die Ungeduld, mit welcher der Amerikaner die Zukunft an die Gegenwart knüpft, sich bei dieser Gelegenheit auf eine auffallende Weise zu mäßigen. Woher kommt dies? Weßhalb verfuhr man bei der Eroberung von Texas auf eine leidenschaftlichere Weise, als bei diesem viel dankbareren und bedeutenderen Unternehmen? Weßhalb erweckte die Kunde von den Goldminen in Californien mehr Aufsehen und Theilnahme, als die Nachrichten von dem Auffinden fahrbarer Pässe durch die Felsengebirge? Die Erscheinung ist zu auffallend, als daß wir nicht nach näheren Erklärungen derselben suchen sollten.

Der ganze Gegenstand scheint mir viele Aehnlichkeit mit den Palästen mancher italienischen Fürsten zu haben. Der Schmutz, der vor der Schwelle liegt, schreckt uns vom Eintreten ab. Dieses große nationale Unternehmen kann sich nicht in der Liebe und der Theilnahme des amerikanischen Volkes einbürgern, weil alle Corruption und Intrigue, welche jemals in der Politik dieses Landes waltete, sich um dasselbe geschart hat, und es zu einer Quelle des Fluchs, anstatt zu einer Quelle des Segens zu machen droht. Staaten, welche noch nicht einmal gebildet sind, sollen schon vor der Geburt in die Hände der Landwucherer und Spekulanten fallen; auf den Schienen der Pacifikbahn soll das amerikanische Volk in eine Zukunft fahren, welche vom Kapitale beherrscht wird, von einer großen Grund-Aristokratie, die alle Gegensätze zwischen Reichtum und

Armuth, die wir nur in Europa, in England finden können, überbietet. Je größer die Freude ist, mit der wir an die Ausführung dieses Unternehmens denken, desto ekelhafter wird die Korruption, welche, wie der Drache in der Fabel, sich vor die Schwelle desselben gelegt hat. So viele und verschiedene Pläne zum Baue der Pacifikbahn auch gemacht sind, der Eigennuz lauert überall hinter den patriotischen Vorschlägen, und wenn man wählen soll, kann man gewiß nicht sagen: „das Bessere ist der Feind des Guten,“ sondern das Schlechte kämpft hier mit dem Schlechteren. Das Traurigste von alle dem ist aber, daß der Plan, der den Prinzipien der Politik und Nationalökonomie und der Natur des Unternehmens am angemessensten ist, die größten Gefahren für die Moralität des Staates und den leichtesten Eingang für die Korruption darbietet.

Wir kommen hier auf die Frage: Soll die Pacifik-Bahn von Privaten oder von den Vereinigten Staaten selbst gebaut werden? —

Gewiß verhehlen wir uns nicht, daß diese Frage nur eine theoretische Bedeutung hat, und man in der Wirklichkeit nicht daran denkt, daß der Kongreß selbst die Sache in die Hand nimmt. Wenn wir trotzdem uns diese Frage vorlegen, so geschieht es nur, um mit den Grundsätzen, nach welchen die Partheil-Politik dieses Landes derartige An gelegenheiten behandelt, wie mit der politischen Mechanik überhaupt, näher bekannt zu werden. Die Politik läßt sich in diesem Lande leichter an einzelnen praktischen Fragen, als an theoretischen Systemen und konstitutionellen Grundsätzen erkennen und erlernen.

Schon bei Gelegenheit der Präsidenten-Botschaft haben wir die Ansichten besprochen, denen die gegenwärtige demokratische Verwaltung in dieser Angelegenheit huldigt. Diese Ansichten sind in einer etwas bestimmteren Form und deutlicheren Fassung das Eigenthum der ganzen demokratischen Parthei und als solche auf die Geschicke und Institutionen der Union maßgebend.

An der Spitze dieser Ansichten steht der Grundsatz von der Souverainität der einzelnen Staaten. Die Souverainität des Volks von Nordamerika hat diesem Systeme nach ihren Schwerpunkt nicht im Kongresse, sondern in den einzelnen Staaten. Das politische Verhältniß der General-Regierung zu den einzelnen Staaten soll so lose und allgemein, wie möglich, sein, um dieser die vollständige Ausübung ihrer Souverainität zu gestatten. Die Union soll mehr ein Staatenbund, als ein Bundesstaat sein. Nur diejenigen Befugnisse, welche sich direkt und unzweifelhaft aus der Konstitution ergeben, werden der General-Regierung zuerkannt und es wird eine strikte Interpretation, mit Ausschluß aller Analogien und Erweiterungen, auf diese Befugnisse angewandt. Wo irgend ein begründeter Zweifel in Bezug auf die Kompetenz der General-Regierung vorhanden ist, soll gegen diese und zu Gunsten der einzelnen Staaten erkannt werden.

Dies ist die demokratische Doktrin. Das hauptsächlichste Motiv derselben

ist die Furcht vor einer zu großen Gewalt der General-Regierung und einer dadurch bewirkten Annäherung an die Monarchie. Man kann nicht verhehlen, daß das Mißtrauen gegen die General-Regierung sehr nützlich ist und durch die Corruption in Washington, einer Stadt, der Sugurtha mit vollständigem Recht sein gegen Rom geschleudertes Wort zuzurufen dürfte, mehr wie entschuldigt wird. Aber es fragt sich, ob die Partheien ihre Waffen nicht eher gegen diese Corruption, als gegen die Central-Gewalt selbst und ihre Befugnisse richten sollten.

Ich glaube, daß wir in dem Verhältnisse der Towns zu den Counties, der Counties zu den Staaten, ein Analogon gefunden haben, um das Verhältniß der Staaten zum Kongreß zu bestimmen. Wenn man eine solche Parallele zieht, kommen dem Kongreß allerdings mehr Befugnisse zu, als die demokratische Parthei demselben zugestehen will. Die Thätigkeit des Kongresses beginnt dann überall, wo die Thätigkeit eines Staates oder einzelner Staaten nicht mehr ausreicht, wo das Interesse mehrerer Staaten sich entgegengesetzt ist, wo ein allgemeines Interesse aller Bürger vorhanden ist, welches durch gemeinsamen Plan und eirmüthiges Handeln befriedigt werden muß. Dies bezieht sich nicht allein auf die auswärtige Politik, auf die großen Fragen des Krieges und Friedens, die Marine, das stehende Heer u. s. w., sondern auch auf eine Menge innerer Verhältnisse, welche sich jetzt noch in einem zweifelhaften und schwebenden Zustande befinden, weil die Kompetenz der General-Regierung bezweifelt und die Hilfe derselben abgelehnt wird, die Kräfte der einzelnen Staaten aber zu ihrer Erledigung nicht ausreichen.

Oben an steht unter diesen schwebenden Fragen das Thema der inneren Verbesserungen.

Dieses Thema, welches bei der letzten Präsidentenwahl die Hauptrolle gespielt hat und überhaupt das Stichwort und die Parole der beiden großen Partheien bildet, hat vielleicht nur deshalb so viel Zwietracht und Agitation hervorgebracht, weil man dasselbe mehr vom politischen, wie vom national-ökonomischen Standpunkte aus behandelte. Die Frage: hat der Kongreß die Verpflichtung und Berechtigung, sich in die inneren Verbesserungen, die Hafens- und Fluß-Bauten, Kanäle, Eisenbahnen u. s. w. zu mischen, wird von der demokratischen Parthei in den meisten, und von der gegenwärtigen Verwaltung in allen Fällen verneint, und dies ist wohl der Punkt, wo sich Whigs und Demokraten am bestimmtesten und deutlichsten von einander unterscheiden. Trotzdem wird auch hier die Grenzlinie zwischen den Partheien oft verwischt, wie z. B. in der letzten Botschaft des Gouverneurs unseres Staates, welche die demokratische Praxis in Bezug auf diesen Gegenstand durchaus nicht billigt. Das Motiv, das die Demokraten in dieser Frage bestimmt, ist nicht dem vorliegenden Gegenstand selbst entnommen, sondern besteht nur in der Furcht, der General-Regierung zu viel Geld und zu viel Macht in die Hand zu geben.

Ob es zweckmäßig sei, die inneren Verbesserungen durch den Willen des ganzen Volkes, also des Kongresses, ordnen zu lassen, oder ob es vorzuziehen sei, daß Jeder vor seiner eigenen Thüre lehre; auf welche Weise die Arbeiten sich wohlfeiler, schneller und den Bedürfnissen entsprechender herstellen lassen, durch private oder durch öffentliche Unternehmungen; welchen national-ökonomischen Prinzipien diese Fragen unterzubretten sei: dies berücksichtigt man nicht so sehr, als die Einrichtung und Maschinerie der General-Regierung, die politischen Gebräuche und die Sitten und Gewohnheiten, welche in Washington herrschen. Die Corruption, welche leider eben so allgemein, wie bekannt ist, und alle Parteien, alle Zweige der Verwaltung durchdringt, die Bestechlichkeit und Verfaßlichkeit, dieser Fluch, der sich an die Sohlen des Reichthums und der Macht heftet: dies ist der wahre und eigentliche Grund, weshalb man der General-Regierung keine Machtausbreitung gönnt und ihr das System der inneren Verbesserungen nicht anvertrauen will. Dieses Mißtrauen mag heilsam, sehr heilsam sein; es ist durch die Erfahrung leider allzusehr gerechtfertigt; aber die inneren Verbesserungen leiden darunter, und die nothwendigsten Unternehmungen, die Lebensbedingungen der Wohlfahrt und Blüthe der Staaten, werden unter diesem Systeme vernachlässigt. Menschenopfer ohne Maaß und Zahl fallen demselben zum Opfer; der Handel und Verkehr wird unsicher, und die großen materiellen Hülfsmittel dieses Landes liegen vor unsern Augen als ein todtter, unbenutzbarer Schatz da.

Und was ist am Ende damit gewonnen? Die Corruption, welche man im Großen vermeiden wollte, verschwindet nicht, sondern zersplittert und zertheilt sich nur, und dringt durch tausend kleine Kanäle und Schleichwege in das Leben des Volkes. Sie bemächtigt sich der einzelnen Staats-Gesetzgebungen, der County- und Stadt-Verwaltungen, und richtet hier mehr Unheil an, als es ihr je in Washington möglich gewesen wäre. Denn auf Washington, das weiße Haus und das Kapitol sind doch am Ende zu viele Augen gerichtet, als daß man dort im Großen ein solches schamloses Spiel spielen könnte, wie im Kleinen in raucher Hauptstadt im Binnenlande und in der Nähe der Urwälder. Dadurch, daß man die inneren Verbesserungen der Kontrolle und Kompetenz der General-Regierung entzieht, beseitigt man die Corruption nicht, sondern weist sie nur in das Dunkle, und leitet den allgemeinen Strom in tausend Quellen und Bäche ab, welche das Leben des Volkes überall, ja bis in das Herz des Urwaldes hinein, vergiften.

Wenn man von der General-Regierung Corruption und Amtsmißbrauch erwartet — warum läßt man die inneren Verbesserungen darunter leiden? Wäre es nicht besser, wenn man die Anstrengungen, welche man jetzt auf ein anderes Feld überträgt, direkt gegen diese Corruption selbst richtete? Anstatt dem Feinde das Terrain abzuschneiden, wäre es nicht zweckmäßiger, ihn in seinem eigenen Lager aufzusuchen und zu vernichten?

Eine positive Politik ist immer besser, wie eine negative. Wozu haben wir einen Staatsverband, wenn wir dem Staate alle Sphären seiner Thätigkeit abschneiden wollen? Beschränkung der Gewalten im Staate, namentlich der Exekutive, ist gewiß ein Fundamentalsatz jeder republikanischen Politik; aber je eifersüchtiger wir darauf machen, daß eine Staatsgewalt ihre Sphäre nicht überschreitet, desto mehr müssen wir dort ihre Thätigkeit sicher stellen, wo sie das unzweifelhafte Recht und die Pflicht dieser Thätigkeit hat.

Dies ist beim Baue der Pacifikbahn der Fall. Sowohl in Bezug auf den Buchstaben und das Wesen der Konstitution, wie auch in Bezug auf die Natur des Unternehmens selbst, gehört dasselbe zur Kompetenz der Bundes-Regierung.

Daß der Bau der Pacifik-Bahn als einer Militärstraße nach dem Buchstaben der Konstitution eine Angelegenheit der General-Regierung sei, gesteht selbst die letzte Präsidenten-Botschaft zu. Innerhalb der Territorien ferner hat der Kongreß das zweifellose Recht zu Unternehmungen dieser Art, ganz abgesehen von der Befugniß, als oberste Militärbehörde zu handeln.

Es entspricht dem Wesen der Konstitution vollständig, daß diejenigen Arbeiten, welche nicht von den einzelnen Staaten selbst übernommen, oder doch wenigstens geregelt und beaufsichtigt werden können, der Kompetenz der General-Regierung anheimfallen. Diese Kompetenz ist am allerwenigsten zweifelhaft, wo es sich um große, nationale Interessen handelt, um Interessen, die alle Departements der Politik anbetreffen, den Handel, wie die auswärtigen Verhältnisse, die Post, das Militär- und Marinewesen, den Ackerbau, die Bildung neuer Staaten und Territorien, die Bevölkerung, kurz, Alles, was nur irgend in den Bereich der Verwaltung und Gesetzgebung eines Staates fallen kann. Die Universalität dieses Unternehmens liegt zu deutlich am Tage, als daß man dasselbe privaten Korporationen überweisen und des nationalen Charakters entkleiden könnte.

Dies gesteht man auch dadurch ein, daß der Kongreß sich überhaupt mit der Angelegenheit befaßt und dieselbe entscheidet. Hätte die Generalregierung kein Recht, die Bahn selbst zu bauen, wie könnte man ihr die Befugniß zugestehen, dieselbe an Privatkorporationen zu überlassen? Man kann nur Kontrakte darüber abschließen, worüber man ein gewisses Eigenthums- oder Besizrecht hat.

Die Frage des Rechtes ist hiebei auch nicht die Hauptfrage, sondern die der Zweckmäßigkeit. Wer baut zweckmäßiger, wohlfeiler, schneller, besser, der Staat oder Privatpersonen? An diese erste Frage schließt sich eine andere: auf welche Weise wird den allgemeinen materiellen und politischen Interessen des Volkes, des ganzen Volkes, am besten genügt?

In Bezug auf die erste Frage beziehen sich die Gegner des Staatsunternehmens auf die Thatfache, daß die durch den Staat unternommenen Bauten bisher immer mehr Geld gekostet haben und mehr Zeit erforderten, als ähnliche

Privatunternehmungen. Diese Erfahrung stellt sich sowohl in Amerika, wie in Europa, unter republikanischer, wie unter konstitutioneller und despotischer Staatseinrichtung heraus. Wir sind weit davon entfernt, diese Thatsache leugnen zu wollen, aber wir erkennen nicht alle Konsequenzen, die man daraus ziehen will, an. Denn es fragt sich, ob das bisher beobachtete Verhältniß zwischen Privat- und öffentlichen Bauten ein nothwendiges, für alle Zeiten gültiges, naturgemäßes, oder nur der mangelhaften Staatsverwaltung selbst und den dabei vorkommenden Mißbräuchen zuzuschreiben sei. Wir schließen uns der letzteren Ansicht an. In Europa liegt es auf der Hand, daß der Staat bei der Uebernahme öffentlicher Bauten schlechte Geschäfte macht, weil die Verwaltung in den Händen einzelner Klassen und Kasten ist, welche alles Andere eher berücksichtigen, als das öffentliche Wohl. So lange man dasselbe von den Beamten dieser Republik sagen kann, wird sich freilich die Sache ebenso, wie in Europa, verhalten. Aber ist dies nothwendig; ist dies ein Zustand, welcher hier immer existiren wird?—Ist es nicht möglich, die Korruption aus der Politik zu entfernen? Kann man die Wahlen und Partheien nicht reinigen? Wenn dies auch eine Herkules-Arbeit ist, muß sie doch einmal unternommen, wird sie doch einmal durchgeführt werden. Und warum soll man bei den großen politischen und ökonomischen Fragen dieses Landes mehr die vorübergehenden Uebelstände und Mißbräuche der Politik berücksichtigen, wie die vernünftigen, zweckmäßigen und erprobten Institutionen des Landes? Man braucht der Generalregierung die natürliche Sphäre ihrer Wirksamkeit durchaus nicht zu schmälern, man kann ihr verstaten, ihre ganze Pflicht zu thun und ihre Thätigkeit über das ganze ungeheure Gebiet der Union auszudehnen, wenn man nur darauf bedacht ist, diese Thätigkeit immer der Kontrolle des Volkes, der öffentlichen Meinung, zu unterstellen, wenn man bei den Wahlen nur immer das wahre Interesse des Landes im Auge hat, wenn man die Ehrlichkeit und Fähigkeit an die Stelle des Ehrgeizes und der Korruption stellt. Die Furcht vor Mißbräuchen sollte nie zur Abschaffung zweckmäßiger Institutionen und Vollmachten, sondern nur zu einer zweckmäßigen Kontrolle und aufmerksamen Bewachung derselben bewegen.

Selbst wenn wir zugeben, daß die Bahn, auf Kosten des Kongresses gebaut, größeren Geld- und Zeitaufwand erfordert, als wenn sie Privaten übergeben wird, machen die allgemeinen Interessen der Union es nothwendig, daß dieser Verlust an Zeit und Geld ertragen werde. Das Unternehmen ist zu groß und mächtig, als daß es in den Händen von Privatleuten sein dürfte; das Gleichgewicht zwischen den einzelnen Bürgern würde durch eine solche Anhäufung von Kapital und Grundbesitz gestört werden. Man darf die Zukunft der Union nicht an einzelne Privat-Korporationen verkaufen oder verpfänden, wenn auch für den Augenblick einige Vortheile dadurch gewonnen und Inkonvenienzen vermieden würden. Die Uebertragung der Pacifik-Bahn an Private würde

der größte Sieg sein, welchen das Kapital jemals über die Wohlfahrt und Freiheit eines Volkes davon getragen hat.

Man spricht so viel von den Gefahren für die Freiheit dieses Landes, welche aus einer Erweiterung der Befugnisse und Geldbewilligungen von Seiten des Kongresses hervorgehen würden. Dies muß man allerdings zugeben. Schon jetzt ist zu viel Geld im Staatschatz; schon jetzt disponirt der Präsident über zu große Summen zu Gunsten seiner Getreuen. Aber wird die Sache dann gebessert, wenn man diese gefährliche Macht von den Beamten der Republik wegnimmt und sie in die Hände von Privaten legt, welche, ohne vom Volke gewählt zu sein, ohne einer öffentlichen Kontrolle und Verantwortlichkeit zu unterliegen, diese Macht direkt gegen das Volk und seine republikanischen Institute anwenden zu können? Man denke sich eine Kompanie von wenigen Spekulant und Kapitalisten, welche jährlich viele Tausende von Beamten anstellen, welche über ein jährliches Budget zu verfügen haben, das wenig hinter dem Budget der Ver. Staaten zurückbleibt. Welch einen Einfluß wird diese Kompanie vermittelt ihrer Agenten und Beamten auf die einzelnen Gesetzgebungen der Staaten, durch welche die Bahn läuft, ausüben können? Auf welche Weise wird sie die Lokalwahlen beherrschen? Wie wird sie auf den Kongreß selbst einwirken können, wenn sie Millionen zur Verlängerung der Privilegien und zur Erhöhung der Tarife springen läßt. Ist der Einfluß dieser Geldmacht außerhalb des Kongresses nicht viel gefährlicher, wie innerhalb des Kongresses selbst? Wird nicht diese Kompanie bei den Präsidenten- und Kongreßwahlen die ganze Partheipolitik lenken und beherrschen? Gewiß, wenn wir jemals fürchten können, daß sich hier ein Staat im Staate bildet, ein Gegenstaat, welcher der Macht der Freiheit und der öffentlichen Meinung die Macht des Geldes und der Korruption entgegensetzt, so ist es bei dieser Veranlassung. Und wenn wir nun den Fall setzen — wir haben die größte Veranlassung, dies anzunehmen — daß die Aktien der Bahn zum großen oder größten Theile in den Händen von Nicht-Amerikanern sind, daß die Einkünfte derselben nach London, Amsterdam und Petersburg wandern, ist dann nicht die Gefahr für die Selbstständigkeit der Union ebenso groß, wie der materielle Verlust derselben?

Gewiß, niemals hat sich irgend einer Nation eine praktische Frage aufgedrängt, die, je nachdem sie gelöst wird, die größten Segnungen oder die größten Nachtheile für die Zukunft enthält. Es ist ein gefährlicher Scheideweg, an dem wir stehen, und wir thun wohl daran, alle Gründe und alle Folgen in Erwägung zu ziehen, ehe wir uns entscheiden.

Der Hauptgrund, daß das Volk der Vereinigten Staaten, das ganze, durch den Kongreß repräsentirte Volk, Eigenthümer der Bahn sein soll, liegt aber in der Beantwortung der Frage: Wer bezahlt die Bahn? Mit welchen Mitteln wird sie gebaut?



Welcher der vorliegenden Pläne auch vom Kongreß angenommen werden mag, so viel ist doch sicher, daß die Vereinigten Staaten die Bahn ganz oder bis zum bei weitem größten Theile zu bezahlen haben. Mag man nun Geld, Kredit oder Land geben — ohne die reichliche, genügende Hilfe des Staates wird keine Kompagnie den Bau übernehmen. Im Gegentheile, es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Staat einen vielfach größeren Werth an Ländereien den Spekulanten opfern wird, als der Bau der ganzen Bahn erfordert und sie selbst werth ist. Freilich, Onkel Sam ist ein reicher Mann, und kann schon einige Brosamen unter den Tisch fallen lassen, aber eine so großartige Schenkung, wie diese, würde doch offenbar ihn in den Verdacht des Leichtsinnes und der Verschwendung bringen, und die Weltgeschichte nöthigen, ihm einen Vormund zu setzen.

Wer die Bahn bezahlt, soll auch der Eigenthümer derselben sein. Die Schwierigkeiten, welche sich aus dieser Veränderung der Kongreßpolitik durch diese Vermehrung des Volksreichthums ergeben, werden durch den gesunden Sinn des Volkes schon überwunden werden. Der aktuelle Ueberfluß des Staatsschatzes würde durch den Bau der Bahn zunächst eine Verminderung erleiden, und das baare Geld wieder flüssig werden. Eine zweckmäßige Land-Reform würde einer Fluth von Einwanderern gestatten, sich längs der Bahn anzuseteln und an den Haltpunkten derselben Städte und Dörfer anzulegen. Die einzelnen Staaten, welche von der Bahn durchschnitten sind, könnten sich mit dem Kongresse in die Beaufsichtigung und Verwaltung derselben theilen, so daß eine gegenseitige Kontrolle statt fände. Die öffentliche Meinung und die Presse würden auch in dieser Angelegenheit, wie überall, die Güterinnen der öffentlichen Interessen sein und die befürchteten Mißbräuche verhindern, die allerdings gefährlich sind, jedoch nicht in dem Grade, um das ganze Unternehmen zu verhindern oder zu verunstalten.

Zweifelsohne wird uns durch die Kongreß-Debatten noch oft Gelegenheit geboten werden, auf dieses Thema zurückzukommen. In einem weiteren Artikel werden wir die verschiedenen vorgeschlagenen Routen besprechen. In dessen scheint uns die politische Seite dieser Angelegenheit viel wichtiger und interessanter zu sein, wie die geographische, und alle Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch zu nehmen, welche man nur den höchsten Fragen der Zukunft und der Civilisation widmen kann.

---

## Der Teufel.

(In ästhetischer und psychologischer Beziehung.)

„Seil unsrem Meister! Fürst der Luft und Erd',  
 Der geht in Wassern und in Wollendust.  
 Und hält die Elemente, die empört  
 Zum Chaos sich zerfleischen, wenn er ruft.  
 Er athmet — und ein Sturz zerreißt die Fluth,  
 Er spricht — die Woll' antwortet in Gewittern,  
 Er blüdt — die Sonn' scheucht seines Auges Gluth,  
 Er reckt die Glieder — und Erdbeben schüttern.  
 Sein Tritt gebiert den lobenden Vulkan,  
 Sein Schatten ist die Pest: und ein Komet  
 Geht durch die rauschenden Wolken ihm voran.  
 In Asch' sind Stern vor seinem Grimm verweht,  
 Ihm bringt der Krieg sein täglich Opfer dar,  
 Tribut zahlt ihm der Tod: und ihm verfällt  
 Das Leben mit den Qualen unnennbar,  
 Ihm jeder Geist von allem auf der Welt.“

Byron's Manfred. 4. Scene.

Der Teufel ist eine moderne Figur. Dem klassischen Alterthum war sie fremd. Die alten Griechen waren zu glücklich und heiter, der Himmel, der sich über den Olympos ausbreitete, war zu klar, die Luft, die durch die Hallen der Akropolis wehte, zu rein, als daß die Phantasie dieses Volkes sich eine solch finstere, verhängnißvolle Gestalt hätte bilden können. Der Gott der Unterwelt war bei ihnen ein launiger, lebenslustiger Geselle, mit einem feinen Kunstsinne begabt, der durch jedes seiner Werke und Worte bewies, daß er ein Bruder des Zeus war, auf dem Olympos geboren. Das Einzige, welches Hephästos mit unserm Teufel gemein hat, ist, daß er hinkt, eine Eigenschaft, die sich merkwürdiger Weise bei den Teufeln der meisten Religionen und Völker vorfindet. Diejenige Figur, welche bei dem Volke Homer's ihrer Tendenz nach dem Teufel am nächsten kommt, ist die der Nemesis. Aber wie sehr unterscheidet sie sich von unserem dummen Teufel. Man kann das strenge, unerbittliche Schicksal nicht würdiger und edler personifiziren, als durch diese hohe, hehre Gestalt, die nach den Worten unseres Dichters den Menschen erhebt, während sie ihn zermalmt. Die Nemesis stellt die einfache, unabweißbare Naturnothwendigkeit dar, der wir Alle zum Opfer fallen, der Teufel dagegen die Schuld, die Sünde, die uns am Leben zehrt und uns zur Hölle hinabzieht. Den Unterschied beider Figuren hat Byron in seinem Manfred mit wenigen Worten treffend gezeichnet, in jener Scene, wo er die Nemesis als Begleiterin des Ariman einführt. Sie sagt zu Ariman:

„Dein sind wir, Du Herr der Herrn,  
 Uns ist, was lebt, theils ganz, theils mehr, theils minder,  
 Das Meiste ganz. Wir mehren unsere Macht,  
 Indem wir keine mehren, sorgen drum  
 Und wachen drob.“

Die strenge, unerbittliche Nothwendigkeit wird indessen nur durch die Figur der Nemesis selbst dargestellt; die Schicksalschwester zeigt sich versöhnlicher und milder. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, die schönen Worte hier anzuführen; um so mehr, da hier in einer echt klassischen, saultischen Weise das dämonische Element im Menschen geschildert ist. Die Schicksalschwester sagt in Bezug auf Manfred:

„Laßt ab! denn er ist mein!  
 Du Herr der Unsichtbaren, dieser Mann  
 Ist nicht gemeiner Art, wie es Geberde  
 Und Hiersein kündigt! Seine Leiden sind  
 Unsterblicher Natur, den unsern gleich.  
 Sein Wissen, seine Gaben und sein Wille,—  
 So weit es mit dem Staub vereinbar ist,  
 Der das Ketzerische umschließt, — sind so,  
 Wie selten sie der Staub gebar: all' die  
 Die Erd' bewohnen, hat er überstrebt —  
 Nur um zu lernen, was, was wir auch wissen,  
 Daß Kenntniß Glück nicht ist, und Wissenschaft  
 Nur ist der Austausch von Unwissenheit  
 Um eine andre Art Unwissenheit.  
 Dies nicht allein, — die Leidenschaften, die  
 Die Erde mit dem Himmel theilt, und denen  
 Vom Wurm herauf kein athmend Sein entgeht,  
 Sie fraßen ihm durch's Herz, und so geschah's,  
 Daß er so elend ward, daß mitteleiblos  
 Ich Andern Mitleid jetzt verzeih'! — Mein ist er  
 Und dein — mag sein — doch wie es sei — kein Geist  
 Steht hier mit einer Seele gleich der seinen,  
 Und keiner, welcher Macht hat über ihn.“

Man steht gleich, daß diese Auffassung mehr antik ist, wie modern. Das Schicksal hat Achtung, ja Ehrfurcht vor dem Opfer, das ihm verfallen ist; es gähnt dort dem Manne der Leidenschaft und Schuld kein glühender Höllenrachen entgegen, es tanzen dort nicht die Teufel um ihre Beute und freuen sich über die Qualen derselben, wie dies in der gemeinen, boshaften, schadenfrohen Hölle der Christen der Fall ist; nein, mit edlem Anstande und ruhiger Würde empfängt man das verfallene Opfer. Die Nemesis der Griechen ist gewiß nicht die Rache, wie es manche in Klöstern erzogene Philologen meinen, sondern nur die Nothwendigkeit, die auch immer die absolute Gerechtigkeit ist. Der edle Sinn und seine Takt des Hellenenthums, der den Furien den Namen Eumeniden, der „B wohlwollenden“, gab, verspottete und verhöhnzte nie die Schuld und das Unglück, und die Hölle der Heiden war von der christlichen Hölle, wie sie Breugel gemalt hat, und wie die Pfaffen sie auf der Kanzel schildern, so unterschieden, wie die heiteren Tempel Aphrodite's von den dumpfen Klostergewölben des Mittelalters.

Ja, der Teufel der christlichen Phantasie ist ein gemeiner, widerwärtiger Patron, der keinen Anspruch auf unsere Achtung und Anerkennung hat. Dieses Schreckbild mit Schweif und Pferdefuß, mit seinem grinsenden Lachen und seiner boshaften Schadenfreude, konnte nur von einem Mönche entdeckt werden, der in seiner dumpfen Zelle über modernden Büchern grübelte, dem der Frühling keine Blumen, die Jugend keine Liebe und das Mannesalter keine Thaten gegeben hatte. Dieser Teufel, der Nebenbuhler des allmächtigen Gottes, betrügt sich in allen Legenden und Fabeln auf eine so gemeine, alberne, plumpe Weise, daß er nicht unsere Furcht, sondern nur unsere Verachtung und unseren Ekel erregt, und der Volkswitz ihn mit Recht den dummen Teufel genannt hat. Daß dieser Teufel noch in den religiösen Sagen unserer Tage existirt, beweist, wie dunkel noch die Köpfe, wie gemein noch die Herzen der gläubigen Massen sind.

Allerdings, die Griechen hatten auch einen Teufel, aber einen andern Teufel, wie wir, einen Teufel, dem wir gerne in unserm Jahrhundert Auferstehung wünschten. Dieser Teufel ist der Lucifer Milton's, Prometheus. Welch eine grandiose Figur! Alle Dichter der Welt können sie nicht ausdenken.

Was war die Schuld, daß der Geier am Herzen des Prometheus fraß? Er hatte das Licht, das Feuer, vom Himmel herunter geholt und den Menschen gegeben. Dafür schmiedeten ihn die griechischen Theologen an den Felsen und dichteten ihm die größten Qualen an, die ihre Phantasie erfinden konnte. Auch die christlichen Theologen folgten dem heidnischen Urbilde. Auch sie versetzten den Lucifer, den Bringer des Lichtes, in die Hölle, setzten ihn auf den Thron derselben, und machten ihn zum Vater der Schuld und des Unglücks.

Merkwürdige Uebereinstimmung! Schon in dem Paradiese der Hebräer wuchs der Baum der Erkenntniß, auf dem die Schlange saß, und der Fluch des allmächtigen Gottes ruhte. Von Prometheus bis Galiläi, von Sokrates bis auf unsere Tage reist, der religiösen Anschauung nach, der Fluch und die Verdammung auf dem Baume der Erkenntniß.—Wie? Nur der religiösen Anschauung nach? Sollte eine Sage, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern unter den verschiedensten Formen denselben Kern enthält, nicht einen tieferen Hintergrund haben, wie die Erfindungskraft der Priester und die Leichtgläubigkeit der Völker? Gewiß, wir glauben, daß der Teufel in der Psychologie besser begründet ist, als in der Mythe und der religiösen Sage, daß er nicht in der Hölle, sondern im Kopfe des Menschen seinen Wohnsitz hat.

Wer hat nicht schon jenen Dämon in seinem Innern belauscht, der alle edlen Empfindungen und klaren Gedanken, zu denen unsere Organisation gestimmt ist, zu einem widrigen Bilde verzerrt und über alle Freuden unsers Lebens sein Körnchen Gift streut! Wir sinnen einer Wahrheit nach; wir glauben, einen großen Gedanken erfaßt zu haben;—gleich folgt der Zweifel, ein bitterer, hämischer Zweifel, der uns nicht nur an der Wahrheit, sondern auch

an der Möglichkeit, sie zu finden, verzweifeln läßt. Wir freuen uns über das Leben rings um uns her, das frische, lebendige Leben, wo die Kräfte von tausend strebenden Menschen sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen und ein Wettstreit aller Thätigkeiten neue Blüten und Früchte am Baume der Geschichte emportreibt. Aber gleich darauf flüstert uns der Kobold in's Ohr, wie erbärmlich, wie kleinlich die Motive aller jener Handlungen sind, die der Gegenstand unserer Bewunderung waren; wir sehen überall den Egoismus, den nackten, schamlosen Egoismus als die Triebfeder der Thätigkeit, und unsere Freude an der Gegenwart, wie unsere Hoffnungen für die Zukunft sind ertödtet. Der geheimnißvolle Reiz, der poetische Blüthenduft, der über den Gegenständen unserer ersten Liebe und Begeisterung liegt, — wie schnell wird er abgestreift; wie schnell verlieren wir jene köstlichen Illusionen der Jugend, denen wir vielleicht nur deshalb so leidenschaftlich anhängen, weil sie thöricht waren. Das Glück besteht aus einer seltsamen Mischung von Trug und Wahrheit; wehe dem, der das Messer der Vernunft daranlegen will; er hat dann nur noch einen Leichnam vor sich. Dieser Dämon, diese Schlange, die uns verlockt, vom Baume der Erkenntniß zu essen, sie schleicht sich in alle Falten, in alle dunklen Abgründe unserer Seele und tödtet das Glück, die Liebe und die Begeisterung schon an der Schwelle ihres Entstehens. Kaum, daß ein inniges Gefühl, eine leidenschaftliche Empfindung unsere Sinne mit Blüthenhauch und Frühlingsdust umschleiert; kaum daß eine erwachende Leidenschaft uns mit süßen Hoffnungen und Illusionen umganzelt: gleich steht Mephisto hinter uns und flüstert uns ein kleines, boshaftes Wort in die Ohren, das allen Dufte und allen Zauber zerstört. Dieses Wort wird grade dann gesprochen, wenn wir es am wenigsten hören wollen, grade, wenn die Blume des Glückes ihre erste Frühlingsknospe öffnet, grade in dem schönen Augenblicke, in welchem sich die Empfindung, die Leidenschaft mit dem Selbstbewußtsein vermählt. Hören wir Faust, wie er im Uebermaße seines Glückes diesen Teufel verwünscht:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,  
 Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst  
 Dein Angesicht im Feuer zugewendet.  
 Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,  
 Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht  
 Kalt stauenden Besuch erlaubst du nur,  
 Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust  
 Wie in den Busen eines Freund's zu schauen.  
 Du führst die Reihe der Lebendigen  
 Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder  
 Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.  
 Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,  
 Die Riesensichte stürzend, Nachbaräste  
 Und Nachbarstämme quetschend nieder streift,  
 Und ihrem Fall dumpf höhl der Hügel donnert;

Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst  
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust  
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.  
Und steigt vor meinen Blick der reine Mond  
Besänftigend herüber; schweben mir  
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,  
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,  
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,  
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,  
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,  
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr  
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,  
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,  
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.  
Er sacht in meiner Brust ein wildes Feuer  
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.  
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,  
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Dies sind wohl die schönsten Verse, welche jemals ein Dichter gedichtet hat oder dichten wird. Gewiß, Goethe hat den Teufel richtiger aufgefaßt, als irgend ein anderer Mensch. Er stellt den Mephisto den größten, erhabensten Leidenschaften und Bestrebungen gegenüber, und — siehe da! — mit einem Worte, einem Blicke, einer Miene, einem Lächeln verwandelt der boshafte Kobold das Streben eines Giganten in den lächerlichen Überwitz eines Thoren und die edelsten Gefühle der Liebe und Freundschaft in Egoismus und Gemeinheit. Es liegt eine furchtbare Wahrheit in dieser poetischen Figur; wohl dem, der diese Wahrheit noch nicht in seinem ganzen Umfange begriffen hat.

Man hat das dämonische Element des Menschen in seinen Leidenschaften suchen wollen, in jener wilden, wuchernden Kraft, welche die Natur dem Menschen nur deshalb gegeben zu haben scheint, daß er sich selbst damit vernichte. Mir scheint sie aber mehr in einer Vereinigung der Leidenschaft mit dem räumlichen Verstande zu liegen. Eine Leidenschaft wird nur dann fürchterlich, wenn man anfängt, sie zu begreifen, zu verstehen, zu kritisiren. So lange sich der Verstand und die Kritik der Leidenschaft nicht bemächtigt, brennt sie ruhig fort, als eine schöne, helle Flamme, aber wenn die Reflexion und in Folge derselben der Zweifel sich einmischt, dann wird die Flamme getrübt und dunkle Rauchwolken werden von einem wechselnden Winde über unser Glück und unsere Zufriedenheit geweht. Der abstrakte Verstand, die Reflexion, die, ohne zur wahren Erkenntniß, zum Begriff zu gelangen, doch die Unbefangtheit und Nativität der Anschauung zerstört, dies ist der Dämon, den Goethe in seinem

Mephisto mit solch unnachahmbarer Treue und Wahrheit geschildert hat, und der in künstlerischer und psychologischer Beziehung eben so bedeutend und interessant ist, wie der Teufel der Pfaffen sich dumm und langweilig darstellt.

Bei den klassischen Völkern der alten Welt existirte diese abstrakte Reflexion, diese vorwiegend analytische Verstandesthätigkeit, dieser Bruch des Selbstbewußtseins, dieser Widerspruch, in den wir uns zu uns selbst setzen, entweder noch gar nicht, oder nur in einzelnen leisen Anfängen. Die Unmittelbarkeit des Naturlebens befähigte die Menschen zu einer unbefangenen, ungetrübten Weltanschauung. Unter dem heitern Himmel Griechenlands, an den Gestaden der klaren, silberhellen Thalassa, freuten sie sich eines Lebens, dessen Glück und Werth nicht der Feuerprobe des Zweifels und der Kritik unterstellt war. Sie bildeten sich Götter, die nicht, wie die modernen Gottheiten, die Götter der Kirchenväter und Scholastiker, metaphysische Abstraktionen, Geister ohne Fleisch und Blut, abstrakte Schemen der Gedanken waren, sondern Personifikationen der Naturkräfte, gesunde, natürliche Gestalten mit derber Sinnlichkeit und kräftiger Körperlichkeit, die nicht ihr Reich in ungewissen, nebligen Wolkenräumen liegen hatten, sondern auf dem Olymp, welcher in einer breiten Basis mit den Wohnungen der Sterblichen zusammenhing. Diesem Volke fehlte der Begriff der Sünde, ein Begriff, an dem das Christenthum sich fast zwei Jahrtausende lang zu Tode gequält hat. Das Verhängniß und die Nothwendigkeit, das Unglück und der Tod schwebten zwar auch über ihren Häuptern, und die Parzen spannten unerbittlich ihren Faden ab. Aber die Sünde selbst, in der modernen Bedeutung, diese moralische Fäulniß, die alle Kräftigkeit und Selbstständigkeit des Menschengeschlechtes zerfrisst, war ihnen unbekannt. Sie hatten Verbrechen gegen den Staat und die Menschheit und Strafen dafür; sie hatten auch das unerbittliche Gericht der Nemesis, die dem Menschen verwehrt, die ihm von der Natur gesetzte Schranke seiner Thätigkeit zu überschreiten. Aber die Sünde als solche existirte nicht; die Sünde als eine dem Menschen eingeborne Eigenschaft, als ein Erbtheil, das ungeschmälert sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, das nothwendigste Bedingniß aller Religionen und alles Glaubens: dieser miserabelste Begriff, den jemals Wahnsinn und sittliche Verworfenheit im Bunde ausgedacht haben, war ihnen so fremd, wie die Hölle und das Kloster, das Mönchthum und der Teufel. Ja, auch für den Teufel war in der griechischen Mythologie kein Platz, denn man hatte keine Erbsünde. Mephisto fühlt sich im zweiten Theile des Faust drum auch sehr unheimlich, als er den Blockberg mit den thessalischen Ebenen und den Ufern des Peneios vertauscht.

Dieses jugendliche, naive Leben der Griechen konnte jedoch nicht immer fortauern; die Menschheit trat in ihr Mannesalter und die Reflexion bemächtigte sich ihrer. Die heitern Bilder Homer's und Hesiod's verschwanden vor der grauen Metaphysik des Christenthums, welches erklärte: „Gott ist ein Geist.“ Es entstand jener Bruch zwischen Himmel und Erde, zwischen Ideal und Wirklichkeit

zwischen Geist und Körper, der noch in den heutigen politischen und socialen Verhältnissen forstovvukt und alle Einheit, Kräftigkeit und Harmonie aus dem Leben hinwegnimmt. Die Erbsünde schleuderte den Menschen in eine moralische Hölle hinab, wo der Teufel mit Schweif und Pferdefuß die armen Seelen auf das Schändlichste maltreatirt.

Eine abstrakte Metaphysik vermischte sich mit den realen Wissenschaften, und es entstand jene düstere Zeit der scholastischen Spekulation, wo die Menschheit sich mit den albernsten Fragen über Gegenstände abmühte, die weder in den Kreis der menschlichen Vernunft, noch der menschlichen Interessen fielen.

Diesem Zeitalter gehört die Erfindung des Teufels an.

Als es nach der langen Nacht wieder lichter in den Köpfen der Menschen wurde, begriff man die Figur des Teufels ästhetischer und wissenschaftlicher; Dante, Milton, Byron, Goethe brachten diese negative Seite des menschlichen Lebens in das Gedicht und auf die Bühne; man bearbeitete ihn musikalisch und bildlich; auf diese Weise wurde die plumpe Gestalt des Mittelalters civilisirter und manierlicher. In Verbindung mit dieser Veredlung der Teufelsfage machte auch die Philosophie Fortschritte zu einer lebendigen, nützlichen Wissenschaft; sie stieg aus den abstrakten Räumen der Metaphysik auf das Gebiet der Wirklichkeit und beschäftigte sich mehr mit der Natur des Menschen und den Gesetzen seiner Entwicklung, seines Denkens und Handelns, als mit den letzten Ursachen der Dinge und den Eigenschaften der Unendlichkeit und des unendlichen Gottes.

Ebenso, wie der christliche Teufel anfängt, sich aus dem Glauben der Massen zurückzuziehen, verschwindet auch das psychologische Motiv der Teufelsfage. Der Skeptizismus, der analytische Verstand, die Abstraktion wird immer mehr und mehr aus den Wissenschaften, wie aus dem praktischen Leben, herausgedrängt; es bereitet sich eine allgemeine Bildung und Wissenschaftlichkeit vor, die von der Kritik gereinigt, aber nicht zerstört wird. Die menschliche Erkenntniß fängt an, sich nur damit zu beschäftigen, was sie erkennen kann, und diese Bescheidenheit schneidet dem Skeptizismus einen großen Theil seines Terrains ab. Freilich scheint auch mit dem beschaften Spotte des Repbisto der titanische Uebermuth und Troß Faustens aus der Welt zu verschwinden, und an die Stelle eines von großen Ahnungen und begeistertem Streben erfüllten, aber auch durch den gewaltigsten Schmerz und Zweifel zerrissenen Lebens ein praktisches, nüchternes, nützliches Dasein zu treten, das um so schmerzloser ist, je weniger es die Weiße der Poesie und des Genies hat. Denn, nur dann kann in der Brust des Menschen ein heller Stern aufblammen, wenn dunkle Nacht darin herrschte, und wo immer nur das trügerische Glück dem Menschen entgegen leuchtet, wirft dieses Licht einen langen, hangen Schatten, der sich oft durch das ganze Leben hindurchzieht. Je mehr wir den Gott in unserer Brust fühlen, desto ärger quält uns der Teufel.



## Die calorische Maschine.

Von

Dr. G. Durege.

Seit längerer Zeit schon schweigen die öffentlichen Blätter über die calorische Maschine des Capitain Ericson, und es verbreiten sich Gerüchte, daß auch diese Erfindung, wie schon so viele andere, bei ihrer Anwendung im Großen sich nicht bewährt habe. In der That sind die zuerst für das Schiff „Ericson“ erbauten Maschinen entfernt worden, weil sie sich als unzuweckmäßig erwiesen; so daß diejenigen, welche wetteten, daß diese Maschinen das Schiff niemals nach Europa bringen würden, ihre Wette wirklich gewonnen zu haben scheinen. Ericson ist jedoch weit davon entfernt, seine Erfindung aufzugeben; im Gegentheil hat er ein anderes Arrangement nach einem neuen Plane getroffen, an dessen Ausführung seit einigen Monaten gearbeitet wird. Statt der vier ungeheuer großen aufrechtstehenden Cylinderpaare werden jetzt zwei mächtig große, gegen einander unter  $45^\circ$  geneigte Arbeitscylinder, verbunden mit vier Führungscylindern, angewandt; also im Ganzen sechs, so daß auf jeder Seite jedes Arbeitscylinders ein Führungscylinder steht. Der Regenerator ist zwar auch in der Form etwas verändert, bleibt aber im Prinzip sowohl, wie in der Anwendung derselbe, wie früher. Der Hauptunterschied besteht darin, daß jetzt die Luft einem bedeutend größeren Drucke unterworfen und abwechselnd erhitzt und abgekühlt wird. Bei diesen neuen Maschinen wird nämlich die Luft zuerst durch eine kleine Hülfsmaschine bis zu einem Druck von mehreren Atmosphären verdichtet. Während des Spieles der Maschine wird dann diese condensirte kalte Luft zuerst mittelst des Führungscylinders durch den Regenerator hindurch in den Heizraum gepumpt, wo sie einen noch größeren Druck annimmt; in diesem Zustande geht sie in den Arbeitscylinder über und treibt den Stempel durch den Ueberschuß des Drucks über den der kalten condensirten Luft in die Höhe. Wenn dies geschehen, entweicht die Luft wieder durch den Regenerator hindurch, an welchen sie den größten Theil ihrer Höhe abgibt, und gelangt in ein Kühlgefäß, wo sie mit Röhren oder anderen Oberflächen in Berührung kommt, welche durch Circulation des äußeren kalten Seewassers kalt erhalten werden. Dort nimmt sie den in ihrem condensirten Zustande möglichen geringsten Grad von Expansion an und beginnt alsdann das Spiel von Neuem.

Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche Ericson's neuer Erfindung jede Lebensfähigkeit, wenigstens jede Anwendung auf die Ocean-Schiffahrt, absprechen wollten. Unter diesen zeichnet sich namentlich Major Barnard, der für einen der tüchtigsten Ingenieur-Offiziere der Vereinigten Staaten gilt, durch die Gründlichkeit aus, mit der er die ganze Theorie der calorischen Maschine der mathematischen Untersuchung unterworfen hat. Diese Untersuchung

gen führen ihn allerdings zu dem Resultate, daß die bewegende Kraft der calorischen Maschine bedeutend kleiner ist, als die der Dampfmaschine, so daß der „Ericson“ niemals mit den Collins-Steamern würde concurriren können; allein man muß einen Punkt dabei nicht außer Acht lassen. Bei der mathematischen Bestimmung der Kraft der calorischen Maschine stützt man sich einmal auf die theoretischen Untersuchungen, namentlich Poisson's, und auf die experimentalen Bestimmungen Toule's, Petrie's, Regnault's u. A. Wenn nun auch durch diese Arbeiten in der Aerometrie und der Theorie der Wärme schon viel geleistet worden ist, so ist doch noch lange nicht Alles, was zur Anwendung auf die calorische Maschine zu wissen nöthig ist, mit Sicherheit ermittelt. Es kann daher nicht ausbleiben, daß alle mathematischen Untersuchungen über die calorische Maschine ebenfalls mit einer gewissen Unsicherheit behaftet sein werden. Ericson selbst aber hält aus leicht begreiflichen Gründen mit der Bekanntmachung seiner eigenen Experimente zurück.

So ist die Frage, ob wir die calorische Maschine den großen Erfindungen unsers Jahrhunderts beizugesellen haben, oder ob durch sie die schlaggeschlagenen Versuche, den Dampf durch etwas Anderes zu ersetzen, wieder um einen vermehrt sind, noch vollständig unentschieden. Wie aber auch die Antwort ausfallen möge, in zwei Punkten ist Ericson's Erfindung unter allen Umständen von der allergrößten Bedeutung. Erstlich nämlich ist der Regenerator, dieses wundervolle Werkzeug zur Aufbewahrung der Wärme, schon an sich eine Erfindung, welche gewiß später in der mannichfaltigsten Weise mit Nutzen angewendet werden wird. Bedeutender noch und einflußreicher aber ist zweitens die Anregung und der Aufschwung, den die calorische Maschine den Untersuchungen über die Wirkungen und das Wesen der Wärme gegeben hat. Seit den großen, rein mechanischen Fragen, welche im vorigen Jahrhundert zur Discussion kamen, ist keine Frage wieder von so großer Wichtigkeit geworden. Durch die hierdurch veranlaßten Untersuchungen ist in der Theorie des Verhältnisses der Wärme zur Kraft theilweise eine Revolution vor sich gegangen.

Früher glaubte man, daß die Wärme nur durch Diffusion Kraft erzeuge, indem man annahm, daß z. B. der austretende Dampf dieselbe Wärmemenge, wahrnehmbar oder latent, enthalte, als die eintretende, abgesehen natürlich von dem durch Mittheilung und Strahlung hervorgebrachten Wärmeverlust. Die einzige Umänderung, die man annahm, bestand darin, daß sich wahrnehmbare Wärme in latente verwandelt habe. Wenn also Dampf in eine nicht condensirende Dampfmaschine mit 340° Fahrh. eintrat und nach vollbrachter Arbeit unter bedeutend verringertem Druck mit 212° Fahrh. wieder hecaustrat, so nahm man keinen Wärmeverlust an, sondern glaubte, daß die für die Wahrnehmung verloren gegangene Wärme latent geworden sei. Dies ist die Ansicht der älteren Theorie. Die neuere Theorie dagegen behauptet nun, es sei wirklich Wärme verloren gegangen, sie sei wirklich vernichtet worden, dadurch,

daß eine gewisse Kraft entwickelt worden und eine gewisse Arbeit gethan sei. Hiernach würde die Wärme ebenso, wie jede andere bewegende Kraft, ihr mechanisches Aequivalent haben, gerade wie der Fall eines Kubikfußes Wasser durch eine gewisse Höhe ihr Aequivalent oder Maß hat. In dem obigen Beispiele wäre dann in der That ein Theil der Wärme in Kraft oder Arbeit verwandelt worden.

Diese Frage ist es, welche die calorische Maschine vorzüglich angeregt hat; sie ist von der höchsten Wichtigkeit, da sie mit dem Wesen der Wärme, welche überall im menschlichen Leben eine so große Rolle spielt, aufs innigste zusammenhängt.

Die calorische Maschine wird daher unter allen Umständen eine der bedeutendsten Erscheinungen bleiben; zu wünschen aber wäre es, daß auch ein glänzender äußerer Erfolg die langjährigen Bemühungen Ericson's krönen möchte.

## A n n u n z e

über die politischen Ereignisse des letzten Monats.

Nach den Ereignissen der letzten Wochen zu urtheilen, wird dieses Jahr sich mit gewichtigen und folgenreichen Thatsachen in die Geschichte und in unser Bewußtsein einschreiben. Es ist in den politischen Verhältnissen beider Kontinente eine Spannung eingetreten, die, wenn nicht alle unsere gerechtfertigten Erwartungen uns trügen, große Konflikte und Veränderungen hervorbringen wird. Der Schlachtruf ertönt hier, wie drüben, und das Lösungswort des Kampfes ist längst ausgesprochen. Ja, nicht nur in Europa, auch in Amerika zeigen sich am politischen Horizonte Wolken, welche auf einen Gewittersturm schließen lassen. Wir haben der öffentlichen Meinung zwei Vorfälle zu denunziren, welche im hohen Grade die politische Ruhe dieses Landes stören und die gebieterische Nothwendigkeit einer Aenderung der Partheipolitik herausstellen: die Verhandlungen des Senates in Bezug auf die bekannten, durch Bedini hervorgerufenen Ereignisse, und die Einbringung der Kansas- und Nebraska-Bill durch Douglas. Diese beiden Thatsachen stimmen in einer auffallenden und berechneten Weise darin überein, die öffentliche Meinung zu beunruhigen, und das Vertrauen des Volkes auf seine hervorragendsten Repräsentanten zu zerstören. Wir sagen nicht, daß diese Zerstörung des Vertrauens, des Autoritätsglaubens grade ein politisches Unglück wäre—aber sie ist gewiß von denen nicht beabsichtigt worden, welche sie hervorriefen, und wird auf eine ganz andere Weise wirken, als jene Herren geträumt haben. Die Bürger dieses Landes

werden darauf aufmerksam gemacht, daß nicht Alles, was von den Häuptern der Parthei ausgeht und im Namen der Parthei unternommen wird, dieser Parthei selbst nützt und mit den Prinzipien derselben übereinstimmt. Der alte gemüthliche Parthei-Splendrian, nach welchem der Bürger mit unrepublikanischer Unselbstständigkeit ohne Prüfung und Kritik das als gut, zweckmäßig und wahr annahm, was ihm von der Parthei als solches vorgestellt wurde, muß und wird von Tag zu Tag mehr einer besonneneren Prüfung und Beurtheilung weichen und der Dogmatismus und die Autorität aus der Politik eben so verschwinden, wie aus den religiösen Gebieten. Die nächste Folge davon wird sein, daß die Partheien und ihre Führer, wenn sie merken, daß sie nicht mehr eine blinde, gläubige Masse, sondern denkende Menschen und selbstständige Ueberzeugungen hinter sich haben, daß sie dann selbst vorangehen, reaktionäre Umtriebe aus ihrer Mitte entfernen und den Wünschen und Interessen des Volkes gerecht zu werden suchen. Ein freies Volk hat schon dann eine Reform bewerkstelligt, wenn es die Nothwendigkeit derselben eingesehen hat.

Diese Einsicht verbreitete sich in den letzten Tagen mit einer unerwarteten Geschwindigkeit. Kaum hatte das amerikanische Volk seinen gerechten Unwillen über die Person Bedini's und die Magistrate von Cincinnati mit einer seltenen Uebereinstimmung ausgesprochen, da erklang in den Hallen des Capitols eine Rechtfertigung Bedini's und damit der römischen Contrerevolution von 1849; zugleich eine Anklage gegen die deutsche Bevölkerung, eine Verdammung des freien Versammlungsrechtes und der freien Presse. Um das Maas der Schande voll zu machen, wagte sich aus dem Dunkel der politischen Intrigue und Corruption ein Gesetzesentwurf hervor, der allen früheren Ueberzeugungen und Verträgen zuwider die Sklaverei auch in den nördlichen Staaten der Union erlauben will; der den neu gebildeten Territorien und Staaten die Verpflichtung auferlegt, die Sklaverei einzuführen, sobald einige Sklavenhalter dort die ersten Ansiedler sind und bei der Bestimmung der Konstitution den Ausschlag geben; der überhaupt jedem Staate selbst die Entscheidung über die Frage der Sklaverei anheimstellen will. Daß diese Aenderung nicht nur mit dem Wesen und den Interessen unserer Republik, sondern auch mit den Grundsätzen der demokratischen Parthei selbst in schroffem Widerspruche steht, liegt auf der Hand. Soll die Sklaverei nur Sache der einzelnen Staaten sein, soll der Kongreß sich nicht mehr um diese Frage bekümmern;—wie kann man dann das Sklaven-Auslieferungsgesetz verlangen? wie kann man dann die nördlichen Staaten verpflichten, die südlichen Rechte auf ihrem eigenen Grund und Boden zu verteidigen? Diese und andere Fragen werden bei der Debatte über die Douglas'sche Bill die öffentliche Meinung bedeutend in Anspruch nehmen, und aller Wahrscheinlichkeit nach die südlichen Rechte aus dieser Debatte nicht so mächtig und stark herausgehen, wie sie in dieselbe eingetreten sind. Auch von der deutschen Bevölkerung ist zu erwarten, daß sie durch diese Veranlassung zum Nachdenken

und zur Kritik bewegen werde, und eine unbefangene, unabhängige Haltung in der Politik einnehme.

Die Theilnahme, welche man diesen heimischen Fragen schenkte, wurde vielfach überboten durch die Spannung, mit der man die Entwicklung der europäischen Verhältnisse beobachtete. Die Nachrichten, welche die letzten Steamer herüberbrachten, gaben dem Ausbruche eines allgemeinen europäischen Krieges immer mehr Wahrscheinlichkeit, und stimmten mit der Richtung, welche die öffentliche Meinung in Amerika in Bezug auf diesen Gegenstand eingeschlagen hat, vollständig überein. Es ist erklärlich, daß sich die Sympathien dieses Landes entschieden für die Türkei aussprechen und selbst einem allgemeinen europäischen Kriege nicht entgegen sind. Rußland und Amerika stehen in dem politischen Systeme dieses Jahrhunderts an den äußersten Polen und bilden einen prinzipiellen Gegensatz, der durch alle diplomatischen Verbindungen und Verschwägerungen in Washington \*) nicht gemindert und gemildert werden kann. Nur in Rußland und in der Union kommen die beiden politischen Systeme, welche in allen anderen Staaten vermischt und unentwickelt vorhanden sind, zur vollständigen, consequenten Entfaltung; hier wird Alles von unten herauf, dort Alles von oben herunter regiert; das Einzige, was beide Staaten mit einander gemein haben, ist die Consequenz, mit welcher das Regierungsprinzip hier, wie dort, gehandhabt wird. Man fühlt in Amerika instinktmäßig, daß sich auf die Dauer diese beiden politischen Prinzipien nicht mehr in die Herrschaft der Welt theilen können, daß ein Zusammenstoß der Gegensätze erfolgen muß, welcher eine neue Epoche der Weltgeschichte einleitet. Die politische Neigung des amerikanischen Volkes ist daher gegen Rußland gerichtet, und jede Nachricht von einem Unfälle, einer Niederlage des russischen Heeres und der russischen Politik wird hier mit einem Jubel aufgenommen, welcher der amerikanischen Nation Ehre macht. Dieser Neigung der öffentlichen Meinung mag es auch zuzuschreiben sein, daß die Berichte der amerikanischen Zeitungen vielleicht mehr zu Gunsten der Türkei lauten, als es durch die Thatsachen gerechtfertigt ist. Indessen sind in letzterer Zeit so viele unerwartete und entscheidende Thatsachen zum Vortheile der Türkei zusammengetroffen, daß diese Berichte an Glaubwürdigkeit bedeutend zugenommen haben. Der Rücktritt Persiens vom russischen Bündniß, der Einzug der allirten Flotten in das schwarze Meer und die durch diese beiden Ereignisse ermöglichte Vereiniung Schamyl's mit der türkisch-asiatischen Armee haben mehr noch, wie der Sieg der türkischen Donau-Armee bei Kalesat, die Lage der Dinge zu Gunsten der Türken verändert. Schon ist eine Umstimmung der öffentlichen Meinung in Europa ersichtlich; England rüstet, und die halbamtlichen Blätter sprechen vom Kriege als von einer eingestandenen, officiellen Thatsache. Frankreich hat offenbar einen Staatsstreik

\*) Der unlängst verstorbene Gesandte, Herr von Bobisco, war mit den angesehensten Familien von Virginien verschwägert.

in der auswärtigen Politik vor, der Europa mehr überraschen wird, als die Kunde vom zweiten Dezember. Preußen und Oesterreich suchen sich von der heiligen Allianz, von dem russischen Bündniß, zurückzuziehen, aber eine Neutralität wird in diesem gewaltigen Zusammenstoß des Ostens und Westens eine Unmöglichkeit sein. Eine unbemerkliche Schwüle lagert über den europäischen Verhältnissen, und es ist voranzusehen, daß das europäische Staatsgebäude den Stoß, welcher ihm droht, nicht auszuhalten vermag. Bei den unregelmäßigen Verhältnissen drüben ist es sehr schwer, irgend bestimmte Muthmaßungen zu hegen oder Prophezeiungen zu wagen, aber wir können uns der Hoffnung nicht entschlagen, daß ein Anderwerden auch ein Besserwerden ist.

Während also der Krieg an die Pforte der Weltgeschichte klopft, schreitet der Hunger, der bleiche, nackte Hunger durch die schönen Gefilde Frankreichs, durch das reiche England, und weilt in den Thälern und Städten Deutschlands. Alle künstlichen Mittel, das Elend zu mindern, schlagen fehl. Was wird daraus werden, wenn der Frühling kommt und den Krieg bringt, aber kein Brod?

Gewiß, die Periode der Weltgeschichte, in der es uns vergäunt ist, zu leben, ist sehr interessant; große, gewaltige Ereignisse rollen an uns vorüber, und ein Tacitus und Thucydides wußten keine Thaten aufzuzählen, die sich mit unserm Jahrhundert messen könnten. Vieles haben wir schon erlebt, aber das Größte bleibt uns noch vorbehalten. Mit welcher Spannung, mit welcher leidenschaftlichen Aufregung sehen wir in die Zukunft, sehen wir über den dunkeln und stürmischen Ocean herüber, der die neue Welt von der alten, das Heute von dem Gestern trennt! Möchte nur die große Zeit uns auch die großen Männer bringen!

---

### Die Zukunft der Philosophie.

Wenn wir von der Zukunft der Philosophie sprechen, so werden wir gewiß Manchem ein mitleidiges Lächeln ablocken. Viele halten diese Wissenschaft für todt und begraben; ja, sie setzen nicht einmal ein Denkmal auf ihr Grab; wir finden nicht einmal eine Rose, ein Bergämeinnicht, das eine freundliche Hand dort hingepflanzt hätte. Wenn die Leute von Philosophie hören, denken sie nur an den alten deutschen Professor, mit seinem abgeschabten Rocke und seinen gläsernen Augen, der in Gesellschaft niemals einen Witz und in seinen Büchern niemals einen praktischen Gedanken hatte, der sich mit vierhundert Thalern Gehalt und drei Studenten in seinem Collegium behelfen mußte. Sie denken an die alten Schweinsledernen Bücher unserer Bibliotheken, in denen die Eigenschaften Gottes und die Entstehung der Dinge beschrieben waren, wo man dem Absoluten so nahe war, daß man das Verständniß des gewöhnlichen

Lebens verlör. Sie denken an Fichte's Ich und Nicht Ich, an Kant's Modalität, Substanzialität, Causalität; an die langen, unverdaulichen Sätze Hegel's, an die Offenbarungs-Philosophie Schellings; an alle diese Systeme, Schemata und Konstruktionen, mit welchen die Welt aus dem Nichts heraus deduzirt wurde. Sie erinnern sich der Frankfurter Gesetzgeber von 1848, die mit philosophischer Gründlichkeit und Grundrechlichkeit Deutschland um seine Revolution und Freiheit prellten. Wenn dies Alles noch nicht hinreicht, einen heiligen Abscheu gegen die Philosophie, diese vornehme, pedantische Dame, zu erwecken, dann zitiert man den Göthe:

„ — — Ein Kerl, der spekulirt,  
Ist wie ein Thier, auf dürrer Halde  
Von einem bösen Geist herum geführt,  
Doch rings herum ist frische, grüne Weide.“

Wenn dies nun schon in Europa gesagt und gedacht wird, wie muß es denn in Amerika aussehen? Ist es nicht hier eine Gotteslästerung gegen das „Büßneß“, diesen Hohenpriester, Pabst Dalai Lama aller Amerikaner, wenn man nur das Wort Philosophie in den Mund nimmt? Kann man sich auf eine deutlichere Weise als unpraktischen Menschen, als Pedanten, als armen Teufel, als das direkte Gegentheil von „Smartheit“, — mit einem Worte als „Grünhorn“ bezeichnen, als durch den kleinsten Rest von Anhänglichkeit an diese Wissenschaft, die uns in den Schulen noch mehr wie Cornelius Nepos und der pythagoräische Lehrsatz gequält hat? Gewiß, eine Ehrenrettung der Philosophie ist wohl das schwierigste Unternehmen, welches man in der Nähe der Urwälder beginnen kann.

Freilich, heute verspottet man die Philosophie nur; früher wurde sie verlehert und verdammt. Aber trotz aller Anfeindungen, trotz aller der Gegensätze und Widersprüche, die sich in dieser Wissenschaft selbst kund gaben, ist sie so alt, wie die menschliche Vernunft selbst, und wenn wir die Anfänge der menschlichen Kultur, Geschichte und Literatur uns vergegenwärtigen, finden wir die Philosophie an der Schwelle derselben stehen.

Allerdings aus den dunklen, geheimnißvollen Tiefen dieser Wissenschaft hat man einen Busz von verworrenen Theorien und unklaren Doktrinen herausgearbeitet, und die wenigen Edelsteine, welche der Bund von Fleiß und Genie dort entdeckte, sind mit unzähligen, werthlosen Schlacken und taubem Gesteine verbunden.

Auch dies ist wahr, daß Ein philosophisches System das andere niederriß, daß der Schüler die Lehren seines Meisters angriff, daß jedes Zeitalter eine neue Doktrine schuf, welche gewöhnlich das direkte Gegentheil ihrer Vorgängerin war.

Aber trotzdem finden wir nirgend, weder in der Politik, noch in den schönen Künsten, noch in der Literatur, und am allerwenigsten in der Religion

eine solche Stetigkeit und Consequenz der Entwicklung, wie grade in der Philosophie. Von Thales an bis auf den letzten unserer Denker, Feuerbach, hat ein philosophischer Gedanke, ein philosophisches System das andere mit derselben Nothwendigkeit erzeugt, wie der Tag die Nacht, der Sommer den Winter hervorruft. Der Widerspruch, der Gegensatz, welcher die Seele aller Entwicklung und alles Lebens ist, waltet in der Philosophie auf eine deutlichere und erkennbarere Weise, wie in allen anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit. Wenn daher ein Philosoph die Philosophie der vorherigen Epoche angriff und vernichtete, so zog er nur die Consequenzen dieser früheren Philosophie, ebenso wie die Frucht die Blüthe, aus der sie hervorgeht, vernichtet. Nirgend können wir einen solch normalmäßigen Zusammenhang, eine solche organische Verbindung entdecken, wie zwischen den philosophischen Systemen, welche eine festgeschlossene Kette bilden, in der kein Glied fehlt und zu der keines hinzugefügt werden kann. Denn das ist gerade die Eigenthümlichkeit und Berechtigung der Philosophie, daß sie alle Willkür und Zufälligkeit des Denkens ausschließt.

Allerdings brauchen wir in unserer praktischen Zeit aller der Voraussetzungen nicht, um uns der Resultate zu freuen. Wir brauchen nicht Glied für Glied an der Kette zu betrachten und zu erkennen; aber wir müssen wissen, auf welche Weise die Glieder aneinander gesügt sind und was das letzte Glied enthält.

Der Widerspruch, der diese einzelnen Glieder des großen Ganzen zusammenhält, ist das Geheimniß unsers ganzen Denkens und Lebens. Wir finden diesen Widerspruch überall; wenn wir das Verständniß desselben nicht besitzen, entgeht uns auch vollständig das Verständniß der Natur und der Geschichte. Dies Geheimniß, das so manchen Kopf verwirrt, das so Manchen entweder zum Sceptiker oder zum Gläubigen gemacht hat, ist durch die Philosophie, speziell durch die Hegel'sche, entschleiert und auf das genaueste und bestimmteste begriffen. Alle Mißverständnisse, aller Unstinn und alles Unglück in der Welt liegt nur darin, daß man von den beiden Gegensätzen, welche sich aufeinander beziehen und auseinander entstanden sind, nur den einen berücksichtigt, daß man jeden Gegenstand nur von Einer Seite betrachtet. Dann findet man allerdings Alles unvollkommen und ungenügend; man erblickt keine Vernunft und Gerechtigkeit in den Thatfachen; man hadert und zürnt mit der Welt und sich selbst. Aber der Schlüssel zu allem Verständniß ist gegeben, wenn man die vorliegende Thatfache auf den ihr vorausgehenden Gegensatz basset; wenn man erwägt, daß aus ihr sich auch wieder ein Gegensatz, ein Widerspruch entwickeln muß. Wie Mancher zürnt z. B. über die gegenwärtigen Zustände Europa's? Aber wenn man bedenkt, daß die Contrerevolution eben auch zur Revolution gehört, daß die zweite aus der ersten ebenso entspringt, wie die erste aus der zweiten; dann wird man ein'germaßen beruhigt und sieht über die vorhandene Thatfache hinweg in eine bessere, freiere Zukunft. Durch dieses Aufeinanderfolgen von



Gegensätzen entsteht der Kreislauf des Lebens, des individuellen Lebens, wie der allgemeinen Weltgeschichte, in ähnlicher Weise, wie der Kreislauf des thierischen Lebens durch die Ernährung bedingt ist.

Die Methode aller Philosophie und alles vernünftigen Denkens überhaupt ist also der Widerspruch.

Was nun das letzte Glied der Kette in der Geschichte der Philosophie anbetrifft, so sehen wir in Feuerbach ein Zurückgehen derselben auf die praktischen, thatsächlichen Verhältnisse, auf das uns zunächst Liegende, auf unsere eigenen Interessen und Bedürfnisse, welches um so mehr befriedigt, je vornehmer früher die Philosophie in den allgemeinen, unbestimmten Räumen des Absoluten sich bewegte. Diese Wissenschaft hat in den letzten Jahren eine Schwenkung gemacht, die an das sokratische Zeitalter erinnert, in welchem die Philosophie, nach den Worten Cicero's, vom Himmel heruntergeholt und in das Herz des Menschen gepflanzt wurde. Indem Feuerbach sagte, alle Philosophie besteht in der Anthropologie, in der Lehre vom lebendigen Menschen, hat er dieser Wissenschaft eine bestimmte reelle Basis und eine große praktische Bedeutung gegeben. Auch über der Schwelle unserer Wissenschaft steht das klassische Wort, das der griechische Weise über den Eingang des Tempels schrieb: „Erkenne dich selbst.“ Dies ist gewiß die größte und wichtigste Frage, welche wir uns vorlegen können, und eine Wissenschaft, die sich mit der Beantwortung derselben beschäftigt, wird wohl zu den Bedürfnissen des Lebens und nicht nur zu dem Luxus der Gelehrsamkeit gehören.

Die Philosophie der Zukunft wird also, auf der angegebenen Bahn fortschreitend, sich eine bestimmte, praktische Aufgabe stellen. In Verbindung mit der Physiologie, welche den Menschen seinen körperlichen Funktionen nach behandelt, wird sie denselben als ein denkendes Wesen begreifen. Sie fängt grade an dem Punkte an, wo die Physiologie aufhört, wo die Körperlichkeit des Menschen sich zum Bewußtsein verklärt. Sie begleitet das Bewußtsein durch alle Stufen seiner Entwicklung hindurch und sucht die Gesetze dieser Entwicklung zu erkennen. Der Prozeß des Denkens ist das eigentliche Thema, mit welchem sich die Philosophie beschäftigt. Anstatt nun allgemeine Systeme zu konstruiren, in welche die Gedanken des Menschen wie in ein Proteustes-Bett geschraubt werden, anstatt abstrakte Kategorien, logische Begriffe und Ideen anzunehmen, welche, wie bei Hegel, das Denken des Menschen als absolute Gewalten beherrschen; hat die Wissenschaft weiter nichts zu thun, als erfahrungsmäßig dem Denken des Menschen nachzugehen, dessen Verlauf zu erforschen, dessen Gesetze kennen zu lernen. Wie der Handwerker, der Künstler zu jeder Zeit genöthigt ist, das Instrument, dessen er sich bedient, zu prüfen, so auch wird der Mensch bei jedem Akte des Denkens veranlaßt, die Methode, das Instrument seines Denkens zu prüfen und es durch diese Prüfung zu schärfen. Das Denken ist die allgemeinste und höchste Kraft und Thätigkeit

des Menschen, und deshalb muß auch die Wissenschaft des Denkens die erste Rolle unter ihren Schwestern einnehmen. Diese Wissenschaft ist durchaus eine empirische, erfahrungsmäßige; sie ist nur auf Beobachtung und vornehmlich auf den Schluß der Induktion gegründet, und unterscheidet sich von den andern Erfahrungs-Wissenschaften nur dadurch, daß sie sich mit der Erkenntniß der Begriffe und Schlüsse beschäftigt, welche in den übrigen Wissenschaften angewendet werden. Sie ist als eine Verbindung von Psychologie und Logik also die Grundlage und Kontrolle aller andern wissenschaftlichen Disciplinen.

Eine solche Wissenschaft steht den Naturwissenschaften, deren Cultus dieses Jahrhundert vorwiegend bestimmt zu sein scheint, in der ganzen Anlage und Methode nicht sehr fremd gegenüber. Auf der innigen Verbindung beider beruht die Intelligenz des Jahrhunderts. Beide verfahren ungefähr nach denselben Gesetzen und sind auf Analyse und Induktion gegründet. Das Verhältniß der Philosophie zu den Naturwissenschaften ist ein ähnliches, wie zwischen der Physik, der Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen und einzelnen speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften. Nehmen wir z. B. die Meteorologie, so gründet sich dieser Zweig der Physik auf die Gesetze der Wärme, der Schwere, des Luftdruckes u. s. w., Gesetze, deren Prüfung und Erkenntniß der Meteorologie selbst nicht angehört, sondern in den Bereich einer allgemeineren Wissenschaft fällt. In ähnlicher Weise gründen sich die Naturwissenschaften selbst wieder auf die Gesetze der Logik, der Analyse, Analogie, Induktion u. s. w., und die Prüfung und Erklärung dieser Gesetze ist der Philosophie übertragen. Niemand z. B. wird in irgend einem Zweige der Naturwissenschaften, z. B. der Botanik, der Chemie, etwas Gründliches und Sicheres leisten, wenn er die so häufig mit einander verwechselten Schlüsse der Analogie und Induktion nicht von einander zu trennen weiß. Die meisten und größten Fehler, welche in den Naturwissenschaften gemacht worden sind, kann man auf diese Verwechslung zurückführen.

Deshalb ist auch die Philosophie in der Beschränkung, in welcher wir sie auffassen, grade durch die Naturwissenschaften wieder zu Ehren und Anerkennung gekommen. Die großen Naturforscher Dersted, Alexander von Humboldt, Arago sind gewiß eben so sehr als Philosophen zu betrachten, wie Schelling und Fichte. Die Werke eines Whewell, eines Mill, welche sich mit der Untersuchung des Schlusses der Induktion beschäftigen, enthalten eine glückliche Verbindung der Spekulation mit der Beobachtung, und sollten in keinem chemischen Laboratorium, in keinem physikalischen Kabinette fehlen. Allerdings bleibt noch Vieles in dieser Disciplin zu leisten übrig, aber wir können mit innerer Befriedigung und Genugthuung sagen, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist und zum Ziele führen wird.

In Amerika steht man nur erst an der Schwelle, bei den ersten, vereinzelten und ungenügenden Anfängen wissenschaftlichen Strebens und Verständ-

nisses. Aber die wissenschaftlichen Bedürfnisse machen sich jetzt schon gebieterisch geltend, und wir können voraussehen, daß sie bald dem Geiste der Nation eine andere Richtung geben werden. Die technische Wissenschaften werden die Brücke bilden, auf welcher das amerikanische Volk zu allgemeinem wissenschaftlichen Streben gelangt. In den Minen, an den Eisenbahnen, in den Fabriken hat man schon viele wissenschaftlichen Kenntnisse nothwendig, die mit der Zeit den Materialismus des Volkes veredeln und läutern werden. Durch die technischen und Naturwissenschaften wird dann auch das Studium der Philosophie vermittelt und in das Volksleben eingeführt werden. Dieses erscheint um so wünschenswerther und nothwendiger, je fader und oberflächlicher die bisherige Bildung sich darstellt und je allgemeiner und umfassender sich eine heuchlerische, herzlose Religiosität breit macht.

Gewiß, auch in Amerika hat die Philosophie eine Zukunft, wenn die Civilisation überhaupt hier eine Zukunft hat.

---

### Die Mode.

Die Herausgeber der „Atlantis“ wollen ihren Hefen keine Modenkupfer belegen, aber dann und wann einen Artikel über die Mode selbst bringen, der annäherungsweise den Mangel ersetzt. Es ist ein merkwürdiges Ding mit der Mode: sie wird überall öffentlich verachtet und verdammt; kein gebildeter Mann wird gestehen, daß er die Mode als sein Gesetz anerkenne, als seine Göttin verehere; keine Dame wird mit dem Titel einer Modenärthin zufrieden sein. Aber doch lassen sich Alle mehr oder weniger von ihr leiten, und zeigen durch ihr Benehmen und Auftreten, daß sie der Mode, der sie keine legitime Herrschaft zugestehen wollen, doch in der Praxis einen großen Einfluß gestatten. Die Mode ist eine Macht, der wir uns schämen, aber unterwerfen. Wir finden sie überall, nicht nur in den Werkstätten der Schneider, sondern auch in den Hallen der Geseßgeber—wir brauchen nur an die Temperenzler zu erinnern—nicht nur im Boudoir der jungen Dame, sondern auch an dem Schreibtische des Schriftstellers: in dem gesellschaftlichen Leben, wie in der Politik, in den Gesprächen, wie in den Gedanken, überall sehen wir ihren Einfluß und ihre Herrschaft. So launig und veränderlich die Mode auch ist, sie verfährt in jeder Form und Gestalt despotisch und tyrannisch, und es ist nicht so gefährlich, der öffentlichen Meinung Troß zu bieten, wie der Mode. Wie ist dies möglich? Wie erklären wir uns diese Widersprüche? Die Beantwortung dieser Frage läßt uns einen Blick in das sociale Leben thun.

Die Geseße, welche den Staat regieren, reichen nicht aus, das gesellschaftliche Leben zu regeln. Die Einrichtung des letzteren beruht mehr noch, wie

die Politik, auf Compromissen, auf Zugeständnissen, welche sich die verschiedenen Elemente der Gesellschaft gegenseitig machen. Diese Zugeständnisse sind stillschweigend und selbstverständlich. Die gesellschaftliche Bildung besteht darin, daß man sich auf den Durchschnittspunkt der Bildung stellt, welche in dem Kreise der Gesellschaft ist, in der man sich bewegt; daß man nicht durch ein edleres, feineres Benehmen diejenigen kränkt, welche ein solches Benehmen nicht nachahmen können oder wollen, daß man jedoch auch nicht durch einen geringeren Grad von Takt und Anstand einen Unterschied von der Gesellschaft bemerkbar macht. Die gesellschaftliche Bildung ist also von der wahren Bildung, der Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes, sehr verschieden; denn diese besteht in der Achtung gegen Andere, welche aus der Achtung gegen sich selbst entspringt, und ist in allen Formen und in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft dieselbe. Die äußere Form der gesellschaftlichen Bildung nun ist die Mode. Sie besteht in einem Compromiß, welches man zwischen seinem eigenen Geschmacke und dem Geschmacke der Gesellschaft macht, und hat in dieser Auffassung allerdings eine gewisse Berechtigung. Denn selbst in den kleinsten Dingen kann man sich wohl nicht immer auf seine eigenen Füßen stellen und seinem eigenen Kopfe folgen. Gerade derjenige, welcher in Kleinigkeiten nachgiebig ist und sich gefügig zeigt, wird in den großen, ersten Fragen dieses Lebens immer eine kräftige Selbstständigkeit zeigen, während der Sonderling, der sich in Kleidern, im gesellschaftlichen Benehmen u. s. w. von der Gesellschaft zu unterscheiden sucht, gewiß nicht so viel moralische Kraft und Entschiedenheit besitzt, um in andern, wie in Rebindungen, seine Selbstständigkeit zu behaupten.

So sehr wir freilich ein Nachgeben in dieser Beziehung für eine gesellschaftliche Tugend halten, so wenig wollen wir einen besonderen Nachdruck auf diese Seite unserer gesellschaftlichen Pflichten legen. Wie überhaupt der gefellige Anstand mehr eine negative, als eine positive Eigenschaft ist, mehr in dem Vermeiden des Ungewöhnlichen und Auffälligen, in dem Ablehnen jeder hastigen, heftigen Bewegung, jedes ungebräuchlichen oder leidenschaftlichen Wortes besteht, und kein besonderes Streben, keine positive Thätigkeit in sich schließt: so auch müssen wir die Mode mehr dadurch befolgen, daß wir ihr nicht trotzen, als durch eine aufmerksame, in die Augen fallende Befolgung derselben. Wir verhalten uns in dieser Beziehung dann am gebildetsten, wenn wir am wenigsten auffallen und uns am wenigsten von den Andern unterscheiden. Indem wir die Mode nur die äußere Form des gefelligen Anstandes nannten, betrachteten wir sie als eine Nebensache, eine Aeußerlichkeit, die am Ende auch zum gesellschaftlichen Leben gehört, aber sich niemals in den Vordergrund drängen darf. Die Geschmacklosigkeit, die derjenige, welcher der Mode trotzt, begehrt, wird durch den überbotenen, der besondere Absichtlichkeit und Aufmerksamkeit darauf verwendet.

Die Mode zeigt sich in der Tracht, der Sprache, der Haltung, überhaupt

in Allem, was zum Aeußerlichen des gesellschaftlichen Lebens gehört. Weiter, als auf diesen Kreis, darf sie durchaus nicht ausgedehnt werden. Am allerwenigsten soll sie auf die Künste übertragen werden. Aber diesen Fehler begeht man am häufigsten. Die Baukunst, Skulptur, Malerei, die Dramatik und Poesie sind oft an das Schlepptau der Mode gebunden, und selbst in die ernstesten Sphären der Politik und Gesetzgebung drängt sie sich mit ungehörlicher Anmaßung hinein. So aufrichtig wir der Mode ihr spezielles Terrain überlassen und ihre Herrschaft dort anerkennen, wo der gebildete Gesellschaftskreis sie verlangt, so entschieden müssen wir ihrer Anmaßung und Einmischung entgegen treten, wo höhere Prinzipien walten. Die Kunst unterliegt anderen Gesetzen und Normen, als denen der Mode, und jeder Künstler, der sich nach der Mode richtet, verdient aus dem Tempel der Musen und Grazien entfernt zu werden. Hier wird die Mode zur *Moderkrankheit*, und zeigt sich bei dem Publikum als *Luxus*, bei dem Künstler als *Manier*. In dieser Beziehung stimmen wir vollständig mit dem Verdammungsurtheil überein, das Richard Wagner über die Mode ausspricht.

„Die *Mode* ist das künstliche Reizmittel,“ sagt Wagner, „das da ein unnatürliches Bedürfnis erweckt, wo das natürliche nicht vorhanden ist: was aber nicht aus einem wirklichen Bedürfnisse hervorgeht, ist willkürlich, unbedingte, tyrannisch. Die *Mode* ist deshalb die unerhörteste, wahnsinnigste Tyrannei, die je aus der Verkehrtheit des menschlichen Wesens hervorgegangen ist: sie fordert von der Natur absoluten Gehorsam; sie gebietet dem wirklichen Bedürfnisse vollkommenste Selbsterleugnung zu Gunsten eines eingebildeten; sie zwingt den natürlichen Schönheitssinn des Menschen zur Anbetung des Häßlichen; sie tödtet seine Gesundheit, um ihm Gefallen an der Krankheit beizubringen; sie zerbricht seine Stärke und Kraft, um ihn an seiner Schwäche Wehagen finden zu lassen. Wo die lächerlichste *Mode* herrscht, da muß die Natur als das Lächerlichste anerkannt werden; wo die verbrecherischste Unnatur herrscht, da muß die Aeußerung der Natur als das höchste Verbrechen erscheinen; wo die Verrücktheit die Stelle der Wahrheit einnimmt, da muß die Wahrheit als Verrückte eingesperrt werden.“

Das Wesen der *Mode* ist die absoluteste Einförmigkeit, wie ihr Gott ein castrischer, geschlechtsloser, zeugungsunfähiger ist; ihre Thätigkeit ist daher willkürliche Veränderung, unnöthiger Wechsel, unruhiges, verwirrtes Streben nach Gegensatz zu ihrem Wesen, eben dem der absoluten Einförmigkeit. Ihre Macht ist die Macht der Gewohnheit. Die *Gewohnheit* aber ist der unüberwindliche Despot aller Schwachen, Feigen, in Wahrheit Bedürfnislosen. Die *Gewohnheit* ist der Kommunismus des Egoismus, das erhaltungszielige Band gemeinschaftlichen, nothlosen Eigennuzes; ihre künstliche Lebensregung ist eben die *Mode*.

Die *Mode* ist daher nicht künstlerische Erzeugung aus sich, sondern nur

Künstliche Ableitung aus ihrem Gegensatze, der Natur, von der sie sich im Grunde doch einzig ernähren muß, wie der Lurus der vornehmen Klassen sich wiederum nur aus dem Drange nach Befriedigung natürlicher Lebensbedürfnisse der niederen, arbeitenden Klassen ernährt. Auch die Willkür der Mode kann daher nur aus der wirklichen Natur schaffen: alle ihre Gestaltungen, Schnörkel und Zierrathen haben endlich doch nur in der Natur ihr Urbild; sie kann, wie all unser abstraktes Denken in seinen weitesten Abirrungen, schließlich doch nichts Anderes erdenken und erfinden, als was seinem ursprünglichen Wesen nach in der Natur und im Menschen sinnlich und förmlich vorhanden ist. Aber ihr Verfahren ist ein hochmüthiges, von der Natur willkürlich sich losstrennendes: sie ordnet und befiehlt da, wo Alles in Wahrheit sich nur unterzuordnen und zu gehorchen hat. Somit kann sie in ihren Bildungen nur die Natur entstellen, nicht aber darstellen; sie kann nur ableiten, nicht aber erfinden, denn Erfinden ist in Wahrheit nichts Anderes als Auffinden, nämlich Auffinden, Erkennen der Natur.

Das Erfinden der Mode ist daher ein mechanisches. Das Mechanische unterscheidet sich vom Künstlerischen aber dadurch, daß es von Ableitung zu Ableitung, von Mittel zu Mittel geht, um endlich doch immer wieder nur ein Mittel, die Maschine, hervorzubringen; wogegen das Künstlerische grade den entgegengesetzten Weg einschlägt, Mittel auf Mittel hinter sich wirft, von Ableitung auf Ableitung absteht, um endlich beim Quell aller Ableitung, alles Mittels, der Natur, mit verständnisvoller Befriedigung seines Bedürfnisses anzukommen.

So ist denn die Maschine der kalte, herzlose Wohlthäter der Lurusbedürftigen Menschheit. Durch die Maschine hat diese endlich aber auch noch den menschlichen Verstand sich unterthänig gemacht; denn vom künstlerischen Streben, vom künstlerischen Auffinden abgelenkt, verleugnet, verunechrt, verzehrt er sich endlich im mechanischen Raffiniren, im Einswerden mit der Maschine, statt im Einswerden mit der Natur im Kunstwerke.

Das Bedürfnis der Mode ist somit der schnurgerade Gegensatz des Bedürfnisses der Kunst; denn das Bedürfnis der Kunst kann unmöglich da vorhanden sein, wo die Mode die gesetzgebende Gewalt des Lebens ist."

Wie gesagt, diese Worte des berühmten Reformators der Kunst gelten nur dann, wenn die Mode das Terrain des gesellschaftlichen Lebens verläßt und sich in die höheren Gebiete des menschlichen Strebens einzudrängen sucht. Ihre Sphäre muß eben so beschränkt sein, wie die der Gewohnheit, mit der sie am innigsten verbunden ist. Auch die Gewohnheit hat ein gewisses Recht und macht dieses Recht im praktischen Leben immer geltend. Sie gilt bei allen gleichgültigen Sachen in denjenigen Verhältnissen des Lebens, wo es von keiner Bedeutung ist, ob wir dieses thun oder jenes, ob wir so oder anders handeln. Solcher Verhältnisse gibt es viele, und wenn wir

sie mit besonderer Absichtlichkeit und Aufmerksamkeit behandeln, gerathen wir in Gefahr, pedantisch zu werden. Ob wir einen braunen oder schwarzen Rock, ob wir Stiefeln oder Schuhe tragen, ob wir einen Kaffee oder Thee trinken, ist am Ende der Weltgeschichte ganz gleichgültig; hier können wir uns von der Gewohnheit und Mode schon beherrschen lassen. Es ist am Ende nützlich und nothwendig, daß wir die Sorge für solche gleichgültige Dinge der Gewohnheit und der Mode aufbürden, damit wir unsere ganze geistige Thätigkeit und Selbstständigkeit in höheren, freieren Regionen geltend machen können.

Die Gewohnheit und die Mode sind zu nahe miteinander verwandt, als daß sie sich nicht immer zanken sollten. Beide sind eifersüchtig auf einander, wie zwei Stiefschwestern. Immer kämpft die Mode gegen die Gewohnheit an, aber wo sie auch siegt, behält sie doch nicht lange ihr Terrain, sondern muß wieder ihrer Nebenbuhlerin weichen. So wird zuletzt die Veränderlichkeit der Mode zu einer Sache der Gewohnheit, und im Kampfe beider entsteht jene periodische Wiederkehr der Moden, die wir in bestimmten, regelmäßigen Zeitabschnitten wahrnehmen, und durch welche wir von der Nutzlosigkeit des ewigen Wechsels überzeugt werden.

---

## Der Ehrgeizige.\*

(Eine Novelle.)

Wir wollen eine Leidenschaft schildern, welche von der Erde zu verschwinden kocht, vielleicht nicht zum Nachtbeile der Menschheit. Aber wie die Sonne kurz vor ihrem Verschwinden ihre glühendsten Strahlen wirft, so scheinen auch die Leidenschaften dann am heftigsten aufzutreten, wenn sie ihrem Erlöschen nahe sind. Deshalb finden wir auch in unserer Zeit, die im Allgemeinen dem Ehrgeiz keinen großen Spielraum mehr bietet, einzelne Darstellungen dieser Leidenschaft in ihrer heftigsten und ausgebildetsten Form. Niemand jedoch war in diesem Jahrhundert geeigneter, dem Psychologen das Portrait eines Ehrgeizigen zu enthüllen, als der Held unserer kleinen Erzählung.

Alfred war als der zweite Sohn einer angesehenen, adligen Familie in einem jener grauen, ehrwürdigen Schlösser Altenglands geboren, wo die Erinnerungen des Mittelalters sich mit den Bequemlichkeiten unseres Jahrhunderts vereinigen, und im Schatten der breiten Eichenalleen die alten Reden Shakspeare's und Walter Scott's umberzuwandeln und mit uns zu verkehren scheinen. Als man das neugeborne Kind dem Vater zeigte, seufzte er; er hätte lieber eine Tochter begrüßt, als einen zweiten Sohn. Dem zweiten Sohne eines englischen Lords ist keine glänzende

\* Wir beabsichtigen eine Reihe von Charakterschilderungen in Novellenform zu geben, und beginnen mit der Darstellung des Ehrgeizigen, der wir das Portrait Lord Castlereagh's unterlegen, ohne jedoch die geschichtlichen Züge bis in das Detail zu verfolgen. Die Redaction

Zukunft bestimmt; der Glanz und die Hoheit des Hauses wird durch den ältesten Sohn repräsentirt, und für die jüngeren Brüder sind nur die ruhmlosen Einküren der Kirche und der Armee vorbehalten, die ein unthätiges, unbedeutendes Leben gestatten. Alfred's Vater war ein Mann, der in der Armee, wie im Parlamente, das Andenken an die lange Reihe seiner Vorfahren vielfach aufgefrischt hatte, und dessen Strebbarkeit und Thätigkeit so groß war, wie seine aristokratischen Vorurtheile und Abneigungen. Er hatte selbst mehrere Brüder, die nicht nur dem Range nach hinter ihm, dem Chef des Hauses, zurückgeblieben waren, sondern auch den Fähigkeiten und Leistungen nach. So stark auch die Familienbande in den aristokratischen Kreisen Englands sind, so sehr auch dieser stolze Mann die Stimme des Blutes vernahm, so konnte er sich doch des Gefühls der Erniedrigung und Demüthigung nicht ent schlagen, wenn er sich in Gesellschaft seiner Brüder befand. Denselben Unterschied sah er zwischen den beiden Söhnen voraus, und er wollte sich deshalb schon im Anfange daran gewöhnen, die beiden Kinder, die noch harmlos in der Wiege miteinander spielten, mit jener Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu behandeln, welche ihre spätere Stellung im Staate und der Gesellschaft nothwendig machte. Daß Alfred's Mutter mehr, wie in manchen andern Dingen, in Bezug auf diese Ungerechtigkeit und Bevorzugung mit ihrem Gemahle übereinstimmte, dies lag an ihrem lebhaften und leidenschaftlichen Wunsche, eine Tochter zu besitzen, an deren Siegen und Triumphen sie später die Eitelkeit ihrer eigenen Jugend wiederholen konnte.

Unter diesen Umständen waltete um die Wiege des kleinen Alfred nicht die innige Liebe und Zärtlichkeit, die sonst gewöhnlich das erste Glück des erwachenden Bewußtseins ist. Schwer, wenn nicht unmöglich, ist es, zu sagen, wann die Empfindung, das Gefühl, der Gedanke, das Selbstbewußtsein sich in der geheimnißvollen Seele des Kindes entwickelt; aber gewiß ist es, daß dieses frühe, sehr frühe der Fall ist, und die ersten Empfindungen sich schon tief in die Seele des Kindes einrizen, auch wenn die Sprache noch zögert, diesen Empfindungen Worte zu leihen. Jede Mutter, die mit natürlicher Liebe die Entwicklung ihres Kindes beobachtet, wird in den Wienern, in den Augen desselben schon die Gedanken lesen, die ihm auf der Seele liegen und für die es keine Form, keinen Ausdruck finden kann. Ja, es scheint, daß diese ersten Empfindungen die tiefsten und dauerndsten sind, eben vielleicht, weil ihnen das Wort und der Ausdruck fehlt; denn wenn ein Gefühl nicht den Weg nach Außen hin findet, gräbt es sich desto tiefer nach Innen ein. Dabei die große, bämische Gewalt, welche die erste Erziehung der Mutter, der erste Umgang des Vaters auf die Entwicklung jedes Menschen ausübt; der größte Theil dessen, was wir Anlage und Temperament nennen, wird in dieser dunkeln Periode der Erziehung geschaffen.

Wir erwähnen diese Thatsachen, um unsern Helden von der ersten, ursprünglichsten Schuld seines Charakters und seines Unglücks freizusprechen. Vielleicht, daß der Ehrgeiz, der sein Leben verkehrte, schon damals in seiner Seele keimte und Wurzeln schlug, als der ältere Bruder von den Eltern gehetzt und geküßt und er vernachlässigt wurde. Jede Zurücksetzung, die wir im Leben erfahren, erhöht durch einen natürlichen Antagonismus unsern Stolz und unsere Kraft, und wir sind vielleicht niemals ehrgeiziger, als wenn wir gar kein Mittel haben, den Ehrgeiz zu befriedigen.

Als der Knabe heranwuchs, wurde der Gegensatz zwischen dem glänzenden und prächtigen Umgebungs, dem Reichthume, der sich in allen Sälen des Schlosses ausbreitete, und der geringen Beachtung und Theilnahme, die man ihm bewies, immer



brücker und verständlicher. Der bevorzugte Bruder erwiderte die Liebe und Zärtlichkeit, die ihm der jüngere anbot, nur wenig, denn die Ungerechtigkeit der Eltern hatte hier noch schlimmere Folgen hervorgebracht, als dort. Der übermüthigen Unart des ältern Bruders setzte der jüngere Anfangs Thränen, aber bald nur eine kalte, verbissene Abneigung und einen entschiedenen Hang zur Einsamkeit entgegen.

Jeder, den man in die Einsamkeit hinausstößt, wird dieselbe lieb gewinnen. So auch ging es mit Alfred; er blieb allein, selbst wenn er in Gesellschaft war. Als man später den Fehler wieder gut machen wollte, war es zu spät; der Jüngling war abstoßend und einßüßig geworden; er sprang mit seiner Büchse und seinen Hunden im Walde umher, und jagte mehr wüsten, verworrenen Phantasien, als den Rebh und Hirschen nach.

Die Leidenschaft wächst in der Einsamkeit, und wer sich vor Extravaganzen und Uebertreibungen in seinem Charakter hüten will, thut wohl daran, sich an die Gesellschaft anzuschließen, an dieses nivellirende und auflösende Element, das die Leidenschaften zur Gewöhnlichkeit verflacht und alle Höhen und Tiefen in unserm Charakter zu verwischen sich bemüht. Manfred und Faust würden in einem Leben voller Geselligkeit und Freundschaft sich niemals zu einem Kampfe mit dem Teufel veranlaßt gefühlt haben.

Wann streckte der Ehrgeiz, diese verheerende Leidenschaft, welche Alfred's Leben vergiftete, zum ersten Male ihre Krallen über ihr Opfer aus? Leidenschaften entstehen unter dem Drucke des Momentes. Eines Tages sahen die beiden Brüder neben ihrem Lehrer; dieser unvorsichtige Mann ertheilte dem Fleiße und Talente des jüngeren Bruders auf Kosten des ältern ein warmes, entschiedenes Lob. Der Knabe hörte dieses Lob mit Erstaunen und Ueberraschen an. Er hatte niemals eine besondere Berücksichtigung, eine Bevorzugung erfahren. Jetzt auf einmal sah er ein, daß er auch etwas bedeute, und das unterdrückte Selbstgefühl brach mit heißen Flammen empor. Von nun an war der sonst scheue, verlegene Knabe wie neugeboren; mit aller Leidenschaft gab er sich den Studien hin, und sein Fleiß wurde durch nichts, wie durch seine Fähigkeiten übertroffen.

Das Fundament jeder höheren Bildung ist in England noch mehr, wie in Deutschland, in den Schriften der Griechen und Römer enthalten. Mit einer Leidenschaftlichkeit, welche durch die der ersten Liebe nicht überboten wird, vergrub sich Alfred in die klassischen Studien und verschlang die Schriften des Livius und Plutarch, des Thucydides und Tacitus. Die großen Heldengestalten der Vorzeit traten vor sein begeistertes, flammendes Auge und die ahnungsvollen Träume der Jugend rankten sich an ihnen empor. Es gibt eine Zeit, wo man nichts für unmöglich hält, weil man noch nichts versucht hat, und in dieser gefährlichen Periode befand sich jetzt Alfred. Was nur an großen und erhabenen Thaten und Männern die Weltgeschichte enthält, prägte sich in sein Gemüth ein, und die verführerischen Bilder eines Themistocles, Alcibiades, der Scipionen, nährten in ihm die Schlange des Ehrgeizes und der Ruhmsucht.

Wenn dann der Knabe von großen Ahnungen und Einbrüden überfüllt war, und das Herz ihm springen wollte vor Sehnsucht und Thatendrang, dann ging er in die Gemäldergalerie des väterlichen Schlosses und stellte sich, unbelauscht von Jedem, vor das Bild eines berühmten Abnherrn, dessen Name in dem Kriege der weißen und rothen Rose ausgezeichnet ist. Er besann sich seines berühmten Namens, seines alten Geschlechtes, und gleich jedem Künstler, der beim Anblicke einer Madonna von Rafael ausrief: „auch ich bin ein Maler“, sagte ihm eine Aufwallung von aristokra-

tischem Stolze, daß auch er berufen sei, den Ruhm des alten Geschlechtes zu vermehren. Es liegt in den aristokratischen Familientraditionen eine große Aufforderung zum Ehrgeiz, und Alfred hatte nicht die Kraft, derselben zu widerstehen.

Der Vater bemerkte den Fleiß und die ungewöhnlichen Fortschritte seines Sohnes, und wurde dadurch zu einem freundlichen anerkennenden Benehmen gegen ihn umgestimmt. Man fing an, Hoffnungen auf ihn zu setzen, von seiner künftigen Carriere zu sprechen und das Parlament ihm als eine Spähre einstiger Wirksamkeit in Aussicht zu stellen. Begierig horchte Alfred auf die kleinste Aeußerung, die in diesem Sinne gemacht wurde, und die unbestimmten Träume des jugendlichen Ehrgeizes gewannen immer mehr deutliche Form und Gestalt.

Alfreds Vater hatte einen Sitz im Oberhause und der Sohn begleitete ihn oft nach Westminster. Da hörte er dann die Hallen des Parlamentes von den gewaltigen Reden Pitt's wiederhallen, denen der Donner von ganz Europa als Echo folgte. Da hörte er von Abulir und Navarino erzählen, und der aufflammende Ruhm Napoleons schritt seinem Geiste vorüber.

Zwei Stellen gibt es auf der Erde, wo der Ehrgeiz in der Luft und im Klima zu liegen scheint, Rom und London. Hier erwecken die großen historischen Erinnerungen, welche in den Bauwerken und Monumenten rings umher versteinert sind, eine lebhaft, unüberwindliche Sehnsucht nach Ruhm, ein Streben, sich auszuzeichnen, und sich von der gleichgültigen, bedeutungslosen Menge, die uns umwogt, zu unterscheiden. Nirgend empfinden wir die Unbedeutendheit unseres Daseins so sehr, als den großen Denkmälern der Geschichte gegenüber; hier werden wir erdrückt durch das Gefühl der eigenen Schwäche und durch das Bewußtsein, daß unsere Namen nicht auf den Säulen und Monumenten eingeschrieben sind, die das Andenken an die Vergangenheit der fernsten Zukunft überliefern.

Alfred ging ganze Nächte lang in den Straßen von London umher; in dem Schatten der Paulskirche, die wie eine dunkle Wolke über die City emporragt, sann er den Träumen seiner Zukunft nach; die Statuen von Westminster wurden ihm alte, liebe Bekannte.

Die großen Klassenunterschiede, die sich im politischen und gesellschaftlichen Leben England's zeigen, ernähren einen Hochmuth und einen Ehrgeiz, welcher vielleicht nur deshalb nicht alle bestehenden Verhältnisse zu Boden wirft, weil er so allgemein verbreitet ist, daß er sich selbst gegenseitig zerstört. Alle mäßigen und mildern den Umständen, die diesem Ehrgeize Zügel anlegen, existirten für Alfred nicht; seine eigenthümliche Stellung in der gesellschaftlichen Welt mußte ihn immer mehr und mehr vorantreiben auf der Bahn des Ehrgeizes, einer Leidenschaft, die immer mit großen und edlen Gedanken anfängt, und mit schlechten, verbrecherischen Thaten endigt.

Die Periode der Weltgeschichte, welche mit der Entwicklung des jungen Mannes zusammenfiel, war reich an bedeutungsvollen Thaten und imposanten Figuren. Die große Tragödie der ersten französischen Revolution spielte ihren letzten Akt; die Gigantengestalten Danton's, Marat's, Robespierre's warfen ihren Schatten über das Jahrhundert; die Fackel des Kriegs beleuchtete die Helbengestalt Napoleon's. Damals, als die ganze Welt in Fiebergluthen sich verzehrte, war es dem heranwachsenden Geschlechte nicht erlaubt, in regelmäßiger, ruhiger Entwicklung sich für die bürgerliche Thätigkeit und den häuslichen Beruf vorzubereiten; die Jugend wurde in einer unregelmäßigen kometenartigen Bahn geworfen, und der Kreislauf des Daseins in hyperbolische Figuren umgewandelt.

Alfred war mit einem zu scharfen Verstande begabt, und hatte aus Plutarch und Shakespeare zu viel Psychologie gelernt, als daß er nicht das Wachsen seiner Leidenschaft hätte merken und sich davor fürchten sollen. Ein äußeres Ereigniß kam dazu, um ihm die ganze Gefahr seiner ehrgeizigen Pläne zu enthüllen. Sein Vater starb. Der ältere Bruder wurde in die Titel und Würden desselben eingesetzt. Alfred mußte die Huldigungen sehen, die man dem neuen Lord brachte; er selbst stand einsam und unbeachtet im Hintergrunde. Ein tödtlicher Schmerz, eine unüberwindliche Abneigung gegen seinen Bruder offenbarte ihm, daß er nicht nur die Ruhe und das Glück seines Lebens, sondern auch den Adel und die Würde des Herzens zu verlieren in Gefahr stehe.

Die beste Arznei gegen die Leidenschaft ist die Zerstreuung, und das beste Mittel zur Zerstreuung das Reisen. Alfred folgte dem Beispiele so vieler seiner Landsleute, und suchte in den Thälern Deutschlands und auf den schweizerischen Alpen die Seelenruhe wieder, welche man nur in dem Umgange mit der abseitsenden Natur finden kann. Ohne durch Erziehung und Neigung zum Dienste in der Marine oder Armee berufen zu sein, wollte er während der Muße seiner Reise darüber nachdenken, welchen bescheidenen bürgerlichen Beruf er nach seiner Zurückkunft einzuschlagen habe.

In diese Zeit fiel die Idylle seines Lebens. Es war in Heidelberg, in dem schönen lustigen Heidelberg, wo die Frühlingssonne der Liebe, die auch dem ärmsten, kältesten Menschen einmal leuchtet, ihren Strahl in sein Herz warf. Marie war aber auch ein so schönes, herziges Kind, wie nur jemals zwischen den Blumen und Reben des anmuthigen Thales emporgeblüht ist. Ihre blauen Augen waren der Spiegel einer klaren, durchsichtigen Seele, und jedes ihrer Worte ein Ton aus jener höheren, edleren Welt, wo die Gedanken ohne Zweifel, die Empfindungen ohne Mißtrauen, und die Leidenschaften ohne Gefahren sind.

Viele schöne Punkte hat sich die Poesie und die Liebe zu ihrer Heimath ausgesucht. Prächtig springen die Fontainen im Garten des Palais Royal zu Paris, anmuthig liegen die grünen Wiesen des Chamounithales zu den Füßen der ewigen Gletscher. Aber vor Allem liebe ich mir dort am Neckar jenes kleine, stille Fleckchen Erde, zwischen Reben und Eichen versteckt, dem die Volkspoesie den Namen Engelswiese gegeben.

Dort saßen die Beiden auf dem bemoosten Steine, und schauten durch die Zweige der Eichen hindurch nach den braunen Ruinen des Schlosses, nach der freundlichen Stadt und dem silberblinkenden Flusse, der schon so manchem Romane von Glück und Liebe vorbeigerauscht ist. Was sie dort fühlten, dachten, sprachen, das brauche ich nicht niederzuschreiben. Jeder, der es verstehen kann, weiß es schon. Jedoch durch das Lied der Liebe klangen in Alfred's Seele die Träume des Stolzes und Ehrgeizes hindurch und es dünkte ihm, daß er eine Krone erobern müsse, um sie der Geliebten auf's Haupt zu setzen.

Aber wie in den weiten Hallen des Domes zur Nachtzeit nur deshalb die ewige Lampe zu brennen scheint, daß man die Finsterniß rings umher sieht, so flammt in manchem Menschenleben die Liebe und das Glück nur für den Augenblick auf, damit die Dede und Dunkelheit der übrigen Tage recht zum Bewußtsein komme. Alfreds Bruder starb plötzlich, und ein ganzer Schwarm von Verwandten und Freunden eilten nach Heidelberg, um die aufgehende Sonne dem väterlichen Hause wieder zurückzuführen. Die Lebensbedingungen des jungen Mannes waren nun gänzlich verändert; Alles, was er früher gewünscht und beneidet hatte, lag ihm jetzt zu Füßen, und sei-

nem ehrgeizigen Streben war eine Fülle von Macht, Rang, Reichthum zur Basis gegeben. Aber jetzt war er grade am wenigsten in der Lage, sich über diese Veränderungen zu freuen.

Der junge Lord mußte schleunig nach Hause reisen, um die Erbschafts-Angelegenheiten zu ordnen. Marie sah in ihrem arglosen Vertrauen die Gefahr nicht, die ihrem Glücke drohte; der Freund hatte ihr oft mit Mißmuth von der Zurücksetzung erzählt, die ihm durch seine Stellung in der Familie bereitet war, und die Freude über die Veränderung seiner Lage milderte den Schmerz über die momentane Trennung. Sie machte ihm den Abschied nicht schwer, und weinte ihre Thränen allein und un-gesehen.

Alfred zog als ein Anderer in das Haus seiner Väter, wie er es verlassen hatte. Die Demuth und Unterwürfigkeit seiner Umgebung hatte die natürliche Rückwirkung auf ihn, daß er sich stolz und herrisch zeigte. Der lange zurückgesetzte und verkannte Mann ist am fähigsten und bereitesten zum Stolze. Durch die fleißigen Studien seiner Jugend hatte Alfred sich grade so viel Kenntnisse und Urtheilungskraft erworben, daß er die meisten seiner Umgebung und seines Standes übersehen konnte. Aber dieses Bewußtsein der Ueberlegenheit wurde durch keinen Zweifel an seinen eigenen Fähigkeiten gemildert. Als der junge Lord der königlichen Familie vorgestellt wurde, trat er mit jener Festigkeit und Sicherheit des Benehmens auf, die entweder großer geistiger Ueberlegenheit oder langjähriger gesellschaftlicher Erfahrung zu verdanken ist, welche aber niemals ihren günstigen, imponirenden Eindruck verfehlt. Das erste Auftreten in der Gesellschaft, der erste Eindruck, den man auf dieselbe macht, ist gewöhnlich der entscheidende; man profezte dem jungen Manne eine glänzende Laufbahn und seine Freundschaft wurde als ein großer Gewinn angesehen.

Bald nach seiner Ankunft in London hatte er die Gelegenheit, seine politische Laufbahn und seinen Eintritt in's Oberhaus durch einen glänzenden Akt einzuweihen. Zwei Fragen lagen damals im Vordergrunde der inneren und auswärtigen Politik England's: die Emancipation der Katholiken—eine Frage, die vorzüglich Irland anging—und der Krieg gegen Frankreich, das grade von seiner Kaiserkrönung wieder zu neuen Siegen und Triumphen fortschritt. Indem Alfred auf eine mehr geistreiche wie logische Weise die beiden Fragen miteinander verband, sie von dem alt-toryistischen Standpunkte aus zu behandeln suchte, und die Fäden seiner Beweise zwischen beiden Gegenständen so geschickt hin und her spielte, daß man kaum eine der zahlreichen Blößen, die er sich gab, bemerkte, trat seine „Jungfernrede“ als eine ungewöhnliche Erscheinung in die öffentliche Aufmerksamkeit und erregte die Discussion des Landes. Das Feuer der Diktion wurde in dieser Rede um so mehr bemerkt, je weniger sie sich an die parlamentarischen Gebräuche und an die diplomatische Ruhe und Besonnenheit hand, welche den Verhandlungen des englischen Parlamentes eigenthümlich sind. Die Verbindung dieser beiden brennenden Fragen kam selbst den entschiedensten Tories etwas bedenklich vor; sie enthielt eine unbesonnene Herausforderung aller gegnerischen Partheien. Aber was Bewegtheit ist, wird oft in politischen Kreisen für Muth gehalten, und wo man am grundlossten gehandelt hat, sucht die öffentliche Meinung am meisten nach Motiven. Alfred wußte selbst sehr genau, daß seine Rede nur ein rhetorisches Kunststück war, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; aber seine Freunde, wie seine Feinde, hielten sie für den leidenschaftlichsten unverfälschten Ausdruck seiner Gesinnungen.

Dem jungen Politiker war es dadurch geglückt, sich innerhalb seiner Parthei eine isolirte Stellung zu verschaffen, indem er weiter gegangen war, als die reaktionärsten Tories seiner Zeit. Diese sahen die Verlegenheiten ein, welche der unbesonnene Politiker ihren Interessen und ihrer Partheiaktiv bereitere und schmelzelten ihm um so mehr, je weniger sie mit ihm übereinstimmten. Dies war eben, was Alfred wollte.

Je einseitiger und übereilter er in der Politik verfuhr, desto vorsichtiger und mäßiger zeigte er sich in den Kreisen des Hofes und der großen Gesellschaft. Hier war er mit seiner Freundschaft sparsam, mit seiner Ansicht zurückhaltend, auf sein Betragen mißtrauisch. Je mehr man ihm den Hof machte, je aufrichtiger man ihn behandelte, je eifriger man sich um ihn drängte, desto weniger schien er es zu bemerken. Seine Familie, sein Rang und sein Einfluß berechtigten ihn zu den ersten Partisänen des Landes, aber er benutzte die Vortheile seiner Stellung nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes.

War vielleicht der Grund davon, daß er noch an jene heikeln Stunden am Neckar zurück dachte? Trug er vielleicht die leidenschaftlichen Briefe Mariens an seinem Herzen, um gegen alle die blaffen, blonden Schönheiten des englischen Hofes unemfindlich zu bleiben?

Wir wissen nicht, welche Klümpfe das Herz Alfred's zerrissen, ehe er den Schwur seiner ersten und einzigen Liebe brach. Aber die Liebe ist eben, wie alles Andere in der Welt, ein Produkt der Verhältnisse; ja, sogar das Klima und die Temperatur haben Einfluß darauf. Eine Blume, die unter dem Strahle der Maitonne, in der Stille der Wälder oder im lustigen Nebengarten empor wächst, kann in dem stolzen London, in den engen dumpyen Straßen, von Kohlenstaub und Nebel bedeckt, nicht gedeihen.

„Meine Theure,“ schrieb Alfred nach Heidelberg hin, „möge mein Ruhm dich durch's Leben begleiten, wie ein guter Genius, und die Erinnerung an meine Liebe dich so stolz und stark machen, daß du den Verlust des Freundes ruhig erträgst.“

Der erste Schritt war geschehen, und Alfred schritt schnell auf einer Laufbahn weiter, deren Schwelle eine gebrochene Rose zierte. Die Politik ist ein gefährliches Ding; wer einmal in den Strudel ihrer Bestrebungen und Verwirrungen hineingerathen ist, den hält sie fest und läßt ihn nicht eher los, als bis alle Unbefangenheit und Heiterkeit des Lebens gestört ist.

Der alte, berühmte Staatsmann, der damals mit kräftiger Hand die Geschicke England's leitete, Pitt, begünstigte den geistreichen Neuling in der Politik und bot ihm einen bedeutenden Gesandtschaftsposten an. Alfred lehnte ihn ab, weil er London, die Duellle der Macht, nicht verlassen wollte. Er sah voraus, daß der greise Premier den Stürmen der Weltgeschichte nicht mehr lange widerstehen würde, und wollte die Macht desselben lieber beerben, wie benutzen. Deshalb verband er sich mit dem mutmaßlichen Nachfolger des großen Staatsmannes, mit Canning, und Beide arbeiteten an dem Sturze ihres Protektors. Pitt starb und die letzten Augenblicke seines Lebens wurden ihm durch den Undank derer verbittert, die er seinem Vertrauen und seiner Freundschaft am nächsten gestellt hatte.

Durch den Einfluß seines neuen Freundes wurde Alfred in's Ministerium gehoben. Damit war das nächste Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Der eigenthümliche Reiz, der im Herrschen, im Regieren liegt, riß Alfred ganz hin und er vergaß alle Mäßigung und Ruhe, die das nothwendigste Erforderniß eines Staatsmannes ist. Sein strenger Toryismus, der sich besonders gegen die Emancipation der Katholiken lehnte und das Land an den Abgrund der Revolution brachte, wurde seinen Anhängern, wurde selbst einem Canning und Wellington lässig, und sein Sturz war unvermeidlich. Er trat vom Ministerium zurück, indem er seinen Freund und Bundesgenossen, Canning, zum Duell auf Tod und Leben forderte.

Den jezt an wurde sein Haus zum Sammelplatz aller Unzufriedenen und Ehrgeizigen, die unter der gefährlichen Politik der damaligen Zeit in allen Partbeien zahlreich zu finden waren. Alfred vergaß eben so schnell die Treue gegen die Partei und ihre Grundzüge, wie die gegen seine Freunde. Er benutzte die Bedrängnisse, in denen sich damals—zur Zeit der Continentalsperrre—England besand zu Wühlereien und Conspirationen. Er war der Catilina seiner Zeit. Da er keine legitime, parlamentarische Zukunft mehr hatte, denn in England vergeht man die politische Wostasse nicht so leicht, als in Frankreich, so sann er auf Verschwörungen, um die Macht wieder an sich zu reißen. Er knüpfte Verbindungen mit Frankreich und Rußland an; er war unermülich in Conspirationen und Intriguen, und die Erfolglosigkeit aller seiner Bestrebungen milderte nicht die Fähigkeit seiner unsinnigen, übertriebenen Hoffnungen.

Noch einmal schienen diese Hoffnungen sich verwirklichen zu wollen. In einer politischen Verlegenheit wußte der Hof keinen andern Premier, als ihn, zu finden und er wurde in

den James-Palast gerufen, um das Portefeuille zu übernehmen. Aber bei der ersten Abstimmung im Unterhause fiel er durch. Als man ihm diese Nachricht brachte, erschütterte ihn dieselbe so, daß er in ein heftiges Fieber fiel, welches ihn an den Rand des Grabes und des Wahnsinnes brachte.

Nachdem das Fieber ausgelebt hatte und Alfred wieder zum Bewußtsein gekommen war, fand er die Schlacht bei Waterloo geschlagen, und England und Europa in Frieden. Jetzt gab es für seinen Ehrgeiz kein Terrain mehr; erschöpft, ausgerieben, im Mannesalter schon ein Greis, begab er sich auf das abgelegenste Schloß, das in seinem Besitze war, und suchte die Einsamkeit wieder auf, die das Glück und die Porsee seiner Jugend gewesen war.

Aber die Einsamkeit ist die Nemesis unseres Lebens; sie rächt alle unsere Fehler und Verbrechen. Die Erinnerungen, welche sie vor die Seele Alfred's führte, waren zu schmerzlich, als daß er denselben nicht hätte erliegen sollen. Alles, was ihm lieb und werth gewesen war, hatte er verrathen, und jedes Glück, jede Ehre, die er genossen, ließ einen giftigen Stachel in seiner Brust zurück.

Sein Nervensystem war zerrüttet. Eine peinliche Unruhe und Raslosigkeit ließ ihn zu keiner andauernden Beschäftigung, keinem ernstern Studium mehr gelangen. Ohne Hoffnung für die Zukunft, ohne Trost in der Erinnerung, war das Leben ihm unerträglich. Eines Morgens fand ihn sein Diener todt im Lehnstuhl; er hatte sich die Pulsadern durchschnitten; vor ihm lag das Bild Mariens und die Gesichtste des Kaisers Napoleon.

---

## Die Thätigkeit der deutschen Vereine.

Die Deutschen sind ein geselliges Volk; was ihnen an politischen Fähigkeiten abgeht, ersetzen sie durch gesellschaftliche Vorzüge. Hier in Amerika, wo man so Vieles von liebgewordenen Gewohnheiten und Gebräuchen entbehren muß, wird das Bedürfnis der Geselligkeit um so fühlbarer, je schwieriger man es befriedigen kann. Die Schwierigkeit liegt eben nicht so sehr in den äußeren Verhältnissen, die allerdings hart und unfreundlich genug sind, als in einer Erbsünde des deutschen Volkes, in dem Hange zur Zersplitterung, zur Absonderung und Eifersucht, der allen gemeinsamen Bestrebungen gefährlich wird. Die Tugenden der Verträglichkeit und Einmüthigkeit werden von den Deutschen grade nicht übertrieben, und wo man sie findet, thut man wohl daran, sie mit aller Aufmerksamkeit und Vorliebe zu schützen und zu pflegen. Es kann in den einzelnen Städten der Union manches Schöne und Nützliche geleistet werden, wenn nur der rechte Wille und das nothwendige Zusammenstreben vorhanden ist. Der Boden der republikanischen Freiheit ist allen geselligen Bestrebungen günstig.

Freilich, wenn wir die Thätigkeit der deutsch-amerikanischen Vereine, so weit sie in unseren Kreis fallen, d. h., so weit sie in freisinniger Richtung thätig sind, besprechen, so müssen wir uns auf einen bescheidenen Standpunkt stellen und unsere europäischen Erinnerungen so ziemlich zu vergessen suchen. Die Civilisation ist hier noch im Entstehen begriffen, und das Einzige, was uns mit den leisen, schwachen Anfängen derselben zufrieden stellen kann, ist die Raschheit, mit welcher sie sich entwickelt.

An dieser Civilisation sollen die Vereine arbeiten. Hier, in dem Lande der Nützlichkeit und des Bedürfnisses, sind gesellige Verbindungen, welche eben nur den Zweck der Geselligkeit im Auge haben, unzulässig und verfehlt; jedem Vereine sollten wissenschaftliche und künstlerische Tendenzen zu Grunde liegen.

Denn die öffentlichen Anstalten sind in dieser Beziehung vollständig ungenügend; Gemälde-Galerien, Theater, Concerte, Bibliotheken einzurichten, dazu führt der Staat sich hier noch nicht verpflichtet; der öffentliche Unterricht erweitert sich nicht zu den höchsten Epähren der Kunst und Wissenschaft. Wer also die Fähigkeit hat, in dieser Beziehung etwas zu leisten oder zu genießen, muß sich an Privatkreise wenden und in geselligen Vereinen die wenigen Kräfte, welche derartigen Bestrebungen hier zu Gebote stehen, geltend zu machen suchen.

Daß eine solche Thätigkeit hier eine private, freiwillige, unbesoldete ist, darin sehen wir einen großen Vorzug und eine begründete Hoffnung für die Zukunft, wenn auch im Anfange dadurch Manches gehindert und verkümmert wird. Die Kunst und Wissenschaft soll um ihrer selbst willen getrieben werden. Allerdings ist der Dilettantismus dem künstlerischen und wissenschaftlichen Leben sehr gefährlich und droht, zur Oberflächlichkeit und zum Leichtsinne zu verführen. Aber man muß hier andere Ansprüche machen, als in Europa. Hier wachsen alle Blüten der Freiheit und Civilisation von unten herauf, aus der Masse des Volkes heraus; in Europa werden sie künstlich gepflegt und gedeihen nur unter dem Scheine königlicher Gnade oder ererbter Reichthümer und Privilegien.

So kümmerlich, wie sich auch heute noch die meisten deutschen Vereine in diesem Lande gestalten und erhalten: — wir haben die Verpflichtung, sie mit großer Aufmerksamkeit und Achtung zu behandeln, denn es sind in ihnen die Keime eines echten republikanischen Kunstlebens, die Anfänge wissenschaftlicher Bildung und religiöser Aufklärung vorhanden. Mit dem Freischul-System in Hand sollen und werden diese Vereine die Pfeiler sein, an denen sich die emporblühende Civilisation emporraht.

Wir werden deshalb in regelmäßigen Uebersichten den Stand und die Thätigkeit der deutsch-amerikanischen Vereine besprechen, so weit Privatnachrichten, öffentliche Berichte, Zeitungen und eigene Beobachtungen uns die Notizen dazu liefern. Wir ersuchen die Freunde der „Atlantis“, uns mit dahin einschlagenden Berichten zu versehen. Wenn die heutige Uebersicht unvollständig ist, und die Vereine unserer Stadt vielleicht unbescheiden in den Vordergrund treten, so wolle das Publikum dies für die erste Nummer entschuldigen, und das Versprechen annehmen, daß wir für die Zukunft mehr dem Streben nach Vollständigkeit, als unseren speziellen Zuneigungen Rechnung tragen werden.

Man möge es uns nachsehen, wenn wir den Milwaukee Verein an die Spitze dieser Revue stellen, und sogar glauben, daß er die Spitze aller unserer gesellschaftlichen Bestrebungen bilde. In den 38 Concerten, welche dieser Verein seinem Publikum bisher vorgeführt hat, war ein regelmäßiges, consequentes Voranschreiten zu bemerken; jede gelungene Leistung war nur ein Antrieb zu größeren und besseren Leistungen. Durch den vielfachen Personenwechsel, welchen nicht nur Orchester und Chöre, sondern auch die Soli's erlitten, wurde dieser planmäßige Fortschritt ebenso wenig unterbrochen, wie durch jene Feuersbrunst, die dem eben aufblühenden Vereine seine Musikalien und werthvollen Instrumente zerstörte. Der Musikverein bildet eine Brücke zwischen den englisch-sprechenden und deutschen Bewohnern unserer Stadt, und ernährt ein herzliches Einverständnis zwischen ihnen, welches durch Bälle und Kränzchen, die vom Vereine ausgehen, auch dem gesellschaftlichen Leben mitgetheilt wird. Der Sylvester-Ball, den dieser Verein arrangirte, war das glänzendste und fröhlichste Fest der ganzen Winteraison. Der Musikverein ist unseres Wissens nach die einzige Dilettanten-Gesellschaft, welche in Amerika vollständige Opern zur Darstellung gebracht hat. Bis jetzt sind deren zwei gegeben: „Czar und Zimmermann“ und „der Waffenschmied“, beide von Lorzing. Die Auswahl dieser Opern konnte eine glückliche genannt werden, da dieselbe nicht viele Mittel erfordern und dem Verständnis eines

allgemeineren Publikums zugänglich sind. Es ist zu behauern, daß die letztere Oper wegen Ausfalls einer Rolle nicht zum dritten Male gegeben wurde, denn wir sind überzeugt, daß jede wiederholte Darstellung dieselbe noch mehr in der Zuneigung des Publikums eingebürgert hätte. Der Erfolg, den diese Darstellungen gefunden haben, wird wohl weitergehende Bestrebungen auf diesem Gebiete ermuntern und uns vielleicht den Genuß der größeren, klassischen Opern vermitteln. Ein Verein, der so glücklich ist, eine Sängerin zu besitzen, welche die Partie der „Königin der Nacht“ in der Zauberflöte singen kann, und der unter der Leitung eines eben so fähigen, wie mutigen Dirigenten steht, braucht sich das Ziel seiner Wirksamkeit nicht eng zu stecken, sondern kann sich schon an Unternehmungen wagen, welche in andern Kreisen vielleicht für tollkühn gehalten würden. Wo Talent und Ausbauer vorhanden sind, bringt man mit wenigen Mitteln Tüchtiges und Befriedigendes zu Stande.

Auch in den anderen Städten Wisconsin's bilden sich an verschiedenen Punkten Gesangsvereine, die trotz der geringen Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, ausblühen und voranschreiten.

Es wäre zu wünschen, daß die westlichen Staaten sich über eine Stadt verständigten, in welcher dieses Jahr ein allgemeines Musikfest gehalten würde. Die Illinois-, Wisconsin- und Michigan-Bahnen erleichtern und beschleunigen das Reisen so sehr, daß es den meisten Mitgliedern der Gesangsvereine im Westen möglich ist, einem solchen Feste beizuwohnen. Man würde gewiß hier Aehnliches, vielleicht auch Besseres leisten, wie bei den großen Gesangsfesten des Ostens. In Detroit, Cleveland, Chicago, St. Louis und anderen westlichen Städten bestehen schon tüchtige Gesangsvereine, die in Verbindung mit dem Milwaukee Musikverein etwas Ordentliches leisten würden. Mit diesem Feste könnte man auch vielleicht die Aufführung einer Oper verbinden. Wir möchten vorschlagen, daß der hiesige Musikverein die ersten Arrangements übernehme, welche die Ausführung dieses Vorhabens ermöglichen.

Einen erfreulichen Aufschwung nehmen aller Orten die deutschen Liebhabertheater. Der bildende, civilisirende Einfluß derselben ist schon jetzt nicht mehr zu verkennen, obwohl noch häufig die Ansicht obwaltet, es sei die Bühne eben nur ein Tummelplatz des Vergnügens, statt einer Stätte der Volkserziehung. Wir haben schon früher wiederholt auf die Grundsätze aufmerksam gemacht, welche unserer Ansicht nach bei der Errichtung der Liebhaber-Theater vorwalten müssen. Alle diese Regeln und Normen sind selbstverständlich, wenn man nur das Prinzip festhält, nemlich, daß man mit der Bühne allgemeine Zwecke, die Zwecke der Bildung und Aufklärung, verbindet. Bei einer solchen Auffassung der Bühne fallen auch alle die kleinlichen Nebenabsichten und Zänkereien weg, welche häufig die aufblühenden Institute wieeer vernichten, oder zur Errichtung von Oppositionstheatern und damit zur Zersplitterung der Kräfte und Mittel führen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die meisterhaftesten Leistungen auf diesem Felde der philodramatischen Gesellschaft in St. Louis zu verdanken sind. Herr und Frau Börnstein sind durch praktische und theoretische Kenntnisse, wie durch eine große Bühnenerfahrung und Gewandtheit vollständig dazu befähigt, einem solchen Institute vorzustehen und dasselbe zu einer hohen Stufe, zu einer wirklich künstlerischen Bedeutung zu entwickeln. Mit den dramatischen Darstellungen gehen die dramaturgischen Vorlesungen Börnstein's Hand in Hand, um das Publikum an eine gebildete Auffassung der Bühne und ihrer Zwecke zu gewöhnen. Der Rein-Ertrag, der sehr bedeutend ist und während der Winterfaison oft mehrere tausend Dollars beträgt, wird zu öffentlichen Zwecken, gewöhnlich für die freien Schulen oder für den Frauen-Verein, verwendet. Im verfloßenen Monate wurden durch Extra-Vorstellungen den Einwanderern in Catro ein Rein-



Ertrag von \$1016.15 zugeführt; fürwahr, ein Beweis, daß die philodramatische Gesellschaft ihre Aufgabe nach allen Richtungen hin erkannt und gelöst hat.

Unser Theaterverein in Milwaukee hat uns während des verfloffenen Monats auch wieder durch einen Fortschritt erfreut, indem er zur Feier des Thomas Paine's-Tages „Ariel Koska“ von Guglow über die Bretter gehen ließ. Dies war ein Wagniß, und wenn dasselbe auch nicht vollständig gelang, so konnte die Leistung doch mit Berücksichtigung der Umstände eine befriedigende genannt werden. Das Publikum zeigte sich deshalb auch sehr anerkennend, so daß das Drama am zweiten Abende gleich wieder bei vollem Hause wiederholt werden konnte. Nur auf diese Weise fortgefahren! Dann wird auch unsere Bühne ihren Antheil an den allgemeinen Pflichten der Kultur und Aufklärung lösen.

In fast allen größeren Städten des Nordens und Westens, wo sich eine beträchtliche Anzahl Deutscher befinden, existiren schon Liebhaber-Theater. Der Mangel an Theater-Bibliotheken, an Kostümen, Dekorationen, an sähiger Leitung wird bei allen diesen Instituten mehr oder weniger empfunden. Daher eine schlechte Auswahl der Stücke, so daß der unvermeidliche Kogebue überall ausbelsen muß, und in Folge dessen schlechte Leistungen auf der Bühne, schlechter Geschmack beim Publikum. Wäre es nun nicht sehr zweckmäßig, wenn die einzelnen Liebhaber-Theater einen Contract mit einander abschließen, eine Vereinigung herstellen, um durch gegenseitigen Austausch der Bücher und anderer leicht transportabler Gegenstände, durch Vorschläge von aufzuführenden Stücken, durch Mittheilung ihrer Erfahrungen, durch Kritik ihrer Leistungen und vergleichen sich gegenseitig zu unterstützen und voranzutreiben? Hier scheint mir eine Verständigung, eine Association nothwendiger, als irgendwo sonst. Dadurch würde der allgemeine Charakter der Bühne aufrecht erhalten und die Krähwinkelerei, die in diesen Vereinen mehr, wie anderswo, sitzt, vermindert. Dann auch wäre es möglich, sich dramaturgische und ästhetische Werke anzuschaffen. Die Leiter der einzelnen kleinen Bühnen besitzen oft nicht die geringste ästhetische Vorbildung, und würden gewiß dankbar jede Hülfe, jeden Fingerzeig, jeden guten Rath annehmen, welchen ihnen eine solche Lektüre bietet. Der Austausch der Erfahrungen, welcher durch eine solche Vereinigung herbeigeführt werden kann, ist vielleicht noch nützlicher, als der Austausch der Bücher. Welchen Erfolg ein Stück hier oder dort gefunden, dies zu erfahren, ist für jeden Verein gleicherweise wichtig.

Mit dieser Association verbunden, müßte eine Theaterzeitung die Vereinigung der einzelnen Bühnen aufrecht halten, die Leistungen derselben von unparteiischen Standpunkte besprechen, durch ästhetische Artikel eine gebildete Auffassung der Bühne bezwecken, durch Analysen vorzüglicher dramatischer Kunstwerke Einsicht in den Zusammenhang der Handlung und in die Planmäßigkeit dramatischer Compositionen verbreiten und vergleichen mehr. Eine solche Zeitung würde bei dem allgemeinen Interesse, welches das Publikum an unseren Bühnen nimmt, gewiß Lebensfähigkeit haben, und in dem Falle, daß ein zugleich bühnenerfahrener und ästhetisch gebildeter Redakteur sich dafür fände, einen bedeutenden Aufschwung des theatralischen Lebens nach sich ziehen. Wir richten auf diesen Gegenstand ganz speziell die Aufmerksamkeit unternehmender Köpfe. Eine solche Zeitung könnte dann auch den hie und da auftauchenden Original-Produktionen in diesem Fache ihre Spalten öffnen. Es ist erfreulich, zu sehen, daß auch hier Anfänge eines selbstständigen Strebens gemacht werden. Freilich kommen diese Anfänge noch ziemlich plump und ungeflaktet heraus, aber es wird mit der Zeit schon besser gehen. Es ist hier Stoff genug für die Satyre, für das Lustspiel und die Posse gegeben; wenn man denselben zweckmäßig verarbeitete, könnte man eine wahrhaft nationale Bühne in's Leben rufen, und durch sie die Sitten und Gewohnheiten des Volkes verbessern.

Die Turnvereine, welche noch zahlreicher, wie die Theater, unter der deutschen Bevölkerung und namentlich unter der frischen, kräftigen Jugend aufzuwachen, haben schon eine solche Vereinigung, „den socialistischen Turnerbund“ und ein Organ desselben, die „Turnzeitung“ gegründet. Dieselbe erscheint, redigirt von W. Rupp, in Philadelphia, und ist gut geschrieben; nur scheint es uns wünschenswerth, daß dies ohnehin nicht sehr umfangreiche Blatt sich mehr auf sein spezielles Feld beschränkte, mehr die Organisation und die Tendenz der Vereine bespräche, als den französischen Socialismus und andere allgemeine Thematata. Ich denke, daß man an den Turn- und ähnlichen Vereinen den Socialismus auch studiren kann; die radikale Tendenz dieser Vereine, welche sich ausdrücklich und mit Recht zur rothen Fahne des Socialismus bekennen, kann und wird sich in Unterstützungsgesellschaften und ähnlichen praktischen socialen Experimenten immer mehr bethätigen und entwickeln.

Die Turnvereine streben rüstig voran; sie sind im radikalsten Sinne gehalten und beschäftigen sich nicht nur mit körperlichen, sondern auch mit geistigen Uebungen. Man kann mit Recht die Turner die Avantgarde unserer freisinnigen Vereine nennen; es liegt in dem Zwecke der Turnvereine und in den Elementen, aus welchen dieselben zusammengesetzt sind, daß eine radikale und entschiedene Richtung von denselben eingeschlagen und festgehalten wird. Die Turnvereine bilden den Keim zu einer Armee der Zukunft, die den geheimen Organisationen der Jesuiten und der Reactionäre gegenüber noch einmal von der größten praktischen Bedeutung sein kann. Es sollte deshalb jeder freisinnige Deutsche sich diesen Turnvereinen anschließen, selbst wenn er auch kein praktischer Turner ist, um durch sein eigenes Beispiel zu zeigen, daß er die Nützlichkeit dieser Vereine und die Richtigkeit ihrer Prinzipien anerkennt.

Außerdem zeichnen sich die geselligen Zusammenkünfte der Turner durch jene heitere, zwanglose Fröhlichkeit aus, welche dem Bunde der Jugend und Gesundheit immer eigen ist. Wie sehr unterscheidet sich unsere Jugend in den Turnhallen von den bleichen, verlebten Gestalten, die man unter der amerikanischen Jugend findet, wo die Sucht nach Geldwerb schon im Mai des Lebens alle Heiterkeit und Unbefangenheit des Lebens zerstört. Wer also die frühlichen Momente des Lebens, die sich in Amerika so selten darbieten, zu schätzen weiß, der mische sich unter die Reihen der Turner. Die Turnhallen sind, ihrer Tendenz und ihren Resultaten nach, die direkten Gegensätze der Mönchsklöster; sie verbreiten Leben und Gesundheit und geben uns das Bewußtsein persönlicher Kraft und Unabhängigkeit, welche im geselligen und politischen Leben die größte Zierde des Mannes ist.

Der Turnverein von Milwaukee zählt jetzt über 150 Mitglieder. Er hat den Turnübungen noch einen Lehrkursus im Fechten hinzugefügt; auch sollen jeden Mittwoch Abend Vorträge und Debatten über wissenschaftliche Gegenstände gehalten werden. Der Verein arrangirte im Anfange dieses Monats ein Ballkränzchen in der Markthalle, welches an Fröhlichkeit dem glänzenden Balle, den der Verein einige Wochen früher in Young's Halle gegeben hatte, wenig nachstand. Daß die leinenen Turnkleider bei solchen Veranlassungen nicht dem schwarzen Frack und den engen Glaceehandschuhen Platz machen, versteht sich von selbst und wird wohl bei Keinem Anstoß erregen.

Der Nachbar-Verein von Mequon hat in Vereinigung mit der dortigen freien Gemeinde eine Frier seines Geburtstages auf den 26. Februar angesetzt, zu welcher sich gewiß viele Freunde aus Milwaukee einfinden werden.

Der Chicago-Turnverein, der mit den Turnern von Milwaukee im freundschaftlichsten Einvernehmen steht, ist in jeder Beziehung ein tüchtiges Glied des großen Turner-

Bundes. Zwischen den beiden Nachbar-Vereinen findet ein eifriger Wettstreit statt, dem wir ein rastloses Vorwärtstreben beider Vereine verdanken.

Was die Turnvereine in der Ausbildung des Körpers leisten, dies in intellektueller Beziehung zu bewirken, ist der Zweck der *Freimänner-Vereine*. Die Tendenz derselben ist eine doppelte: einmal sollen sie der religiösen Verfinsternung, die hier gefährlicher selbst, als in Spanien und Italien, ist, entgegentreten; dann auch sollen sie im Anschluß an die freien Schulen wissenschaftliche Bildung und Selbstständigkeit des Denkens verbreiten. Der eine Zweck wird vermittelt des andern erreicht; man kann der Religion in jeder Form und Art nur dann wirksam entgegentreten, wenn man Bildung und Wissenschaft verbreitet; ein bloß negatives, feindliches Verhalten nützt, dieser finstern Macht gegenüber, nicht viel. Bei dem Mangel aller höheren, wissenschaftlichen Anstalten in unserem Staate, wie in den meisten andern Staaten des Nordwestens, sind hier solche Vereine noch viel nothwendiger und nützlicher, als im Osten oder in den größeren Städten. Wir betrachten die Freimänner-Vereine als die Keime freier, wissenschaftlicher Akademien, welche, ähnlich den Philosophen-Schulen der Griechen, den Peripatetikern und Andern, der Bildung ihres Zeitalters eine wissenschaftliche Form und Basis geben. Allerdings erfüllen sie bis jetzt diese Aufgabe nur theilweise; es ist in diesem Lande eben noch Alles im Werden, und man kann sich der Gegenwart nur dann freuen, wenn man sie als die Quelle und den Anfang einer bessern, freien Zukunft betrachtet. Die Vereine freier Männer haben eine solche Zukunft; dies haben sie durch ihre bisherige Thätigkeit schon bewiesen.

Die Vorfälle in Cincinnati, welche wir in einer früheren Nummer der „Atlantis“ schon besprochen, haben die öffentliche Meinung vielfach auf diese Art von Vereinen gerichtet, und deshalb halte ich es für nützlich, ihre Haltung und Wirksamkeit näher zu beleuchten.

Der allgemeine Zweck der Freimänner-Vereine ist, den Menschen zum Selbstbewußtsein und zum selbstständigen Denken zu veranlassen. Im direkten Gegensatz zu den Kirchen, welche dem Menschen den freien Gebrauch seiner Vernunft verwehren, sollen diese Vereine zur Prüfung und Kritik auffordern. Sie wollen den Menschen nicht bloß des Glaubens entweöhnen, sondern zum Denken anleiten. Jeder Gegenstand, der in den Kreis unserer Beobachtung fällt, soll unabhängig und vorurtheilsfrei beurtheilt werden, und in keiner Sphäre unseres Lebens Dogmatismus und Autorität herrschen. Dieser Zweck wird dadurch erreicht, daß man wissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten und die Fähigkeit und die Lust am Denken zu vermehren sucht. Das Erstere wird durch Vorträge bewirkt, das Zweite durch Debatten. Die Vorträge sind wissenschaftlichen Inhalts, behandeln gewöhnlich entweder ein philosophisches oder ein naturwissenschaftliches Thema, und tragen im Allgemeinen den Charakter akademischer Vorlesungen. Die Debatten beziehen sich sowohl auf allgemeine, wie auf Tagesfragen; gewöhnlich sind Redner auf beiden Seiten der Frage vorhanden, und man versucht, den ganzen Kreis der Zuhörer zu einer aktiven Theilnahme an denselben zu bewegen. Gerade diese Debatten sind von der größten pädagogischen Bedeutung, indem jeder Einzelne durch sie nicht nur zum selbstständigen Denken, sondern auch zum Ausdruck seiner Gedanken angeleitet wird. Selten beschränkt sich diese Debatte auf die gewöhnlichen Sprecher der Versammlung; in den meisten Fällen entwickelt sich eine Opposition im Kreise der Versammlung; schlichte Arbeiter treten auf, und geben durch ihre einfachen, kunstlosen Worte der Verhandlung eine neue Wendung und Anregung.

Um an einem Beispiele zu zeigen, welche Gegenstände gewöhnlich in den Kreis dieser Vereine fallen, will ich die jüngsten Verhandlungen des hiesigen Freimänner-Ver-

eines anführen. Herr Engelmann hielt ungefähr ein Duzend Vorlesungen über Dp-  
tit, denen die Versammlung große Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkte. Unsere  
öffentlichen höheren Unterrichtsanstalten haben sich noch nicht so weit entwickelt, daß sie  
zu solchen wissenschaftlichen Leistungen befähigt wären; um so dankbarer muß man der-  
artigen privaten Bestrebungen sein. Andere naturwissenschaftliche Themata wurden von  
anderen Rednern behandelt. Die Debatte drehte sich theils um Tagesfragen, wie z. B.:  
Ist es zweckmäßig, daß die Bahnen nach dem stillen Meere vom Congresse gebaut wer-  
den? Ist es zulässig, daß die politischen Partheien die öffentlichen Aemter nur an ihre  
Partheigenossen vergeben?—Theils behandelte sie philosophische Gegenstände, wie:  
Kann es erzielt werden, daß alle Menschen ein gleiches Maas von Glückseligkeit haben?  
Ist es mit der vernünftigen Forschung verträglich, einen persönlichen Gott anzunehmen,  
und dergleichen.—In's praktische Leben trat der Verein dadurch, daß er Sammlungen  
für die Fortführung des Prozesses in Cincinnati, eine Meeting im Courtbaufe gegen die  
Webb-Senatoren, eine zweite Meeting gegen die Nebraska-Bill des Senators Dou-  
glas, Petitionen gegen Land-Brants, für Besteuerung des Kirchen-Eigenthums u. s. w.  
veranstaltete. Denn das ist grade die hauptsächlichste Bedeutung dieser Vereine, daß  
sie ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht bloß auf religiösem, sondern  
auch auf politischem Gebiete zeigen, und hier, wie dort, jedem Parthei-Dogmatismus  
und jeder Autorität entgegenzutreten. Je weniger die Deutschen durch ihre heimischen  
Zustände zu einem öffentlichen politischen Leben befähigt sind, je mehr sie durch ihren  
nationalen Charakter dazu geneigt sind, sich biegsam in fremde Verhältnisse einzufügen,  
desto energischer muß man machen, um die Deutschen auch auf politischem  
Gebiete an jede würdige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu gewöhnen, die niemals  
sich zum blinden Werkzeug irgend einer Parthei oder Clique herabwürdigt. Eine solche  
Selbstständigkeit zu vermitteln, dazu dürften die Freimänner-Vereine grade die zweck-  
mäßigsten Organe sein.

Wir freuen uns, erwähnen zu können, daß in unserer Nachbarstadt Chicago sich  
auch ein Verein freier Männer gebildet hat, der schon im Anfang tüchtige Kräfte enthält  
und allen Voraussetzungen nach auf dem angegebenen Wege kräftig voranstreben wird.

Eine Gelegenheit, die reformirenden, aufklärenden Tendenzen der Freimänner-Vereine  
in weiteren Kreisen geltend zu machen, wurde durch das Geburtsfest Thomas Paine's  
gegeben. In den meisten größeren Städten wurde der 29. Januar festlich begangen.  
In unserer Stadt ist es schon eine feststehende Sitte, daß dieser Tag das gesammte intel-  
ligente Publikum ohne Unterschied der Abstammung zu einem fröhlichen und zugleich er-  
sten Feste vereinigt. Daß dieses Mal freilich weniger Amerikaner Theil nahmen, als in  
vorigen Jahren, lag an den Sonntags-Vorurtheilen, (der 29. Januar fiel dieses Jahr  
grade auf einen Sonntag), die in manchen Köpfen so fest sitzen, daß selbst das Andenken  
an Thomas Paine sie nicht heraustreiben kann. Man konnte natürlich diesen Vorur-  
theilen zu Gefallen das Fest nicht auf einen andern Tag verlegen; diese Inconsequenz  
hätte sich am wenigsten mit den Grundsätzen und dem Manne vertragen, dem die Feier  
galt. Eine zweite Schwierigkeit lag in dem Mangel eines passenden Lokals, welcher bei  
dieser Gelegenheit nicht allein hier, sondern in mehreren anderen Städten lebhaft gefühlt  
wurde. Die Besitzer der großen öffentlichen Lokale wollten dieselben an einem Sonntage  
nicht öffnen. Solche Veranlassungen stellen die Erbauung einer eigenen Halle als eine  
unumgängliche Nothwendigkeit dar. Für dieses Mal half die Theatergesellschaft durch  
Ueberlassung ihres Lokals dem Uebelstande ab.

Es wäre zu wünschen, daß bei Gelegenheit der Thomas-Paine-Feste Schritte eingeleitet  
würden, welche die Freunde dieses Mannes zu einer dauernden Vereinigung organisirten.

Amerikaner, Engländer, Schotten, Franzosen, Italiener, Deutsche, die freien Männer aller Stämme und Jungen, könnten durch eine solche Vereinigung einen Damm gegen die andringende Hierarchie bauen. In unserer Stadt ist bereits ein derartiges Organisations-Committee ernannt; mögen diese wenigen Worte dasselbe an seine Pflicht erinnern.

Die Bürger von Racine waren so freundlich, den Wunsch zu erkennen zu geben, daß in Milwaukee dem Manne des „gesunden Menschenverstandes“ und des „Zeitalters der Vernunft“ ein Denkmal errichtet werde. Vielleicht finden sich später die Mittel, diesen Wunsch zu verwirklichen.

Mit den Freimänner-Vereinen stehen auf gleichem Boden die freien Gemeinden. Die Tendenz ist dieselbe, nur die Form verschieden, indem die Debatte, die zum stehenden Programme der ersteren gehört, bei diesen wegfällt. Das Amt eines bezahlten Sprechers, gegen das seiner Zeit so viel geeifert wurde, ist in vielen Gemeinden—in Milwaukee durch die freiwillige Resignation Loose's—abgeschafft. In unserem Staate sind die freien Gemeinden durch das ganze Land verstreut. Die Gemeinde in Milwaukee hält ihre regelmäßigen Sonntags-Versammlungen in der Markthalle, wo die Herren Loose und Rausch sich in belehrenden Vorträgen abwechseln. Auch hat sich Loose in diesem Winter durch seine Vorlesungen über Goethe's Faust ein spezielles literarisches Verdienst erworben.

Außer den hier angegebenen Vereinen existiren hier eine Menge Logen verschiedener Namen und Arten, die mehr oder weniger Alle dem Fortschritte huldigen und die Aufklärung befördern. Da wir keiner der bestehenden Logen angehören, auch grundsätzlich keiner gegebenen Gesellschaft beipflichten, so sind wir außer Stand, über die Organisation und Wirksamkeit derselben Bericht zu erstatten. Jedemfalls haben diese Logen ihren Werth und ihre Nützlichkeit darin, daß sie Assuranz-Gesellschaften für Krankheits- und Todesfälle bilden, und dadurch manchem Elende zuvorkommen und manche Thräne trocken.

Solche Unterstützungs-Gesellschaften verbinden sich auch oft mit den Freimänner- und Turn-Vereinen oder stellen sich als selbstständige Vereine mit aufklärenden, wissenschaftlichen Tendenzen hin. So hat der „Arbeiter-Unterstützungsverein“ von Detroit eine Reihe wissenschaftlicher Vorlesungen eröffnet, die um so mehr anerkannt werden müssen, je schwerer sich die Bildung und Wissenschaftlichkeit dort Bahn bricht, wo der Katholizismus einen großen Theil des gesellschaftlichen Lebens beherrscht.

Alle diese Vereine, welche wir hier aufgeführt haben, sind Glieder an der großen Kette der Bildung und Aufklärung, die sich der Ausbreitung alles Autoritätsglaubens und speziell der katholischen Hierarchie entgegenstemmt. In ihrer großen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit verfolgen diese Vereine doch dieselbe Bahn—eine Bahn, welche mit den Zwecken der Weltgeschichte und den Tendenzen dieses Jahrhunderts übereinstimmt. Während das verfloffene Jahrhundert, das Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, die Bildung in die höchsten Schichten der Gesellschaft, in die sogenannten vornehmen Kreise trug, ist es Aufgabe unserer Zeit, sie zu den Massen herunterzubringen und über alle Mitglieder des Menschengeschlechtes den Geist der wissenschaftlichen Erkenntniß und den Stolz der unabhängigen Meinung auszugießen, welcher die Würde und den Adel des freien Mannes ausmacht. Und wie das größte Gebäude aus einzelnen kleinen Steinen errichtet ist, so kann auch jede einzelne, kleine Kraft an diesem gemeinsamen Werke mitarbeiten und der gewissen Ueberzeugung sein, daß diese Arbeit nicht vergeblich ist. Heutzutage brauchen wir keine Helden mehr zu sein, um Heroisches zu vollbringen; eine kleine Kraft schließt sich an die andere an, und durch treue, innige Vereinigung derselben wird ein Resultat entstehen, das unsere kühnsten Wünsche und Prophezeiungen übertrifft.

Um diese Vereinigung herzustellen, müssen und werden sich die einzelnen gleichgesinnten Vereine eines oder mehrerer benachbarten Staaten zunächst zu einem Centralbunde vereinigen. Diese Centralvereine bilden dann die Vermittlung zu einer Einheit, einem allgemeinen Concentrationspunkte, in dem alle solche Vereine innerhalb der Union zusammentreffen und sich der Gemeinsamkeit ihrer Ueberzeugungen und Interessen bewusst werden. Ein solcher Bund würde viele Hunderttausend Deutsche zu einem Ganzen vereinigen und dem deutschen Elemente in den Vereinigten Staaten eine ganz andere Macht und Bedeutung geben, als ihm bis jetzt eingeräumt wurde.

Die deutschen Vereine Wisconsins haben sich schon zu einem Bunde vereinigt, welcher sich „Bund des freien Menschen“ nennt. Wir sehen nächstens dem ersten Berichte über die Wirksamkeit dieses Bundes entgegen, und werden nicht verfehlen, denselben in einer folgenden Nummer dieses Blattes zu besprechen. In Ohio wird rüstig an einer ähnlichen Vereinigung gearbeitet und es ist zu hoffen, daß diese Art der Organisation sich überall als zweckmäßig und praktisch ausführbar beweise.

Ohne Organismus kein Leben, keine Gesundheit, keine Thätigkeit. Soll das Streben, welches uns befeelt, der Gedanke, der uns leitet, praktische Wirksamkeit und Bedeutung gewinnen, so müssen wir demselben einen Organismus geben, einen lebendigen Körper, in welchem der Gedanke Fleisch und Blut wird. Die weite, indifferente Sphäre des Staatslebens erlaubt uns in diesem freien Lande jeder unserer Ueberzeugungen Form und Gestalt zu geben, alle unsere Bestrebungen zu organisiren und im praktischen Leben zu verwirklichen. Sehen wir, was die katholische Kirche bloß durch ihre ausgezeichnete Organisation hier schon errungen hat! Wir können gewiß kein besseres Beispiel von der Wirksamkeit einer zweckmäßigen Organisation finden. Auf unserem freien, vernünftigen Standpunkte können wir aber ganz Anderes leisten, als die Kirche, in deren Form keine Seele mehr wohnt, wenn wir nur von dem Geiste der Eintracht und Verträglichkeit befeelt sind, der eine Consequenz unserer Grundsätze ist.

---

### Die deutsch-amerikanische Literatur,

worüber wir einen Artikel versprochen, verlangt einen größeren Raum, als uns in dieser Nummer zu Gebote steht. Zudem wir daher das Inhalts-Verzeichniß auf dem Umschlage corrigiren, versprechen wir, diesen Gegenstand in der folgenden Nummer zu behandeln. Außerdem ersuchen wir, die fünfjährige Verspätung dieses ersten Heftes zu entschuldigen. Wir werden uns für die Zukunft der größten Pünktlichkeit befleißigen.

---

# Atlantis.

Neue Folge.  
Band 1. Heft 2.

Februar, 1854.

Alte Folge.  
Bd. 3. Nr. 57-60.

## Popularität.

Popularität bedeutet in einer Republik dasselbe, was in einer Monarchie Rang, Geburt, Reichthum ist; ja oft noch mehr, wie dieses. Sie ist die Bedingung jeder öffentlichen Wirksamkeit, die Quelle aller politischen Macht; sie hütet die Schwelle der Gesetzgebung, wie der Gerichtshalle, und läßt Niemanden ein, der sich ihr nicht unterworfen hat. Dieses Erlebrad der Politik näher kennen zu lernen, ist gewiß für Jeden, der sich mit der politischen Maschinerie vertraut machen will, von dem größten Interesse.

Popularität ist der Besitz der Volksgunst. Das Streben nach derselben ist im Allgemeinen gewiß gerechtfertigt. Es ehrt jeden freien, unabhängigen Menschen, wenn er nach der Achtung und Freundschaft seiner Mitmenschen strebt, und der kälteste Philosoph wird den Verlust derselben nicht gleichgültig ertragen. Wir haben ein natürliches Recht auf diese Achtung und verletzen unsere Pflicht gegen unsere Nebenmenschen wie gegen uns selbst, wenn wir dasselbe nicht benutzen.

Das Verhältnis, in welchem der einzelne Mensch zu seinen Mitbürgern steht, beruht auf den Gesetzen der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung. Wie ich mich selbst achte, muß ich die Achtung der Andern verlangen, und dieses Verlangen schließt die Verpflichtung in sich, meine eigene Achtung den Mitmenschen nicht zu versagen. Indem ich ein gewisses Maas von Wohlthaten von der menschlichen Gesellschaft erhalte, fühle ich die Verbindlichkeit, auch meinerseits zum Wohle der Gesamtheit zu arbeiten. Dieses sind die einfachen Gesetze, nach welchen wir unser Verhalten zu der menschlichen Gesellschaft reguliren.

Nach diesen Gesetzen können wir die Achtung Anderer nur in sofern fordern, wie wir uns selbst achten. Dieselben Motive, welche der Selbstachtung unterliegen, müssen auch unserer Stellung in der öffentlichen Meinung unterbreitet sein. Um die Achtung unserer Nebenmenschen zu erringen, dürfen wir keine anderen Mittel anwenden, als diejenigen, welche uns die Zufriedenheit mit uns selbst verschaffen. Alle anderen Mittel sind mit unserem eigenen Stolge und mit der Achtung gegen die öffentliche Meinung unverträglich.

Aber beide Theile, sowohl die öffentliche Meinung, wie die einzelnen Individuen, handeln oft dieser Regel zuwider. Die Verschiedenheit, welche wir

zwischen der Intelligenz eines Volkes und der öffentlichen Meinung derselben bemerken, zeigt sich auch in dem Verhältniß der öffentlichen Meinung zu der Volksgunst. Die *I n t e l l i g e n z* eines Volkes ist nicht mehr rein und unverfälscht in der öffentlichen Meinung erhalten. Diese ist die Stimme der Majorität, während die Intelligenz sich immer in der Minorität befindet. Der Genius des griechischen Volkes war in wenigen Köpfen repräsentirt; die einzelnen Perioden der deutschen Kulturgeschichte sind an einzelne wenige Namen gebunden. Dies Verhältniß scheint allerdings mit der Zeit sich ändern zu wollen und die Intelligenz sich zu verallgemeinern; gegenwärtig aber ist sie noch in allen Ländern und auch hier in Amerika in der Minderzahl. Indem sich nun zu dieser Intelligenz eine Menge von Vorurtheilen, Traditionen, Stammes-Eigenthümlichkeiten gesellen, entsteht die *ö f f e n t l i c h e M e i n u n g*. Dieselbe ist ein Gemisch von Wahrem und Falschem und die Mittel, sie zu verwirren, sind zahlreicher vorhanden, als sie zu klären und zu verbessern. Was nun in diesem Gemisch von Erkenntniß und Vorurtheilen, von Temperament und Gewohnheit, von Reizung und Sitte leicht und beweglich auf der Oberfläche schwimmt, der Schaum, die Blasen, die auf dem Strom der öffentlichen Meinung sich bilden: dies nennen wir Volksgunst, Popularität. Sie bildet denjenigen Theil der öffentlichen Meinung, welcher am meisten auf das Vorurtheil und am wenigsten auf die Intelligenz gegründet ist, der ohne Planmäßigkeit und Consequenz mit der größten Beweglichkeit jeder Veränderung zugänglich ist. Wenn wir den Organismus eines Volkes einem Baume vergleichen, der mit mächtigen Wurzeln sich in den Boden der Geschichte hineingegraben hat, so können wir die kleinen Blätter an den dünnen Zweigen, die jeder leise Windhauch hin und her weht, als ein Bild der Volksgunst betrachten, welche von jeder Laune des Augenblickes verändert wird.

Daher sieht man oft, daß die populärsten Ideen und Männer binnen kurzer Zeit in Vergessenheit fallen, und daß der Enthusiasmus des Volkes noch beweglicher und unzuverlässiger ist, wie die Launen des Glückes und der Frauen.

Je freier das politische und gesellschaftliche Leben eines Volkes ist, desto auffälliger sind diese Launen der Volksgunst, desto kürzer die Perioden, in welcher die Popularität wechselt. So sehen wir die Popularität in Griechenland und Rom, so sehen wir sie in einem noch viel höheren Grade in Amerika mit einer wirklich fabelhaften Beweglichkeit und Launenhaftigkeit befaßt; wie Seifenblasen zerplatzt der Enthusiasmus des Volkes, und eben so schnell, wie jeder „Humbuz“ die allgemeine Volksgunst ausbeutet, wendet dieselbe bedeutenden Leistungen und großem Streben den Rücken. Es ist kaum nothwendig, aus den vielfachen Beispielen, welche die jüngste Geschichte Amerika's zu dieser Behauptung liefert, spezielle Beweise zu suchen. Die Begeisterung für Kossuth verschwand eben so schnell, wie der Lind-Enthusiasmus; die Neugier, welche



man der Ericson'schen Maschine zuwandte, war nicht dauernder als die Wuth der Geisterklopferei, und die Kühnheit Ingraham's ebenso wenig fähig, sich dauernd in das Andenken des Volks einzuschreiben, wie irgend eine große That, irgend ein kleiner Skandal. Jedes hat gleiches Anrecht auf die Popularität, das Größte wie das Kleinste; die Volksgunst gibt sich Jedem Preis, aber bleibt Keinem treu. In unserer Zeit, wo es keinen wahren Ruhm mehr gibt, der wie mit einem Blitzstrahl die Welt erhellte, bemerken wir an dem Horizonte der Geschichte nur das falsche, unzuverlässige Wetterleuchten der Volksgunst, das schneller noch, wie der Augenblick, verschwindet, unsere Augen blendet und unsere Schritte unsicher macht.

Wer möchte diesem Wetterleuchten nachjagen! Wer möchte sich durch dieses Irrlicht verführen lassen, von dem graden Wege abzuweichen, um in den Sümpfen der Grundsatzlosigkeit sich vergeblich nach einem bestimmten, gewissen Ziele umzuschauen! Die Popularität bleibt Niemanden treu, denn Niemand kann alle ihre Schwankungen und Wendungen mit machen, Niemand ihre geheimnißvollen Veränderungen errathen, Niemand ihre zufälligen Launen berechnen, um mit ihr gleichen Schritt zu halten. So charakterlos der Mensch auch sein mag, so unregelmäßig auch die Bahnen seines Denkens und Strebens laufen: er beschreibt doch immer noch eine grade Linie im Vergleich zu den unzähligen Krümmungen und Wendungen der Volkslaune; er kann dieselbe nie verfolgen, nie einholen, selbst dann nicht, wenn der Ruhm ihm seine Flügel leiht.

So vergeblich wie das Streben nach Popularität ist, so gefährlich zeigt es sich auch. Alles, was er von derselben erreichen kann, ist die Gunst des Moments, welche von der Riene des Lebens begleitet ist. Aber die Würde des Selbstbewußtseins, der Adel der Gesinnung, die Consequenz des Strebens verschwindet; der Mensch verliert die Treue zu sich selbst und damit auch das Selbstvertrauen, und ohne die bleibende Achtung des Volkes zu gewinnen, hat er die Achtung vor sich selbst eingebüßt.

Nicht nur der Charakter des Mannes, nicht nur der berechtigte Stolz desselben, nein, auch ein verständiger Ehrgeiz und ein zweckmäßiges Bestreben, sich einen Platz in der öffentlichen Achtung zu sichern, werden ein Buhlen nach der Volksgunst verhindern. Die Motive unseres Handelns dürfen nicht in der Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung, sondern nur in der Beständigkeit unserer Grundsätze liegen. Das erste Erforderniß jeder persönlichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist, daß der Schwerpunkt aller unserer Bestrebungen und Handlungen in uns selbst ruhe. Liegt dieser Schwerpunkt außer uns, in einem fremden Elemente, einem fremden Willen, so sind wir unfrei, charakterlos, ohne Prinzipien und ohne Consequenzen; mit einem Worte, wir sind religiös. Denn das Wesen der Religion besteht unter allen Formen und Arten darin, daß man das Prinzip seines Lebens außer sich, in einer fremden Gewalt, liegen hat. Ob diese Gewalt nun Gott, Kirche oder öffentliche Mei-

nung ist, dies ist im Grunde dasselbe; überall verhalten wir uns diesen Gewalten gegenüber religiös, wenn wir sie als eine Autorität anerkennen und ihr gehorchen. In dieser Beziehung steht in direktem Gegensatz zur Religion die Liebe. Während die Liebe desirt wird, „im Andern bei sich selbst zu sein,“ heißt die Religion, „im Andern außer sich selbst zu sein.“ Diese Aeußerlichkeit unseres Daseins zeigt sich überall als eine moralische Krankheit und zerstört alle Kraft, Einheit und Harmonie des Lebens.

Der Mensch, welcher den Anspruch macht, eine wahrhaftige, eine selbstständige Persönlichkeit zu sein, wird zunächst sich selbst angehören. Bei Allem, was er thut oder unterläßt, fragt er sich nicht so sehr: wird dies den andern Leuten gefallen? als darnach: ziemt es dir selbst? Er läßt sein Handeln mehr durch die Nothwendigkeit, die in ihm liegt, bestimmen, als durch den Zweck, der außer ihm existirt. Die Grundsätze der Nützlichkeit leiten ihn weniger, wie die des Rechtes. Er entwickelt die Regeln, welche seinem Verhalten in der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen, aus dem moralischen Prinzip, das in ihm selbst liegt, nicht aus den Normen, welche die Gesellschaft aufgestellt hat. Er sucht zu handeln, wirksam, thätig, einflußreich zu sein, nicht deshalb, weil seine Umgebung und der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft diese Thätigkeit von ihm verlangt, sondern weil dieselbe aus einer inneren Nothwendigkeit entspringt, weil sie ein Resultat seiner persönlichen Anlagen und Eigenthümlichkeiten ist. So concentriren sich alle Fäden seiner Handlungen in seiner eigenen Brust, und er ist niemals selbstständiger, als wenn er seine Thätigkeit nach Außen hin richtet, niemals egoistischer, als wenn er zum Wohle des Ganzen arbeitet, niemals populärer, als wenn er nichts nach der Popularität fragt. Denn man gewinnt für die Dauer nur dann die öffentliche Meinung, wenn man ihr nichts von seiner Popularität und seinem Charakter zum Opfer bringt.

In der antiken Welt finden wir einzelne wunderschöne Portraits dieser persönlichen Selbstständigkeit und Unererschütterlichkeit. Das Publen um die Volksgunst war in Rom an der Tagesordnung, wie hier, aber wo finden wir hier die großen, erhabenen Charaktere, die an der Wiege wie am Grabe der römischen Republik standen? In den Schulen lesen wir jenen großen Vers des Horaz:

„Wenn zerbrochen der Erdkreis zu Grunde geht,  
Treffen die Trümmer uns unerschüttert.“

Aber im praktischen Leben beugen wir uns vor jeder Eventualität, vor der kleinsten Thatsache. Ja, es scheint nicht nur ein Verbrechen, sondern eine Thorheit zu sein, wenn man die Unabhängigkeit der Meinung nicht jedem Zufalle preisgeben will, wenn man sich erlaubt, seine eigene Ueberzeugung um Rath zu fragen, wenn man die ungeheure Frechheit besitzt, etwas Anderes wie eine Copie der öffentlichen Meinung zu sein.

Und die öffentliche Meinung ist ja nur deshalb so schlecht, weil wir sie

nicht kontrolliren, weil wir uns keine Kritik über dieselbe anmaßen. Die Volksgunst ist nur deshalb so verkäuflich, weil sich ihr Alles verkauft. Wir bringen unsere Ueberzeugungen und unser Gewissen der Popularität zum Opfer; können wir dann noch wagen, über die Veränderlichkeit und Raunenhaftigkeit derselben zu klagen?

Die Volksgunst hat ihre Quellen in den Neigungen sowohl, wie in den Ueberzeugungen jedes Einzelnen, und wenn diese Quellen vergiftet werden, dann muß auch der Strom das Gift über das ganze Land tragen. Die Rückwirkung der persönlichen Ehrlichkeit auf die Klärung und Reinigung der öffentlichen Meinung zeigt sich leicht und schnell, wenn wir nur die Achtung vor der eigenen Ueberzeugung mit der Achtung vor der Stimme des Volkes selbst vereinigen wollen. Wie die Selbstständigkeit des Staatslebens sich nur durch die Selbstständigkeit jedes einzelnen Bürgers erhalten kann, so auch kann die öffentliche Meinung nur dann richtig und wahrhaftig sein, wenn die Meinungen der Einzelnen auf einer selbstständigen Kritik und Ueberzeugung beruhen.

Die öffentliche Meinung muß erzogen werden, wie jedes andere politische Institut. Diese Erziehung ist zunächst der Presse überantwortet. Aber in der That, nichts beugt sich so sklavisch unter die öffentliche Meinung, nichts verkauft sich so schnöde der Volksgunst, wie grade die Presse. Dies ist um so gefährlicher, je schwieriger es abgeändert werden kann. Denn es existirt das eigenthümliche Verhältniß, daß die Presse, die Leiterin der Volksgunst, auch zugleich die Magd derselben ist, etwa wie die griechischen Philosophen, die Lehrer der römischen Weltherrscher—Sklaven waren. Wie bei fast allen Fragen der Reform haben wir hier ein Kettenschluß. Die öffentliche Meinung ist abhängig von der Presse, die Presse ist die Sklavin der öffentlichen Meinung;—wer soll diese doppelte Kette brechen, die beide an einem freien Aufschwunge verhindert?

Freilich, auf der andern Seite bedingt auch wieder jeder Aufschwung der Presse einen Aufschwung der öffentlichen Meinung, jeder Fortschritt dieser einen Fortschritt jener. Auf diesem Verhältnisse beruht unsere Hoffnung einer zwar langsamen, aber stetigen, consequenten Verbesserung beider. Es wird ein unabhängiges Produkt der Presse nach dem andern auftreten, und sich mit Mühe ein Publikum suchen, aber es wird ein solches Publikum endlich finden. Jedes solche Erzeugniß wirkt nun wieder auf die öffentliche Meinung zurück; der Kreis der unabhängigen Ueberzeugungen erweitert sich; die politische Selbstständigkeit nimmt zu: neue Organe dieser unabhängigen Gesinnung werden nothwendig; die Intelligenz wird endlich Gemeingut der Massen.

Dieser Weg wird eingeschlagen werden; dafür haben wir jetzt schon Beweise. Der Geist der Freiheit ist ansteckender, wie Gift; wo er einmal sein Samentorn hineingelegt hat, ist die Ernte gesichert. Das Publikum ist im Allgemeinen aus leidlich verständigen Menschen zusammengesetzt; jeder Einzelne im Durchschnitt verachtet den Schmeichler und durchschaut den Betrüger.

Sollte das Publikum als Gesamtheit nicht ebenso verständlich handeln können, wie der größte Theil desselben einzeln genommen?

Man verlangt von der Presse, daß sie populär sein solle, und das mit Recht. Aber dies Verlangen ist meines Erachtens nicht so zu verstehen, daß die Presse sich der Volksgunst unterwerfen solle, daß ihre Aufgabe sei, sich auf den Kultur-Standpunkt zu stellen, den die große Majorität einnimmt: dies würde ihr allen Werth, alle Berechtigung rauben. Die Presse soll allerdings sich nicht über das Volk und dessen Bildungsstufe stellen und den Boden des gemeinsamen Verständnisses abbrechen, aber sie soll auch nicht auf dieser Stufe selbst stehen bleiben; sie soll sich nicht damit begnügen, zu sagen, was das Volk ohnehin schon weiß und will. Es mag einem großen Theil des Publikums behaglich sein, wenn es in den öffentlichen Blättern nichts findet, als das Wiederkauen seiner eigenen Ansichten, den Ablatsch der Bierstuben-Gespräche, untermischt mit einigen Neuigkeiten und schlechten Witz. Aber wenn die Presse nichts Anderes leistet, braucht man sie nicht; man kann sich ja mit der Bierstube und alten Kalenderwitz behelfen. In Deutschland war diese Art Literatur etwa vor achtzig bis neunzig Jahren sehr im Schwunge, als die klassische Literatur sich noch nicht den Weg zum Herzen des Volkes gebahnt hatte, und man die leichte Aufklärerei der Nicolaischen Bibliothek und anderer gemeinnützigen Werke, die im Styl und Inhalt dem Selbstbewußtsein des deutschen Spießbürgerthums entsprachen, für die vollendetsten Produkte der deutschen Literatur hielt. In ähnlicher Weise popularisirte oder vielmehr trivialisirte Kosebue die Bühne; das Publikum sah in seinen Lustspielen das ganze Misere seines eigenen Privatlebens; da war nichts idealisirt und verschönert; die gewöhnlichsten Gewöhnlichkeiten machten sich breit und alle Plattitüden des Alltagslebens schritten über die Bühne. Das war freilich Jedem verständlich; die Leidenschaften, die jeder Hans und Michel auf einem Kirchweih Tanz fühlte, oder die der aufgehende Mond in Gretchens keuschem Busen hervorlockte, wurden auf der Bühne dem empfindsamen Publikum duzendmal vergekaut; der Liebhaber ohne Geld sah dort sein ganzes Pech; der Bauernklümmel seine ganze Dummheit; die verliebte Unschuld klagte das hartherzige Schicksal in Gestalt eines geizigen Oheims an, und der Poet ohne Poesie laute dem Publikum seine harten Brodrinden vor. Ach, wie schön, wie rührend war das! Wie viele Taschentücher wurden naß geweint! Da braucht man nichts zu denken, nichts zu begreifen; man konnte den Gefühlen seines Herzens folgen, ohne den Kopf zu fragen.

Wie auf der Bühne, so in der Presse. Sagt das dem Publikum, was dasselbe schon hundertmal gedacht hat, macht das Bekannte zum Gewöhnlichen, das Gewöhnliche zur Trivialität, zeigt euch in der Literatur immer in deutscher Gemüthlichkeit, in Hemdärmeln und mit der langen Pfeife; trinkt nie Nektar, sondern immer nur Bier, und schimpft tüchtig über die Gelehrten und die Philosophie: dann seid ihr willkommen, dann seid ihr populär und euer Blatt

hat einen weiten Kreis von Abonnenten. Aber verlangt nur nicht vom Publikum, daß es denken soll; dazu hat man keine Zeit, zumal nicht in Amerika.

Freilich, wir müssen so gerecht sein, daß wir die Schuld immer hauptsächlich auf die Presse und nicht auf das Publikum selbst werfen. Wir machen auch diesen Vorwurf selbst der wissenschaftlichen Presse. Alle Wissenschaften hatten sich bisher mehr oder minder, die Philosophie aber fast durchweg, in vornehmer Abgeschlossenheit dem großen Publikum entfremdet. Die Philosophie, die lebendigste, fruchtbarste aller Wissenschaften, hatte sich durch ihre abstruse Form viele Jahre lang in ein Leichentuch gehüllt und alle heiteren, lebenslustigen Menschen von sich entfernt. Dies ist nicht so sehr ein Verbrechen unseres Jahrhunderts, als eine Nachwirkung mittelalterlichen Unsinns. Es lag ganz im Charakter des Mittelalters, welches jeden Stand in Priester und Laien trennte, daß die Wissenschaften in lateinischer Sprache behandelt wurden. Als nun im vorigen und in diesem Jahrhundert die deutsche Sprache ihre literarische Selbstständigkeit gewann, da glaubte man, diese Priesterschaft in der Wissenschaft noch beibehalten zu müssen, und die großen Philosophen, Kant, Fichte, Hegel, schrieben ein Deutsch, welches der Masse des Volkes noch unzugänglicher und unverständlicher war, als selbst das Lateinisch eines Baco von Verulam und Spinoza. Ich kann mich nicht enthalten, über diesen Gegenstand eine Ansicht Heinrich Heine's mitzutheilen: „Warum aber,“ fragt der Autor des Salon, „hat Kant seine Kritik der reinen Vernunft in einem so grauen, trocknen Packpapierstyl geschrieben? Ich glaube, weil er die mathematische Form der Descartes-Leibniz-Wolffianer verwarf, fürchtete er, die Wissenschaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn sie sich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausdrücke. Er verlieh ihr daher eine steife, abstrakte Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geistesklassen kalt ablehnte. Er wollte sich von den damaligen Popular-Philosophen, die nach bürgerlichster Deutlichkeit strebten, vornehm absondern, und er kleidete seine Gedanken in eine hofmännisch abgekältete Kanzleisprache. Hier zeigt sich ganz der Philister. Aber vielleicht bedurfte Kant zu seinem sorgfältig gemessenen Ideengang auch eine Sprache, die sorgfältig gemessener, und er war nicht im Stande, eine bessere zu schaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieses Mangels, ebenso wie der gute Robespierre, war Kant um so mißtrauischer gegen das Genie, und in seiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er sogar, das Genie habe nichts in der Wissenschaft zu schaffen, seine Wirksamkeit gehöre in's Gebiet der Kunst.“

Kant hat durch den schwerfälligen, steifleinernen Styl seines Hauptwerks sehr vielen Schaden gestiftet. Denn die geistlosen Nachahmer äfften ihn nach in dieser Neuzerlichkeit, und es entstand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philosoph sei, wenn man gut schreibe. Die mathematische Form jedoch konnte, seit Kant, in der Philosophie nicht mehr aufkommen. Dieser Form hat er in

der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmerzig den Stab gebrochen. Die mathematische Form in der Philosophie, sagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, so wie die philosophische Form in der Mathematik nur ettel Geschwätz hervorbringt. Denn in der Philosophie könne es keine Definitionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definitionen nicht discursiv, sondern intuitiv sind, d. h. in der Anschauung nachgewiesen werden können; was man Definitionen in der Philosophie nenne, werde nur versuchsweise, hypothetisch, vorangestellt; die eigentlich richtige Definition erscheine nur am Ende als Resultat.“

So weit Heine. Im Allgemeinen hat er gewiß das Richtige getroffen, und noch heute ist der Styl unserer meisten wissenschaftlichen Werke ungenießbar. Gewiß, wir können über unsere Unart spotten, aber dieselbe schwer ablegen. Da sehen wir den deutschen Professor, auf seinem Lehrstuhle sitzend, den Zeigefinger an der Nase, die Brille vor den Augen, wie er sich in einen Schwall von Worten hüllt, die nur deshalb bewundert werden, weil man sie nicht versteht. Je unverständlicher, desto tiefer; je geheimnißvoller, desto genialer. Dem menschlichen Verstande werden Schrauben angelegt, daß die Hirnschale davon plagen möchte. Die entlegensten Worte und Satzverbindungen wendet man an, um das Nächstliegende zu bezeichnen. Wenn dies bei den Meistern der Wissenschaft der Fall ist, wie werden sich erst die Schüler benehmen? Die Unklarheit des Gedankens verblindet sich hier mit der abstrusen Form, um selbst das gebildete Publikum von der Wissenschaft zurückzuschrecken. Dies ist auf dem Gebiete der Philosophie noch bedauerlicher, wie in anderen Disciplinen, der Theologie, Jurisprudenz, Medicin u. s. w., weil die Wissenschaft des Denkens die allgemeinste ist und von jedem denkenden Menschen gekannt sein sollte.

Daß dieser Zustand der Wissenschaft auf die Presse und selbst auf die periodische Literatur einen großen Einfluß haben mußte, läßt sich leicht erklären. Wenn irgend die Form durch den Inhalt gegeben und Eines durch das Andere bedingt ist, so ist das mit der Philosophie der Fall. Eine Aenderung in der Form, eine Verdeutlichung, eine Popularisirung der Philosophie läßt sich also nur dann erzielen, wenn der Gegenstand derselben selbst ein anderer geworden ist.

Wir leben in dieser Beziehung in einer Uebergangsperiode, und haben immer noch an den Sünden der Vergangenheit zu tragen. Eine zugleich volkstümliche und wissenschaftliche Literatur besitzen wir nur in einzelnen wenigen Bedeutungen. Aber jeder Tag bringt uns neue Fortschritte darin.

Um den angegebenen Uebelständen zu entgehen, ist eine verständige Uebereinkunft zwischen dem Publikum und dem Schriftsteller nothwendig. Das Publikum muß in dem Bemühen, zu verstehen, mit dem Bemühen des Schriftstellers, verständlich zu sein, übereinstimmen. Beide Theile müssen denken, dann wird sich das Verständniß schon ergeben.

Im Allgemeinen aber können wir den Grundsatz festhalten, daß jeder

Satz, der nicht klar ausgesprochen ist, auch nicht klar gedacht wurde. Der Styl ist der beste Prüfstein für den Schriftsteller. Es ist gewissermaßen die Kritik des Gedankens.

Wie alle Schönheit und Wahrheit der Welt in der Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt beruht, so auch besteht die Wahrheit und Schönheit der Literatur in der Uebereinstimmung zwischen dem Styl und dem Thema. Jeder Gegenstand, den der Schriftsteller behandeln mag, trägt seinen eigenthümlichen Styl schon in sich. Die Aufgabe des Schriftstellers besteht nur darin, diese Eigenthümlichkeit zu entdecken.

Wie man überall im praktischen Leben dann am zweckmäßigsten handelt, wenn man mehr seiner eigenen Ueberzeugung, als den Wünschen der Andern folgt, so auch wird die Presse sich dann am aufrichtigsten und wohlthätigsten erweisen, wenn jeder Schriftsteller mehr sein eigenes Gewissen, als den Beifall des Publikums befragt, wenn er mehr nach Wahrheit, als nach Popularität strebt. Die letztere wird ihm dann für die Dauer doch nicht ausbleiben. Denn das Publikum verweigert demjenigen am allerwenigsten seinen Beifall, der zeigt, daß er dieses Beifalles nicht bedarf.

Die Presse, wie das Publikum sollten wie zwei Freunde miteinander verkehren, die sich gegenseitig achten und anerkennen, aber unabhängig von einander dastehen, und ihrer Freundschaft niemals die Wahrheit und Aufrichtigkeit zum Opfer bringen.

---

## Zur Theorie der Bevölkerung.

Unter den socialen Theorien, welche in den letzten Jahren in Frankreich, England und Deutschland aufgetreten sind, bietet kein Punkt dem philosophischen Denker so viele Schwierigkeiten dar, wie das Thema über die Bevölkerung und deren progressivste Zunahme. In Folge der ökonomischen Verhältnisse dieses Jahrhunderts, des Dampfes, der Massenarbeit und Massenarmuth, mußten sich eine Menge von reformirenden und revolutionirenden Theorien bilden, welche eine andere staatswirthschaftliche Einrichtung, eine Umänderung der gesellschaftlichen Zustände, zum Gegenstand haben. Saint-Simonisten, Fourieristen, Communisten, Socialisten aller Sorten und Arten traten in der Politik und in der Literatur auf und das Studium der Nationalökonomie wurde in den weitesten Kreisen verbreitet. Das Thema der Bevölkerung blieb aber immer der archimedische Punkt, den man nicht ausfinden konnte; hier häuften sich die Widersprüche, hier blieb die Wissenschaft dunkel.

Die sociale Aufgabe unseres Jahrhunderts besteht darin, ein möglichst großes Maß von materiellem Wohlfsein unter einer möglichst großen Menge von Menschen zu verbreiten; mit andern Worten, Jedem die Arbeit und den Lohn seiner Arbeit zu garantiren. Es soll Jeder, der arbeiten will, sein Auskommen haben, dies ist die erste, einfachste und natürlichste Forderung, welche man an den Staat und die menschliche Gesellschaft stellen kann.

Wird dieser Forderung einigermaßen Genüge geleistet, so muß die Zunahme der Bevölkerung natürlich stärker werden, wie bisher, wo ein großer Theil der Menschheit durch Armuth oder andere Verhältnisse verhindert war, eine Familie zu gründen, wo Viele dem materiellen Elende zum Opfer fielen, wo politische und sociale Mißstände die Ausbeutung der Volkskraft und des Bodenreichthums verhinderten. Jede sociale Reform wird die Zunahme der Bevölkerung vermehren.

Zwei Uebel haben bisher das Wachsthum der Bevölkerung auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgedrängt, der Hunger und der Krieg. Diese Uebel werden beseitigt werden. Schon jetzt führt man selten Kriege und beendet sie schnell; die Art der Kriegsführung ist humaner geworden, und es fallen dem blutigen Schlachtengotte lange nicht mehr so viele Opfer, wie früher. Es ist vorauszusehen, daß wenn die Völker einmal ihren Freiheitskrieg beendet haben, der Krieg dann für immer aus der Weltgeschichte verschwunden sein wird.

Wenn nun diese Uebel gehoben sind — und sie müssen unbedingt gehoben werden — dann können wir einer Zunahme der Bevölkerung entgegen sehen, welche das Verhältnis während der letzten fünfzig Jahre wenigstens verdoppelt. Aus dieser Progression geht eine furchtbare Gefahr für die Menschheit hervor. Die Menschen werden den Erdball überfüllen. Man hat berechnet, daß schon nach dem bisherigen Prozentsatze und unter der Voraussetzung, daß keine gewaltsame Unterbrechung des regelmäßigen Laufes der Dinge stattfindet, die Menschen in 500 Jahren so stark zusammen gehäuft sind, daß der Raum, der jedem Einzelnen auf dem Erdball noch gestattet ist, kaum Platz zu seinem Grabe mehr darbietet.

Allerdings stehen dem Menschen noch unermessliche Gegenden offen, wohin er seine Thätigkeit wenden kann. Australien, Polynesien, Amerika, die Hoch-Ebenen Asiens bieten noch Wohnplätze für mehr Menschen dar, als gegenwärtig den Erdball bewohnen. Aber Alles dieses stößt den Satz nicht um, daß die Bevölkerung in geometrischem, die materiellen Hülfsmittel in arithmetischem Verhältnisse wachsen. Selbst die Wissenschaften mit ihren großen Resultaten werden hieran wenig ändern. Die Chemie mag den Ackerbau und die Industrie verbessern; auf der andern Seite verbessert sie auch den Gesundheitszustand des Menschengeschlechtes, und somit bleibt sich das Verhältnis wieder gleich. Es ist nicht zu leugnen, daß der Menschheit eine Zukunft bevorsteht, wo der



Erdball ihr zu klein wird, und jede Verbesserung unserer politischen und gesellschaftlichen Lage wird diese Zukunft nur beschleunigen.

Sollten wir vielleicht deshalb den Krieg und den Hunger für notwendige Uebel erklären und sie dulden, um ein größeres Uebel, vielleicht die vollständige Vernichtung des Menschengeschlechtes, zu verhindern? Sollten wir vielleicht in jene harte Ansicht des Nationalökonomens Malthus einstimmen, der es ganz in der Ordnung findet, daß die Menschen verhungern, wenn sie kein Brod haben? Sollten wir uns von allen socialen Verbesserungen, von allen frohen Ausichten in die Zukunft abschrecken lassen durch den gespenstischen Gedanken, daß alles Glück des Menschengeschlechtes die Anzahl desselben so sehr vermehrt, daß die gegenseitige Vernichtung der Menschen Naturnothwendigkeit wird?

Gewiß, solche Folgerungen können wir nicht ziehen. Es scheint überhaupt diese Frage noch zu sehr der Zukunft anzugehören, als daß die Gegenwart sich damit zu beschäftigen hätte. Dem jetzt lebenden Geschlechte liegen andere Fragen auf dem Herzen, Fragen, deren Lösung nicht nur nothwendig, sondern auch möglich ist.

Aber dies scheint nur gewiß zu sein, daß auch der Menschheit ihr Ziel gesteckt ist, und der Tag einer neuen Erdrevolution kommen wird, welche die jetzt lebenden Thiergeschlechter vernichtet und für neue vollkommnere Generationen Platz machen wird. Es wäre persönliche Anmaßung und Verkennung der allgemeinen Naturgesetze, wollte sich das Menschengeschlecht für das vollendetste Naturprodukt erklären. Die Natur kann und wird auch hier auf diesem Erdball sich zu höheren Formen und Bildungen emporschwingen, und so gewiß wie wir nicht die ersten Bewohner unserer Berge und Ebenen sind, werden wir auch nicht die letzten sein.

---

## Ueber die Diffraktions-Erscheinungen des Lichtes.

Von

Dr. G. Durege.

In einer der physikalischen Disciplinen, in der Optik, hat sich die merkwürdige Erscheinung gezeigt, daß eine falsche Theorie eine richtige verdrängen und sich längere Zeit hindurch behaupten konnte. Huyghens war der Erfinder der sogenannten *Undulations-* (oder *Vibrations-*) Theorie des Lichts, welche er im Jahre 1678 der Pariser Akademie vorlegte. Er gab darin schon eine vollständige Erklärung der doppelten Strahlenbrechung und sagte aus seinen Prinzipien Phänomene voraus, die später wirklich entdeckt wurden. Diese Theorie verwarf *Newton* und stellte in seiner 1701 heraus-

gegebenen „Optice“ eine andere, die sogenannte *Emanations-* oder *Emissions-*Theorie auf, welche fast das ganze vorige Jahrhundert hindurch in Ansehen und Geltung verblieb. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung liegt einmal in der Autorität Newton's, der bereits durch die Entdeckung des allgemeinen Gravitations-Gesetzes seinen Namen unsterblich gemacht hatte; dann aber auch darin, daß die Physiker des vorigen Jahrhunderts sich weniger mit der Optik beschäftigten. Als man aber im Anfange dieses Jahrhunderts zu dieser Wissenschaft zurückkehrte, verließ man auch bald die Emanations-Theorie, welche in der That sehr wenige Erscheinungen befriedigend zu erklären vermochte, und kehrte zu der verlassenen Undulations-Theorie zurück, wodurch die Optik sogleich einen neuen Aufschwung erhielt.

Bei der Emanations-Theorie lag die Vorstellung zu Grunde, daß eine Lichtquelle, die Sonne z. B., körperliche Lichttheilchen abstoße und ihnen eine solche Geschwindigkeit mittheile, daß sie sich in gerader Linie bis zu dem Auge des Beobachters fortbewegen. Ich bemerke dies nur im Vorübergehen, denn das Folgende beruht ausschließlich auf der Undulations-Theorie.

Nach dieser letzteren wird das Licht als ganz dem Schalle analog betrachtet. Beide entstehen durch sehr schnelle und gleichmäßig aufeinander folgende Erschütterungen eines elastischen Mediums. Bei dem Schalle ist dieses elastische Medium die atmosphärische Luft; beim Lichte ist es eine hypothetische Substanz, welche man *Aether* nennt (man muß diese nicht mit der in der Chemie bekannten Flüssigkeit desselben Namens verwechseln). Das wirkliche Dasein desselben ist zwar noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen; jedoch einmal findet seine Annahme dadurch ihre Rechtfertigung, daß die auf sein Dasein gegründete Undulations-Theorie von den Erscheinungen befriedigende Rechenschaft zu geben vermag; und andrerseits hat sich die Existenz des Aethers bei den Cometen von kurzer Umlaufzeit bemerkbar gemacht. Diese, und unter ihnen besonders der *Encke'sche* Comet, zeigen nämlich in ihrer Bewegung eine Unregelmäßigkeit, namentlich eine Verkürzung der Umlaufzeit, welche sich sehr wohl durch die Annahme des Aethers als eines widerstehenden Mittels erklären läßt, das jedoch von so geringer Dichtigkeit ist, daß es den bedeutend massenhafteren Planeten keinen bemerkbaren Widerstand darzubieten vermag.

Bei dem Schalle finden die Schwingungen der Luft in der Richtung der Fortpflanzung des Schalles (des Schallstrahles) statt; bei dem Lichte dagegen gehen die Schwingungen der Aethertheilchen in Richtungen vor sich, die senkrecht auf der Richtung der Fortpflanzung des Lichtes (auf dem Lichtstrahl) stehen. Mit Ausnahme dieser Unterschiede sind Schall und Licht völlig analog. Der *Höhe* des Tons entspricht dabei die *Farbe* des Lichts; beide hängen von der *Schnelligkeit*, mit der die Schwingungen aufeinander folgen, d. h. von der *Dauer* einer Schwingung, ab; der *Stärke* des Tones dagegen entspricht die *Intensität* des Lichts; beide hängen von der Größe der

Schwingungen, d. h. von der Größe, um welche sich die schwingenden Theile von ihrer Gleichgewichtslage entfernen, ab. Während das menschliche Ohr Luftschwingungen zu hören vermag, deren Schnelligkeit von 7 bis 24,000 Schwingungen in einer Sekunde beträgt, ist die Fähigkeit des menschlichen Auges, Aetherschwingungen zu sehen, in viel engeren Grenzen eingeschlossen. Bei dem rothen Lichte nämlich (dem tiefsten Tone analog) gehen 458 Billionen, bei dem violetten Lichte dagegen (dem höchsten Tone analog) 727 Billionen Schwingungen auf eine Sekunde. Das Verhältniß beider ist ungefähr 1,58 : 1. In der Akustik bezeichnet man das Intervall, welches dem Verhältnisse 2 : 1 entspricht, mit dem Namen einer Oktave; würde man das entsprechende Intervall beim Lichte eine Lichtoktave nennen, so ist das menschliche Auge wenig mehr als eine halbe Lichtoktave zu sehen im Stande, während das Ohr des Menschen mehrere Oktaven hören kann. Die Größe jener Zahlen für die in einer Sekunde stattfindenden Aetherschwingungen wird nicht befremden, wenn man sich erinnert, wie viel größer die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des Lichtes, als die des Schalles ist. Diese beträgt 1040 Fuß, jene ungefähr 42,000 deutsche Meilen in der Sekunde.

Um das Folgende verständlich zu machen, muß ich versuchen, eine Vorstellung von der Art, wie die Schwingungen des Aethers vor sich gehen, zu geben. In uncrystallinischen Medien, wie z. B. in der atmosphärischen Luft, pflanzt sich das Licht nach allen Richtungen mit ein und derselben gleichförmigen Geschwindigkeit fort. Wenn also ein Aethertheilchen in Schwingungen geräth (d. h. ein Punkt zu leuchten beginnt), so pflanzen sich dessen Schwingungen so fort, daß nach Verlauf einer gewissen Zeit alle diejenigen Aethertheilchen in Schwingungen gerathen sind, welche sich innerhalb einer um den leuchtenden Punkt als Mittelpunkt beschriebenen Kugel befinden. Die Größe derselben hängt natürlich von der verflossenen Zeit ab und wächst mit derselben. Die Oberfläche dieser Kugel nennt man eine Wellen-Oberfläche oder kurz eine Welle. Halten wir nun eine von den unzähligen Richtungen oder geraden Linien, in welchen das Licht sich fortpflanzt, fest, dann befinden sich, ehe die Schwingungen beginnen, alle in dieser geraden Linie liegenden Aethertheilchen bald über der geraden Linie, bald sinken sie unter dieselbe hinab, bleiben jedoch im Uebrigen an ihrer Stelle und verändern ihre Entfernung vom leuchtenden Punkte nicht. Dieses Erheben über und Sinken unter der geraden Linie geschieht jedoch nicht bei allen Aethertheilchen zugleich, sondern während ein Theil steigt, sinkt ein anderer Theil, und zwar so, daß in jedem Augenblicke die Lage der Aethertheilchen eine solche ist, daß sie sich auf einer geschwängelten Linie befinden, die die gerade Linie sehr oft, aber in immer gleichen Entfernungen durchschneidet und um gleiche Stücke sich über die gerade Linie erhebt und unter dieselbe hinabgeht. Ein Bild davon liefert eine schwingende Darmsaite, welche man an mehreren gleich weit von einander entfernten Punkten

festgemacht hat. Eine solche bildet in jedem Augenblicke eine geschlängelte Linie, wie sie eben beschrieben ist.

Auf so einer geschlängelten Linie oder Wellenlinie befinden sich nun die Aethertheilchen in jedem Augenblicke. Die Wellenlinie verändert auch ihre Gestalt nicht, wohl aber ihre Lage. Sie scheint nämlich von Moment zu Moment fortzurücken; ich sage, sie scheint, denn nicht die Aethertheilchen sind es, die fortrücken, diese schwingen jedes an seiner ursprünglichen Stelle auf und nieder; aber die Wellenlinie, welche die gegenseitige Lage der Aethertheilchen angibt, bewegt sich vorwärts. Betrachtet man die Wellen des Meeres, so bemerkt man auch eine fortschreitende Bewegung, aber auch hier sind es nicht die einzelnen Wassertheile, die sich vorwärts bewegen; denn ein auf dem Wasser schwimmender Gegenstand bewegt sich nicht vorwärts, sondern tanzt nur an derselben Stelle auf und nieder, dagegen die wellenförmige Figur der Wasseroberfläche rückt vorwärts und bringt den Eindruck der Wellenbewegung hervor. Gerade so hat man sich die Bewegung der Aethertheile zu denken; nur was im Wasser in der Fläche vor sich ging, übertragen wir bei der Aetherbewegung auf die Linie und bemerken zugleich, daß das, was von einer Linie oder Richtung gilt, nun auf alle möglichen Richtungen, in denen das Licht sich eben fortpflanzt, übertragen werden muß.

Halten wir jetzt wieder eine der Richtungen fest und zugleich die Lage der Wellenlinie in irgend einem bestimmten Augenblicke. Jetzt lassen wir die Wellenlinie fortrücken. Dann rücken zugleich auch die Durchschnittspunkte der Wellenlinie mit der geraden Linie auf letzterer vorwärts. Nun halten wir wieder die Linie fest, in welcher die Durchschnittspunkte der zweiten Lage die nächstfolgenden in der ersten Lage erreicht haben. Alsdann ist die zweite Lage der Wellenlinie der ersten gerade entgegengesetzt; jedem Wellenberge der einen entspricht ein Wellenthal der anderen. Lassen wir nun die Wellenlinie noch weiter fortrücken, bis wieder eine Lage eintritt, in welcher die Durchschnittspunkte der neuen Lage mit denen der ersten zusammenfallen, dann decken sich sowohl die Wellenberge, als auch die Wellenthäler. Also die neue Lage der Wellenlinie ist der ersten vollständig gleich. In diesem Augenblicke haben alle Aethertheilchen eine ganze Schwingung vollendet; sie sind einmal hin- und wieder zurückgegangen, und jedes befindet sich gerade an demselben Punkte, an welchem es sich in dem zuerst betrachteten Momente befand. Die Länge des Weges nun, welche die Wellenlinie während dieser Zeit, also während einer Schwingungsdauer der Aethertheilchen, durchläuft, nennt man die Wellenlänge, sie ist gleich der Schwingungsdauer multipliziert mit der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit und drückt zugleich den Weg aus, den das Licht während einer Schwingungsdauer durchläuft. Je zwei Aethertheilchen also, die um eine ganze Wellenlänge von einander entfernt sind, befinden sich in ganz gleichen Schwingungs-Zuständen, d. h. sie befinden sich auf derselben Seite

der geraden Linie und in gleichen Entfernungen von ihr, und bewegen sich nach derselben Richtung, beide gehen entweder nach oben oder nach unten. Je zwei Aetherswellen dagegen, die nur eine halbe Wellenlänge von einander entfernt sind, befinden sich in entgegengesetzten Schwingungs-Zuständen, d. h. sie befinden sich in gleicher Entfernung von der geraden Linie, aber auf entgegengesetzten Seiten derselben, und bewegen sich nach entgegengesetzten Richtungen; geht das eine hinauf, so geht das andere hinunter. Die Wellenlänge ist zwar eine sehr kleine Größe, jedoch nicht so, daß sie sich ganz den Beobachtungen entzogen hätte. Nach Fraunhofer's Bestimmung beträgt sie beim weißen Licht 0,000211 Pariser Zoll.

Halten wir noch immer die so eben betrachtete gerade Linie fest (die nichts Anderes ist als ein Lichtstrahl), welche eine von den unzähligen Richtungen der Fortpflanzung des Lichts bildet; denken wir uns aber auf dieser Geraden zwei leuchtende Punkte; dann gehen von jedem von beiden Aetherschwingungen aus, und die Bewegung (d. h. Erleuchtung) irgend eines Punktes auf denselben Geraden wird sich aus den von den beiden leuchtenden Punkten ausgehenden Bewegungen zusammensetzen. Haben nun die beiden Punkte eine Entfernung, welche einer halben Wellenlänge gleich ist, so sind die von ihnen ausgesandten Bewegungen einander gerade entgegengesetzt, sie werden sich daher gegenseitig vernichten; es wird keine Bewegung hervorgebracht werden, also Dunkelheit stattfinden. Dasselbe findet auch noch statt, wenn die Entfernung der beiden leuchtenden Punkte ein ungerades Vielfache einer halben Wellenlänge ist (d. h. wenn sie 3, 5, 7 u. s. w. mal so groß ist, als eine halbe Wellenlänge). Sind dagegen die beiden leuchtenden Punkte um eine ganze Wellenlänge von einander entfernt, so sind die beiden ausgesandten Bewegungen einander ganz gleich, sie werden also sich gegenseitig verstärken, und wenn beide leuchtende Punkte gleiche Lichtintensität besitzen, so wird irgend ein Punkt doppelt so starke Erleuchtung empfangen, als einer der beiden leuchtenden Punkte allein ihm mitgetheilt haben würde. Dasselbe gilt auch, wenn die Entfernung irgend ein Vielfaches der Wellenlänge ist (d. h. 2, 3, 4 u. s. w. mal so groß ist, als eine ganze Wellenlänge), oder was dasselbe ist, wenn sie einem geraden Vielfachen einer halben Wellenlänge gleich ist.

Hält man nun einen der beiden leuchtenden Punkte fest, läßt aber den andern auf der geraden Linie vorrücken, so wird die Erleuchtung irgend eines Punktes der Geraden periodisch ab- und zunehmen. Ist z. B. die Entfernung beider Punkte zuerst einer halben Wellenlänge gleich, so findet völlige Dunkelheit statt, jezt entfernt sich der eine leuchtende Punkt von dem andern, dann nimmt die Erleuchtung zu, bis die Entfernung einer ganzen Wellenlänge gleich geworden ist; rückt der leuchtende Punkt noch weiter, so nimmt die Erleuchtung wieder ab und verschwindet wieder ganz, wenn die Entfernung der beiden leuchtenden Punkte so groß ist wie drei halbe Wellenlängen u. s. w.

Diese Gesetze, welche also zeigen, daß zwei leuchtende Punkte sich durchaus nicht immer in ihren Wirkungen gegenseitig verstärken, was mit der Beobachtung vollkommen übereinstimmt, bezeichnet man mit dem Namen der *Interferenz des Lichts*. Sie gelten auch noch, und das ist sehr wichtig, weil dieser Fall am häufigsten zur experimentellen Prüfung kommt, wenn die Fortpflanzungs-Richtungen der von beiden leuchtenden Punkten ausgehenden Bewegungen (mit anderen Worten die beiden Lichtstrahlen) nicht in eine gerade Linie zusammenfallen, sondern zwei sehr wenig gegen einander geneigte gerade Linien bilden; in welchem Falle sich die Interferenz-Gesetze natürlich nur auf die Erleuchtung des Durchschnittspunkts der beiden Lichtstrahlen beziehen.

Unter den Erscheinungen, welche die Undulations-Theorie auf's Befriedigendste erklärt, sind die *Diffractions- oder Beugungs-Erscheinungen* von besonderem Interesse, weil die Theorie hier in der That das zu leisten vermag, was man von einer richtigen Theorie zu fordern berechtigt ist, daß sie a priori die Erscheinung vorher sagt, wenn die Bedingungen, unter welchen sie zu Stande kommen soll, gegeben sind. Erhöht wird dieses Interesse noch dadurch, daß alles Sehen, sei es mit bewaffnetem oder unbewaffnetem Auge, sich uns unter der Form einer Diffractions-Erscheinung darbietet. Unter Diffractions-Erscheinungen versteht man nämlich diejenigen Erscheinungen, welche entstehen, wenn das Licht sich nicht ungehindert nach allen Richtungen fortpflanzen kann, sondern diese Fortpflanzung zum Theil durch undurchsichtige Körper aufgehalten wird. Es ist nun leicht ersichtlich, daß bei allem Sehen dieser Fall wirklich eintritt; denn bei bewaffnetem Auge wird dem Lichte nun durch das Objektiv des Fernrohrs oder Mikroskops der Durchgang gestattet und auch von den hier durchgehenden Strahlen werden noch viele von der Blendung, einem geschwärzten, mit einer kreisförmigen Oeffnung versehenen Schirme, welcher im Brennpunkte jedes Fernrohrs oder Mikroskops angebracht ist, aufgehalten. Bei dem unbewaffneten Auge vertritt die Regenbogenhaut (Iris) die Stelle dieses Schirmes; sie ist undurchsichtig und verstatet dem Lichte nur durch eine kreisförmige Oeffnung, Pupille genannt, Durchgang. Jede sich uns darbietende Lichterscheinung ist also eigentlich eine Diffractions-Erscheinung.

Die erste Wahrnehmung von Diffractions-Erscheinungen machte man an dem Schatten, welchen undurchsichtige Körper werfen. Diese wurden zuerst vom Pater Grimaldi 1666, dann von Hooke 1670 und am genauesten von Newton beobachtet. Letzterer ließ durch eine kleine Oeffnung Sonnenlicht in eine dunkle Kammer treten und ließ den Schatten verschiedener Gegenstände mittelst eines geölten Papiers oder einer mattgeschliffenen Glasplatte auf. Dann erschienen sowohl innerhalb des Schattens, als auch außerhalb an dessen Rande farbige Streifen, deren gegenseitige Entfernungen Newton maß und auf experimentellem Wege gewisse Gesetze feststellte, welche sich auf die gegenseitigen Entfernungen der auffangenden Glasplatte, des Schatten werfenden Körpers und des

leuchtenden Punktes bezogen. Die Emanations-Theorie konnte ihm aber so gut wie gar keine Auskunft über den Grund dieser Erscheinungen und Gesetze geben. Young war der Erste, welcher mittelst der Undulations-Theorie diese Erscheinungen zu erklären versuchte. Es gelang ihm auch, eine Erklärungsweise zu finden, welche allen bis dahin gemachten Beobachtungen Genüge that. Er nahm nämlich an, daß der Schatten werfende Körper am Rande Licht reflektire, und daß diese reflektirten Strahlen, verbunden mit den ursprünglichen Strahlen des Lichtpunktes, durch Interferenz die Farbenercheinungen hervorbringen. Obgleich, wie gesagt, diese Erklärungsweise den vorhandenen Beobachtungen genügte, so war sie nichts desto weniger doch nicht richtig. Dies konnte aber erst zu Tage kommen, als man Mittel fand, genauere Beobachtungen anzustellen. Dies geschah durch *Fresnel*. Als *Fresnel* sich ebenfalls mit diesen Erscheinungen beschäftigte, fand er, daß man das Bild, anstatt es auf geöltem Papier oder einer mattgeschliffenen Glastafel aufzufangen, unmittelbar durch eine Lupe oder ein Mikroskop betrachten könne. Die Lupe nämlich dient ebenso wie eine mattgeschliffene Glastafel dazu, Lichtpunkte, welche durch *convergirende* Lichtstrahlen entstehen, dem Auge sichtbar zu machen, welches unmittelbar nur *divergirende* oder *parallele* Lichtstrahlen sehen kann. Diese Bemerkung setzte ihn in den Stand, einen Apparat herzustellen, welcher viel genauere Beobachtungen erlaubte; denn nun konnte er das Fadencross des Mikroskops genau auf die zu beobachtenden Punkte einstellen und maß die Entfernungen mehrerer solcher Punkte von einander an den erfolgten Verschiebungen des Mikroskops, welche Verschiebungen wieder sich durch Mikrometer-schrauben und ähnliche Einrichtungen viel genauer bestimmen ließen, als man früher auf dem Papier oder der Glastafel messen konnte. Auf diese Weise erhielt *Fresnel* viel genauere Beobachtungen, als alle seine Vorgänger, und nun trat sofort die Unrichtigkeit der *Young'schen* Erklärungsweise an den Tag, indem diese genaueren Beobachtungen mit jener Theorie nicht mehr übereinstimmten.

*Fresnel* benutzte nun ein schon von *Huyghens* aufgestelltes, das sogenannte *Huyghens'sche* Prinzip. Dieses sagt aus, daß man bei der Bewegung einer Welle *A* von dem die Bewegung erregenden, leuchtenden Punkte *a* gänzlich abstrahiren könne, und die Bewegung, welche irgend ein Punkt *c* der Welle *A* erfährt, als das Resultat der Bewegungen, welche sämtliche Punkte einer früheren Welle *B* (die aber von demselben Punkte *a* ausgegangen sein muß) jenem Punkte *c* mittheilen, ansehen könne. Diesen Grundsatz verfolgend und mit ihm die Lehre von der Interferenz wenig geneigter Strahlen verbindend, bewies *Fresnel*, daß, wenn das Licht (d. h. die Bewegung des Aethers) sich nach allen Richtungen ungehindert fortpflanzen kann, dann die Bewegung (Erleuchtung) irgend eines Punktes *c* nur von einem ganz kleinen Theil der früheren Welle *B* herrührt, daß also die von allen anderen Theilen der Welle *B* herrührenden Bewegungen sich gegenseitig vernichten und aufheben. Ver-

bindet man nämlich den leuchtenden Punkt *a* mit dem Punkte *c*, dessen Erleuchtung man untersucht, durch eine gerade Linie und bemerkt den Punkt *d*, in welchem diese Gerade die Welle *B* durchschneidet, so ist es nur ein kleines kreisförmiges Stück um diesen Durchschnittpunkt *d* herum, welches die Erleuchtung von *c* hervorbringt. Man erhält die Peripherie dieses kleinen kreisförmigen Stückes, wenn man diejenigen Punkte der Welle *B* aufsucht, welche von *c* um eine halbe Wellenlänge weiter entfernt sind, als der Durchschnittpunkt *d*. Der Halbmesser dieses kleinen Kreises auf der Welle *B* um den Durchschnittpunkt *d* herum wird daher auch ungefähr einer halben Wellenlänge gleich sein. Die von den übrigen Theilen der Welle *B* ausgehenden Bewegungen heben sich gegenseitig auf und bringen keine Wirkung im Punkte *c* hervor. Das eben Gesagte gilt jedoch nur, wenn die Bewegung der Welle *B* sich nach allen Richtungen ungehindert fortpflanzen kann.

Wenn dies nun aber nicht der Fall ist, sondern die Welle *B* irgend wie an einen undurchsichtigen Körper anstößt, sei dies nun ein Körper, an dessen Rande das Licht vorbeigehen kann, oder ein Schirm, der dem Lichte nur durch eine Oeffnung den Durchgang gestattet, so muß man alle diejenigen Theile der Welle *B* in Rechnung ziehen, welche durch den undurchsichtigen Körper nicht gehindert werden, ihre Bewegung fortzupflanzen. Indem Fresnel diese Betrachtungen anstellte, erweiterte er zugleich den Begriff der Diffraktions-Erscheinungen, den man bis dahin nur auf die an den Schatten sich zeigenden Farben-Erscheinungen bezogen hatte. Er stellte auch mit den oben genannten Schirmen, denen er mannigfach gestaltete Oeffnungen gab, scharfe Beobachtungen an und fand auch durch diese die Richtigkeit seiner Theorie bestätigt.

Wir wollen nun im Folgenden die Vorstellung festhalten, daß sich zwischen dem leuchtenden Punkte und dem Auge ein undurchsichtiger Schirm mit einer Oeffnung befinde. Dann haben wir bis jetzt nur über die Erleuchtung solcher Punkte gesprochen, welche sich zwischen dem Auge und dem Schirme befinden, so daß der leuchtende Punkt und das Diffraktions-Bild auf entgegengesetzten Seiten des Schirmes liegen. Die Erleuchtung eines jeden Punktes dieses Bildes rührt her von Strahlen, welche in einem Punkte convergiren. Das Bild kann daher weder mit dem bloßen Auge, noch mit einem Fernrohre gesehen werden, sondern muß entweder mittelst einer mattgeschliffenen Glasplatte oder eines geölten Papiers aufgefangen, oder aber durch ein Mikroskop betrachtet werden. Es hat aber auch einen Sinn, von der Erleuchtung solcher Punkte zu sprechen, welche mit dem leuchtenden Punkt auf derselben Seite des Schirmes liegen. Denken wir uns nämlich wieder die früher betrachtete Welle *B* so liegend, daß sie der Schirm berührt, so senden alle innerhalb der Oeffnung liegenden Punkte dieser Welle auf der dem Auge zugewandten Seite des Schirmes Lichtstrahlen nach allen Richtungen aus. Unter diesen befinden sich natürlich auch *divergirende*. Faßt man nun



ein Bündel solcher divergirenden Strahlen zusammen, die rückwärts verlängert (also auf der dem leuchtenden Punkte zugewandten Seite des Schirmes) sich in einem Punkte vereinigen, so wird solch ein Strahlenbündel in dem bloßen oder mit einem Fernrohr bewaffneten Auge den Eindruck eines Lichtpunktes hervorbringen, welcher auf der dem leuchtenden Punkte zugewandten Seite des Schirmes zu liegen scheint. Solcher rückwärts verlängert in einem Punkte sich vereinigender Strahlenbündel gibt es nun unzählig viele; jedes bringt im Auge den Eindruck eines Lichtpunktes hervor, und eines derselben hat den leuchtenden Punkt selbst zu seinem Vereinigungspunkte. Alle diejenigen, auf diese Weise hervorgebrachten Lichtpunkte, welche gleiche Entfernung vom Auge haben, kann das Auge zugleich sehen; der Complex derselben erscheint daher wie ein Bild. Betrachtet man also einen leuchtenden Punkt durch eine in einem undurchsichtigen Schirme befindliche Oeffnung, entweder mit dem bloßen Auge oder mit einem Fernrohre, so sieht man um den leuchtenden Punkt herum ein Bild, dessen Gestalt und Licht-Nüancen von der Gestalt der Oeffnung abhängig sein werden, da die letztere die Lage und Begrenzung der Strahlenbündel, welche das Bild hervorbringen, bedingt.

Wir müssen also zwei verschiedene Arten von Diffraktions-Erscheinungen unterscheiden: 1) diejenigen, bei welchen der leuchtende Punkt und das Bild auf entgegengesetzten Seiten des Schirmes liegen. Diese nennt man *Fresnel'sche* Diffraktions-Erscheinungen, da Fresnel sie hauptsächlich zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat. Bezeichnender nennt man sie auch *mikroskopische* Diffraktions-Erscheinungen, weil sie nur mit einem Mikroskope gesehen werden können; 2) diejenigen Diffraktions-Erscheinungen, bei denen der leuchtende Punkt und das Bild auf derselben Seite des Schirmes liegen. Diese wurden besonders von *Fraunhofer* untersucht; man nennt sie daher *Fraunhofer'sche* Diffraktions-Erscheinungen, oder bezeichnender *teleskopische* Diffraktions-Erscheinungen, weil sie mittelst eines Fernrohres, nicht aber mit einem Mikroskop gesehen werden können. Wie schon oft erwähnt, kann man bei der ersten Art dem Mikroskop eine mattgeschliffene Glasplatte oder ein geöltes Papier, und bei der zweiten Art dem Fernrohre das bloße Auge substituiren. Da man sowohl mit dem bloßen Auge, als auch mit dem Fernrohre nur solche Punkte zu gleicher Zeit deutlich sehen kann, welche gleichweit vom Auge entfernt sind, so liegt das teleskopische Diffraktions-Bild in einer auf der Gesichtslinie senkrechten Ebene. (Eigentlich auf der Oberfläche einer Kugel, deren Mittelpunkt im Auge ist; da aber das Bild nur sehr klein ist, so wird das Stückchen Kugeloberfläche einer Ebene gleich.) Von diesen *Fraunhofer'schen* oder *teleskopischen* Diffraktions-Erscheinungen soll jetzt allein die Rede sein, und zwar von denjenigen unter ihnen, bei denen der leuchtende Punkt in der Ebene des Bildes liegt. Man wird, um diese zu erhalten, das Fernrohr so einstellen, daß man nach Hinweg-

nahme des Schirmes den leuchtenden Punkt deutlich sieht. (Diejenigen teleskopischen Diffraktions-Erscheinungen, bei denen die Ebene des Diffraktions-Bildes nicht durch den leuchtenden Punkt hindurch geht, die also entstehen werden, wenn man das Fernrohr so einstellt, daß man nach Hinwegnahme des Schirmes den leuchtenden Punkt nicht deutlich sieht, sind noch fast gar nicht beobachtet und theoretisch untersucht.)

Bei diesen Erscheinungen hat man mittelst der mathematischen Analyse die Aufgabe vollständig gelöst, aus der gegebenen Deffnung des Schirmes die Gestalt und Licht-Nüancen des Diffraktions-Bildes zu bestimmen. Sie sind auch die prachtvollsten unter allen Diffraktions-Erscheinungen und gewähren bisweilen einen überraschend schönen Anblick.

Bei allen diesen Diffraktions-Bildern ergiebt sich aus der Theorie, übereinstimmend mit der Beobachtung, das Gesetz, daß die Ausdehnung des Diffraktions-Bildes desto größer, zugleich aber auch seine Helligkeit desto schwächer ist, je kleiner die Deffnung im Schirme. Umgekehrt wird das Diffraktions-Bild desto kleiner, zugleich aber auch desto heller, je größer man die Deffnung macht. Uebersteigt die Größe der Deffnung des Schirmes eine gewisse Grenze, so schrumpft das Diffraktions-Bild so zusammen, daß man nichts mehr von ihm bemerken kann, sondern nur den leuchtenden Punkt in ungeschwächter Helligkeit sieht. Dies ist der Grund, warum man beim Sehen mit bloßem oder bewaffnetem Auge für gewöhnlich keine Diffraktions-Erscheinungen sieht; weil nämlich sowohl die Pupille des Auges, als auch die Blendungen in den Fernröhren zu große Deffnungen sind. Es macht sich hier in dem Bau des menschlichen Auges eine unverkennbare Zweckmäßigkeit bemerkbar, denn wäre die Pupille kleiner, so würde durch die Uebereinanderlagerung der verschiedenen, dann entstehenden Diffraktions-Bilder alles deutliche Sehen vernichtet werden.

Bei der mathematischen Bestimmung der Diffraktions-Erscheinungen, so wie aller Lichterscheinungen, geht man nicht sowohl von dem weißen Sonnenlichte, als vielmehr von dem einfarbigen Lichte aus. Das weiße Sonnenlicht ist nämlich nicht einfarbig, sondern besteht aus der Zusammensetzung aller Farben, in welche man es durch das Prisma zerlegen kann. Jeder Farbe kommt, wie oben erwähnt, eine bestimmte Schwingungsdauer der Aether-Theilchen, also auch eine bestimmte Wellenlänge, zu; bei dem weißen Licht ist dies nicht der Fall, vielmehr sind in demselben alle Farben, also auch alle möglichen Wellenlängen enthalten. Der oben angeführte Werth der Wellenlänge beim weißen Licht ist nur der mittlere Werth aller in weißem Lichte enthaltenen Wellenlängen.

Bei allen Lichterscheinungen kommt es auf die Bestimmung der Intensität des Lichtes an jeder Stelle der Erscheinung an. Nun haben wir schon oben bei der Betrachtung der Interferenz gesehen, daß häufig ein periodisches Ab- und Zunehmen der Intensität stattfindet. Dieses ist eine charakteristische Eigenschaft der weißen Lichterscheinungen; und findet auch bei den Diffraktions-

Erscheinungen statt. Auch kommt es hier häufig vor, daß die Intensität des Lichtes an einigen Stellen ganz verschwindet, wodurch dunkle Punkte oder Linien in dem Bilde entstehen. Solche dunkle Stellen folgen in Zwischenräumen auf einander, deren Größe von der Wellenlänge der angewandten Farbe abhängig ist. Da nun die verschiedenen Farben verschiedene Wellenlängen haben, so werden auch die Zwischenräume zwischen den dunkeln Stellen bei verschiedenen Farben von verschiedener Größe sein. Eins der einfachsten Diffraktions-Bilder entsteht, wenn die Oeffnung des Schirmes ein Rechteck ist; das Bild ist dann ein rechtwinkliches Kreuz, dessen beide Arme oder Balken senkrecht auf den Seiten des Rechtecks stehen. Das Bild ist außerdem von dunkeln geraden Linien durchzogen, welche mit den beiden Curven parallel laufen. Bringt man nun ein solches Bild mit blaue m Lichte hervor, so wird dasselbe ganz von blauer Farbe sein, welche an Helligkeit von Stelle zu Stelle ab- und zunimmt und in den erwähnten dunkeln Linien ganz verschwindet. Die Begrenzung des Bildes ist keine genau bestimmte, sondern entsteht dadurch, daß die Helligkeit desselben in den von dem leuchtenden Punkte weiter entfernten Stellen immer mehr und mehr abnimmt, bis sie zuletzt so schwach wird, daß sie keinen Licht-Eindruck mehr hervorbringt. Bringt man jetzt dasselbe Bild mit gelb e m Lichte hervor, indem man sonst alle Umstände dieselben sein läßt, so entsteht ein gelbes Diffraktions-Bild, welches dem vorigen blauen ganz ähnlich ist, nur werden irgend zwei Stellen des gelben Bildes eine andere Entfernung von einander haben, als die entsprechenden Stellen des blauen Bildes; namentlich werden die dunkeln Linien andere Entfernungen von einander haben, weil nämlich die Wellenlänge des gelben Lichts von der des blauen Lichtes verschieden ist. Denken wir uns jetzt eine Lichtquelle, welche zugleich blaues und gelbes Licht, aber keine andere Farbe giebt; dann geht von jeder dieser beiden Farben ein besonderes Diffraktions-Bild aus. Diese beiden Diffraktions-Bilder legen sich übereinander und decken sich in ihren Mittelpunkten (an der Stelle des leuchtenden Punktes), aber an jeder andern Stelle nicht; die dunkeln Linien des blauen Bildes werden daher jetzt gelb erscheinen und ebenso die dunkeln Linien des gelben Bildes blau. Zwischen beiden werden sich alle Nüancen von Gelb und Blau zusammen, d. h. Grün, zeigen, welches bald mehr in's Blaue, bald mehr in's Gelbe spielen wird, je nachdem die Intensität des blauen oder die des gelben Lichtes an jeder Stelle die größere ist.

Beim weißen Licht, welches nun alle Farben enthält, werden sich alle einzelnen Farben übereinander legen, indem von jeder Farbe ein besonderes Diffraktions-Bild abhängt, welche Diffraktions-Bilder sich alle übereinander legen, aber nur in ihren Mittelpunkten decken. Der Mittelpunkt erscheint daher stets weiß; aber an allen anderen Stellen zeigen sich die verschiedensten Farben-Nüancirungen. Kennt man nun das Gesetz, wie beim einfarbigen Licht die Lage und gegenseitigen Entfernungen der helleren und dunkleren Stellen

des Bildes von der Wellenlänge abhängig sind, so kann man ermitteln, welche Intensität jeder einzelnen Farbe an einer und derselben Stelle zukommt und daraus nach einer schon von Newton gegebenen Regel diejenige zusammengesetzte Farbe finden, welche sich beim weißen Licht wirklich an dieser Stelle zeigt.

Auf diese Weise ist es zu verstehen, wie eine einzige mathematische Formel ein ganzes, bisweilen höchst complicirtes Diffraktions-Bild darstellen kann. Eine solche Formel drückt nämlich nichts Anderes aus, als wie die Intensität des Lichtes an irgend einer Stelle des Bildes abhängig ist 1) von der Lage der Stelle in Bezug auf den leuchtenden Punkt; 2) von der Größe und Gestalt der Oeffnung des Schirmes; 3) von der Wellenlänge der in Betracht kommenden Farbe; und dies ist in der That hinreichend, um mit Berücksichtigung der erwähnten Newton'schen Regel über die Zusammenfegung der Farben das ganze Diffraktions-Bild mit allen Farben wirklich hinzuzzeichnen.

Ich gehe jetzt zu der Beschreibung einiger Diffraktions-Bilder über und nehme zuerst an, die Oeffnung des Schirmes sei ein Parallelogramm. Für einen speciellen Fall davon, wenn nämlich das Parallelogramm ein Rechteck ist, habe ich die Erscheinung schon beschrieben. Für ein schiefwinkliches Parallelogramm ist das Bild ganz ähnlich: ein schiefes Kreuz, dessen beide Arme senkrecht auf den Seiten des Parallelogramms stehen. Beim einfarbigen Licht ist dieses Kreuz von dunklen Linien durchzogen, welche mit den beiden Kreuzbalken parallel laufen, und zwar haben je zwei auf einander folgende dunkle Linien eine Entfernung, welche gleich ist der Wellenlänge, dividirt durch diejenige Seite des Parallelogramms, auf welcher die Linien senkrecht stehen. Nur durch den Mittelpunkt des Bildes gehen keine solche Linien; in der Mitte haben daher beide Linien-Paare die doppelte Entfernung wie die übrigen Linien-Paare.

Betrachten wir jetzt den speciellen Fall, in welchem das Parallelogramm der Oeffnung ein Rechteck ist, noch etwas weiter und nehmen wir an, dessen längere Seite stehe vertikal. Denken wir jetzt, daß die längere, vertikale Seite des Rechtecks immer größer werde, und zugleich die kürzere, horizontale Seite immer kleiner, so geht zuletzt das Rechteck in einen engen vertikalen Spalt über. Im Diffraktions-Bilde wird dagegen der horizontale Arm an Ausdehnung gewinnen, während der vertikale Arm ganz zusammenschrumpft; macht man nun den Spalt eng und lang genug, so verschwindet der vertikale Arm gänzlich und es bleibt nur eine von dunklen Punkten unterbrochene Lichtlinie übrig.

Statt eines leuchtenden Punktes kann man auch eine leuchtende Linie anwenden; eine solche kann man sich als ein Aggregat von unendlich vielen leuchtenden Punkten denken; jeder derselben liefert ein Diffraktions-Bild und das Aggregat aller dieser wird die durch die leuchtende Linie hervorbrachte Diffraktions-Erscheinung geben. Nehmen wir nun an, die leuchtende Linie

stehe vertikal, und betrachten wir dieselbe durch unsern vertikalen Spalt, so liefert jeder Punkt der leuchtenden Linie als Diffraktions-Bild eine horizontale Lichtlinie; das Aggregat derselben wird daher ein horizontaler heller Streifen sein, dessen Breite der Länge der leuchtenden Linie gleich ist; und da jede der Lichtlinien von dunklen Punkten unterbrochen war, so wird jetzt der helle Streifen von vertikalen dunklen Linien durchzogen sein, deren Entfernung von einander gleich ist der Wellenlänge, dividirt durch die Breite des Spalts.

So wird sich die Erscheinung beim einfarbigen Licht zeigen; wendet man dagegen weißes Licht an, so werden sich die bei jeder Farbe entstehenden dunklen Linien nicht decken, da ihre Entfernungen der Wellenlänge jeder Farbe proportional sind; mithin werden sich beim weißen Lichte keine dunklen Linien zeigen, sondern der helle Streifen, welcher das Diffraktions-Bild bildet, wird wie ein farbiges Band erscheinen, dessen Farben auf beiden Seiten der leuchtenden Linie symmetrisch liegen. Die leuchtende Linie selbst aber erscheint weiß, wie immer.

Es sei zweitens die Oeffnung im Schirme ein Dreieck. Alsdann ist das Diffraktions-Bild ein Stern mit sechs Strahlen, welche den drei Höhen des Dreiecks (d. h. den drei Perpendikeln, welche aus den Spitzen des Dreiecks auf die gegenüberliegenden Seiten gefällt werden können) parallel sind. Auf beiden Seiten des gemeinschaftlichen Durchschnittspunkts der Strahlen ist in jedem Strahle die Intensität des Lichtes symmetrisch vertheilt; dunkle Linien zeigen sich hier nicht.

Als letztes Beispiel wollen wir noch den Fall betrachten, wenn die Oeffnung im Schirme ein Kreis ist. Das Diffraktions-Bild ist alsdann eine kreisförmige Scheibe, umgeben von mehreren concentrischen Ringen, die durch dunkle Ringe von der mittleren Scheibe getrennt sind. Beim weißen Licht verschwinden wieder die dunklen Ringe und farbige treten an ihre Stelle. Diese Diffraktions-Erscheinung ist in doppelter Hinsicht wichtig geworden. Einmal dadurch, daß Fraunhofer sie vorzüglich bei seinen Messungen benutzt hat, weil sich eine kreisförmige Oeffnung am genauesten mechanisch herstellen läßt. Unter andern hat er aus den hierbei angestellten Beobachtungen den oben angegebenen Werth für die Wellenlänge abgeleitet. Zweitens ist diese Diffraktions-Erscheinung wichtig geworden, weil sie eine Erscheinung bei den Fernröhren erklärt, daß nämlich die Fixsterne, namentlich bei Anwendung starker Vergrößerungen, nicht als leuchtende Punkte, sondern als Scheiben erscheinen. Die in dem Fernrohre angebrachte Blendung bringt nämlich, besonders bei starken Vergrößerungen, eine Diffraktions-Erscheinung hervor, und wenn auch nie die Ringe sichtbar werden, so ist die Blendung doch oft klein genug, um die mittlere Scheibe zu zeigen. Daß übrigens dieses scheibenförmige Ansehen der Fixsterne nicht, wie bei den Planeten, wirklich, sondern nur eine optische Täuschung ist, geht daraus hervor, daß die Scheibe desto kleiner wird

und sich desto mehr einem Punkte nähert, je größer man die Oeffnung macht, bei gleichbleibender Vergrößerung.

Ich gehe nun noch zu den Erscheinungen über, welche entstehen, wenn in dem Schirme sich mehrere Oeffnungen befinden. Diese sind bedeutend mannigfaltiger und complicirter. Sind dabei die Oeffnungen von gleicher Gestalt und Größe und herrscht eine gewisse Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage, so finden einfache Gesetze statt. Ich will diese an einem einfachen Falle, welcher zugleich Gegenstand ausgedehnter Beobachtungen geworden ist, erläutern. Wir haben oben die Diffraktions-Erscheinung kennen gelernt, welche entsteht, wenn man eine vertikale leuchtende Linie einfarbigen Lichtes durch einen vertikalen Spalt betrachtet, und gefunden, daß sie sich zeigt als ein heller Streifen, durchzogen von vertikal stehenden dunkeln Linien, zwischen welchen, von einer dunkeln Linie zur nächsten, die Helligkeit stetig zu- und wieder abnimmt. Wir wollen jetzt annehmen, wir hätten in dem Schirme mehrere dem früheren vollkommen gleiche Spalte, alle parallel in vertikaler Richtung stehend, so daß ihre unteren Enden in gleicher Entfernung von einander auf einer horizontalen geraden Linie liegen. Alsdann ist die Grundform des Diffraktions-Bildes die nämliche, wie bei dem einfachen Spalt, aber die Helligkeit um das Quadrat der Anzahl der Oeffnungen vergrößert. Also bei zwei Spalten ist die Helligkeit des Bildes viermal, bei drei Spalten neunmal, bei zehn Spalten hundertmal so stark, als bei einem Spalt. Diese Grundform des Bildes und die bei ihr stattfindenden Maxima und Minima der Intensität nennt man Spectra der ersten Klasse. Innerhalb dieser Grundform treten nun aber Veränderungen auf. Nämlich geht man von der Mittellinie, die der leuchtenden Linie entspricht, aus, so befinden sich auf beiden Seiten in gleichen Entfernungen von der Mittellinie schmale Stellen, in welchen die um das Quadrat der Anzahl der Spalte verstärkte Helligkeit des einfachen Spalts unverändert stattfindet. Diese Stellen werden Spectra der zweiten Klasse genannt und sind, nahe nach der Mitte wenigstens, von bedeutender Helligkeit. Zwischen ihnen ist die Intensität nur schwach und zwar aus einer doppelten Ursache: erstlich nämlich ist die Lichtintensität derjenigen Stellen in diesen Zwischenräumen, die noch wirklich Licht besitzen, an sich schon schwach; zweitens aber sind diese Zwischenräume noch von vertikalen dunkeln Linien durchzogen, deren Anzahl eins weniger beträgt, als die Anzahl der Spalte. Wenn nun viele Spalte vorhanden sind, so folgen diese dunkeln Linien so rasch aufeinander, daß die schwachen Lichtstellen außerordentlich schmal werden. Diese schwachen Lichtstellen, welche zwischen den Spectren zweiter Klasse liegen, werden nun Spectra der dritten Klasse genannt; sie sind aber nur sichtbar, wenn die Anzahl der Spalte sehr gering ist. Schon bei zehn Spalten verschwinden sie fast ganz, und von dem Diffraktions-Bilde bleibt nichts übrig, als die Spectra zweiter Klasse, schmale vertikale Lichtstreifen

in gleichen Entfernungen zu beiden Seiten der ebenfalls hellen Mittellinie. Vergrößert man die Anzahl der Spalte, so rücken diese Lichtlinien weiter auseinander und werden zugleich schmaler. Wendet man jetzt weißes Licht statt des einfarbigen an, so lagern sich zwar auch hier die den einzelnen Farben zugehörigen Bilder übereinander und decken sich in der Mitte, so daß die Mittellinie weiß erscheint, da aber die übrigen Linien so außerordentlich schmal sind, so lagern sich die einzelnen Farben nicht mehr übereinander, sondern nebeneinander, und man erhält also ein Band mit den reinen Farben des Sonnenspectrums.

Fraunhofer hat diese Art von Diffraktions-Erscheinungen, die man auch wohl Gitterfarben nennt, besonders sorgfältig beobachtet und dabei zugleich in der mechanischen Kunst des Theilens Unglaubliches geleistet. Es gelang ihm, Gitter zu verfertigen, bei denen 30,000 Spalte auf die Länge eines pariser Zolles gingen. Er besetzte dazu ein Planglas mit Goldblättchen und radirte auf diesen mittelst der Theilmachine feine Parallellinien ein, wobei die Ritzen die undurchsichtigsten Stellen waren. Bei den Gittern mit 30,000 Linien auf einen pariser Zoll bemerkt Fraunhofer, er könne nicht dafür einstehen, daß alle Linien gleich weit von einander entfernt seien; dagegen behauptete er dies wohl bei Gittern mit 10,000 Linien auf einen pariser Zoll. Diese Theilungen sind so fein, daß sie die Theilungen an den größten und besten astronomischen Instrumenten bedeutend übertreffen.

Bei einer so großen Anzahl von Spalte erscheinen nun die Farben vollständig rein, so daß auch alle die dunkeln Linien hervortreten, welche Fraunhofer in dem Sonnenspectrum entdeckt hat. Diese sogenannten Fraunhofer'schen dunkeln Linien sind wohl von den bisher erwähnten dunkeln Linien zu unterscheiden. Sie werden nicht durch Diffraktion hervorgebracht, sondern sind dem Sonnenlichte eigenthümlich. Jedes ursprüngliche Licht, wie z. B. das des Sirius, zeigt solche Linien, aber jedes andere, so daß sie ein Mittel geben, verschiedene Lichtquellen von einander zu unterscheiden. Außer dem sind sie sehr wichtig, weil sie ein genaues Einstellen erlauben und bestimmte, immer wieder zu findende Stellen im Sonnenspectrum liefern. Aus diesen Beobachtungen Fraunhofer's sind die genauen Bestimmungen der Wellenlängen für die einzelnen Farben hervorgegangen. Man sieht übrigens einige dieser Fraunhofer'schen dunkeln Linien schon bei 40 Spalten, und recht viele bei 200 bis 300 Spalten auf einen Zoll.

Die Modifikationen, welche durch das Dasein mehrerer Oeffnungen in dem Diffraktions-Bilde hervorgebracht werden, sind im Allgemeinen denen sehr ähnlich, die wir so eben an einem einzelnen Beispiele betrachtet haben. Vorausgesetzt wird, daß die Oeffnungen alle von gleicher Größe und Gestalt sind. Ferner müssen sie so geordnet sein, daß die entsprechenden Punkte aller Oeffnungen auf unter sich parallelen und von einander gleich weit entfernten geraden

den Linien liegen, und daß ebenso die gleichnamigen Punkte aller Reihen ebenfalls auf parallelen und gleich weit von einander entfernten Geraden liegen. Dann sind sämtliche Oeffnungen nach zwei verschiedenen Richtungen (die auch auf einander senkrecht sein können) in parallele Reihen geordnet. Eine jede dieser beiden Reihungsrichtungen bringt für sich dieselbe Wirkung hervor, nämlich folgende: Die Grundform des Bildes ist die der einfachen Oeffnung, aber die Helligkeit um das Quadrat der Anzahl sämtlicher Oeffnungen verstärkt. Ist nun diese Anzahl so groß, daß die Spectra dritter Klasse verschwinden, so ist jene Grundform von breiten dunklen Streifen durchzogen, die senkrecht auf der Reihungsrichtung stehen. Verschwinden dagegen die Spectra dritter Klasse nicht, so zeigen sich diese sonst dunklen Streifen schwach erhellt und von dunklen Linien durchzogen, deren Anzahl eins weniger beträgt, als die Anzahl der Oeffnungen in der betreffenden Reihe.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, darüber etwas zu sagen, wie man sich den Anblick der Diffraktionsercheinungen verschaffen kann. Um sie mit bloßen Augen zu sehen, müssen die Oeffnungen sehr klein sein. Man macht sie am besten in sogenanntem Stantol (geschlagenem Zinn), welches man aber, um es handhaben zu können, über eine Papp- oder Metallscheibe kleben muß, die in der Mitte ein Loch hat. Eine kreisförmige Oeffnung erhält man durch einen feinen Stich mit einer Nadel; einen Spalt kann man durch einen Schnitt mit einem scharfen Federmesser hervorbringen; legt man zwei solche mit Spalten versehene Stantolblättchen kreuzweise übereinander, so erhält man ein Parallelogramm' und legt man drei solche übereinander, so bildet sich zwischen den Rändern der Spalte ein Dreieck.

Viel größer können nur die Oeffnungen bei Fernröhren sein. Vergrößert ein solches 20—40 mal, so kann die Oeffnung schon zwei Linien oder etwas mehr im Durchmesser haben; dann sieht man die Erscheinungen sehr ausgedehnt und schön. Es gibt viele kunstreich gearbeitete Apparate, um bequem, sowohl leuchtende Punkte und Linien hervor zu bringen, als auch Schirme mit genau gearbeiteten Oeffnungen leicht an dem Objective des Fernrohres zu befestigen. Allein solche Apparate sind kostspielig und nicht in Jedermanns Händen. Daher will ich beschreiben, wie sich Jeder, dem nur ein Fernrohr zu Gebote steht, und dem es nur darauf ankommt, die Erscheinungen zu sehen, ohne Messungen anstellen zu wollen, alles Nöthige selbst herstellen kann. Ein dunkler Raum ist bei diesen Beobachtungen durchaus nicht nöthig. Zur Hervorbringung eines leuchtenden Punktes kann jeder blank polirte gewölbte Gegenstand dienen, von dem die Sonne reflektirt wird, z. B. ein blanker, glatter, gewölbter Knopf, oder ein Uhrglas, namentlich wenn es inwendig geschwärzt ist; man hat dabei nur darauf zu sehen, daß das reflektirte Sonnenbild möglichst klein ist. Eine leuchtende Linie liefert ebenso ein inwendig geschwärztes Glasröhrchen. Dies sind zwar ganz gut leuchtende Objekte, aber ihre Helligkeit



ist nicht sehr intensiv, daher auch die durch sie erzeugten Diffraktions-Bilder nicht sehr hell. Einen ganz vortreflichen leuchtenden Punkt aber erhält man auf folgende Weise. Man stelle einen gewöhnlichen kleinen Spiegel so auf, daß das reflektirte Sonnenlicht in das Objektiv des Fernrohrs fällt. Man kann dies immer durch Neigen und Drehen des Spiegels leicht erlangen. Vor diesen Spiegel stelle man einen undurchsichtigen Schirm von Papier oder Pappe, oder von welchem Stoffe man will, und mache darin mit einer Nadel ein feines Loch. Je feiner dieses Loch ist, desto besser; das durch dasselbe hindurchtretende Sonnenlicht bildet einen leuchtenden Punkt von ungemeiner Intensität. Ein feiner Spalt liefert ebenso eine leuchtende Linie. Man hat hierbei allerdings das Unangenehme, daß man, da die Sonne am Himmel fortrückt, auch den Spiegel von Zeit zu Zeit nachrücken muß; hat aber das Fernrohr kein Stativ, so kann man auch durch Veränderung seines Standpunktes der Sonne folgen, und darf dann die Stellung des Spiegels nur dann verändern, wenn das reflektirte Sonnenbild zu hoch oder zu niedrig fällt. Auf diese Weise verschafft man sich einen schönen leuchtenden Punkt (oder eine solche Linie). Bevor man nun die Schirme mit den Oeffnungen vor dem Objektive des Fernrohres befestigt, muß man das Okular des Fernrohres so einstellen, daß man den leuchtenden Punkt ganz deutlich sieht. Die Oeffnungen schneidet man am besten in Staniol aus und befestigt die Staniolblättchen auf kreisförmigen Scheiben von dünner Pappe, welche ungefähr die Größe des Objektivs haben. Natürlich muß man in der Mitte dieser Pappscheiben so viel fortschneiden, daß nirgend die Oeffnungen in den Staniolblättchen verdeckt werden. Man kann jetzt diese Pappscheiben an die Fassung des Objektivs mit Wachs ankleben; besser aber verfährt man, wenn man den Deckel einer runden Pappschachtel anwendet, welcher auf das Objektiv hinaufpaßt. Von der Mitte dieses Deckels schneidet man wieder so viel fort, als nöthig ist, und kann nun die Pappscheiben, oder was man sonst zur Hervorbringung von Diffraktions-Erscheinungen anwenden will, in den Deckel hineinlegen und dann denselben auf das Objektiv aufsetzen.

Den Oeffnungen in den Staniolblättchen kann man die verschiedensten Gestalten geben; man kann auch leicht mehrere Oeffnungen ausschneiden. Gitter mit recht vielen Oeffnungen aber lassen sich schwer in Staniol anfertigen. Statt dessen wende man andere Gegenstände an, z. B. Stramin, wie es die Damen bei ihren Stickerien benutzen, ein Stückchen eines Drahtnetzes, wie es bei Sieben gebraucht wird, etwas Musselin, Seidenband u. s. w., auch ein Stück einer Vogelfeder. Man wird über die Farbenpracht der durch diese Gegenstände hervorgebrachten Erscheinungen erstaunt sein. Die zuletzt genannten Gegenstände sind auch bei dem bloßen Auge anzuwenden und geben schon ganz hübsche Bilder, wenn man dadurch nur nach der Flamme eines Kerzenlichtes hinseht, ebenso auch ein mit Hegenmehl (semen lycopodium) bestreutes Glas.

Auch die Augenwimpern bringen bläuelen Diffractions-Erscheinungen hervor; dazu gehören die langen Strahlen, die man häufig von den Straßen-Laternen ausgehen sieht. Oft sieht man im Freien das Sonnenlicht von einem Stückchen Glas, das auf der Erde liegt, reflektirt. Blickt man darauf hin, indem man das Auge zukneift, so erscheint ein artiges Bildchen, das große Aehnlichkeit mit der durch ein Drahtnetz hervorgebrachten Erscheinung hat. Ob auch durch die Pupille allein Diffractions-Erscheinungen erzeugt werden können, ist ungewiß; vielleicht ist das sogenannte Ueberfließen des Lichts, das man an allen sehr hellen Gegenständen, z. B. an der Sonne, dem Vollmonde, dem Sirius wahrnimmt, eine durch die Pupille hervorgebrachte Diffractions-Erscheinung.

## Der Nemterjäger.

(Eine Characterschilderung.)

Meiner Treu, es hat manche große Männer gegeben, die dem Volke geschmeichelt haben, ohne es zu lieben, und es gibt Manche, die es geliebt hat, ohne zu wissen, warum: so daß dasselbe, wenn es liebt und nicht weiß, warum, auch aus keinem besseren Grunde haßt. Wenn daher Coriolan sich nichts daraus macht, ob es ihn liebt oder haßt, so ist das ein Beweis, daß er eine wahre Einsicht in die Beschaffenheit des Volkes hat, und aus edler Selbstvergessenheit läßt er es ihm auch deutlich merken.

(Shakespeare, Coriolan, Act 2, Sc. 2.)

Es ist eine sehr bekannte Figur, welche wir heute unsern Lesern vorstellen wollen, aber dennoch verhehlen wir nicht, daß es schwer ist, sie zu zeichnen. Indem die alten Griechen ihren Proteus dichteten, jenes fabelhafte Wesen, das in den verschiedensten Formen und Gestalten sich darstellt, scheinen sie etwas Aehnliches im Sinne gehabt zu haben, wie unsere modernen Nemterjäger, diesen wuchernden Fuchschwanz in dem verwilderten Garten der amerikanischen Politik. Denn auch die Griechen schon kannten diese Sorte von Leuten; auch sie hatten Republiken, und ihr Souverain war die allmächtige und doch so schwache, knechtische Volksgunst. Auch sie sahen auf ihren Märkten und Gassen jenes bößliche und geschmeidige Wesen mit dem stereotypen, freundlichen Lächeln, mit dem immer bereiten Händeschütteln, das Jedermanns Freund ist und immer die Hände im Geldbeutel hat. Auch hier zeigte sich der Proteus in den verschiedensten Gestalten; in dem geistreichen Athen streute man attisches Salz auf die Popularität, und ein lustiger Scherz, ein auffallender Witz galt oft mehr als Gold und Ruhm. In dem tugendhaft langweiligen Sparta dagegen mußte man eine große Portion schwarzer Suppe essen, und den schweren Diskus wer-

fen können, um die Volksgunst zu erringen. In Athen wurde Aristides in die Verbannung geschickt, weil er der Gerechte hieß, aber der leichtsinnige Alcibiades war der Abgott des Volkes, mehr wegen seiner tollen Streiche, als seiner gewonnenen Schlachten. Dieser Alcibiades ist das treffendste Beispiel eines antiken, eines klassischen Aemterjägers, und die Geschichte, wie er seinem Hunde den Schwanz abschneidet, um in das Gerede der Leute zu kommen, ist für die damaligen Zustände sehr charakteristisch. In Rom, dieser Republik der strengen Formen und hartnäckigen Gewohnheiten, wurde auch die Aemterjägererei mit den ernsthaftesten, feierlichsten Formen umgeben. Der Aspirant mußte sich in einem weißen, schmucklosen Gewande dem Volke zeigen (daher der Name Candidat, d. h. Weißgekleideter) und es um seine Stimme ersuchen. Diese Gewohnheit war so mächtig, daß der größte Ruhm und die ausgezeichnetsten Verdienste von dieser beschämenden Verpflichtung nicht befreien. Shakespeare hat mit seinem bewunderungswürdigen historischen Scharfblicke diese Gebräuche in seinem „Coriolan“ geschildert. Dieser Feldherr kam aus gewonnenen Schlachten als der Retter des Vaterlandes zurück; es wurde ihm das Consulat angetragen, aber er konnte sich der bestehenden Sitte der Aemterjägererei nicht fügen. Brutus sagt von ihm:

„Ich hört' ihn schwören,  
Daß, wollt' er Consul werden, er nie auf dem Markt  
Erschiene, noch das sabenschin'ge Kleid  
Der Demuth anzieh'n würde, noch, wie's üblich,  
Dem Volke seine Wunden zeigen, um  
Sich seinen stinkenden Athem zu erbetteln.“

Als Menenius ihm im Namen des Senates das Consulat anträgt, hören wir folgende Unterredung zwischen Beiden:

M e n e n i u s.

Es ist der Wunsch, Coriolan, des Senats;  
Zum Consul dich zu machen.

C o r i o l a n.

Ich bin ihm  
Mit meinem Leben und mit meinem Dienst  
Für immerdar verpflichtet.

M e n e n i u s.

So ist sonst

Nichts übrig, als daß ihr zum Volke sprecht.

C o r i o l a n.

So bitt' ich euch, daß ihr der Sitte mich  
Für diesmal überhebt; denn ich kann nicht  
Im Candidaten-Rock nackt steh'n, und sie beschwören  
Um meiner Wunden willen mir die Stimme  
Zu geben; habt die Güte, mir die Pflicht,  
So was zu thun, zu erlassen.

M e n e n i u s.

Herr, das Volk  
Muß seine Stimme haben, und es wird  
Kein Jota fahren lassen vom Gebrauch.

Gewiß, das Volk läßt kein Jota fahren vom Gebrauch, weder in Rom noch anderswo. Freilich, in dem alten Rom lag ein richtiger politischer Instinkt diesem Gebrauche zu Grunde. Man wollte die obersten Beamte des Gemeinwesens immer daran erinnern, daß sie ihre Macht nur durch den Willen des Volkes erhalten hätten; der Ruhm der gewonnenen Schlachten, der Lorbeer, die Trophäen und die Triumpbzüge sollten sich vor der Allmacht des Volkes beugen und der große Feldherr, der Retter des Vaterlandes, in dem unscheinbaren Kleide der Demuth als Bettler vor seinem Souverain, dem Volke, erscheinen. In den Zeiten der sinkenden Republik wurde es schon anders, und man suchte die Stimmen des Volkes nicht mehr auf diese einfache, antike Weise. Es ertönte der Ruf: Brod und Schauspiele auf dem römischen Forum; große Gastmahle, Geldvertheilungen, Gladiatorenkämpfe waren die Mittel, mit denen die römischen Großen sich ihre Popularität erwarben; der Reichthum ausgezogener Provinzen wurde den Bürgern Roms zu Füßen geworfen, um dessen momentanen Beifall zu erkaufen. Die römische Republik ging darüber zu Grunde, und damit verlor die Popularität ihren Werth und ihre Achtung.

In der nordamerikanischen Union, dieser großen Republik, welche so viele Analogien mit dem alten Rom darbietet, finden wir auch die Aemterjäger der Tage Coriolan's und Caesar's wieder, nur mit dem Unterschiede, daß die großen Züge der Vorzeit hier zu lächerlichen Fragen zusammengeschrumpft, und an die Stelle kolossaler Thorheiten und fürstlicher Verschwendungen, kleine Intriguen und bettelhafte Hülfsmittel getreten sind. Wie in vielen andern Dingen, so ist auch hier die Weltgeschichte und die Politik vom Kothurn heruntergestiegen und geht im Bettlergewande umher, während sie sonst fürstlichen Purpur trug.

Wenn man in Amerika einen Aemterjäger sehen will, braucht man nicht nach Washington zu reisen: ein oder mehrere Exemplare finden wir in jedem Dorfe, in jedem Stadtviertel; sie sind in diesem Lande so häufig, wie die Banzen und Muskitos. Sie finden sich unter allen Nationen: Amerikaner, Deutsche, Irländer treiben das Geschäft, Jeder auf seine eigene Weise; Grüne und Graue mischen sich hinein; diese Krankheit scheint im Klima zu liegen und ansteckender zu sein, wie die Cholera und das gelbe Fieber.

Kommt mit mir dorthin, wo der Hickorypole aufgerichtet wird; ich will euch ein ausgezeichnetes Exemplar dieser Sorte zeigen. Seht dort jenen deutschen Biedermann, der die gewaltige Kraft seiner Lunge anstrengt, um eine Rede zu halten. Was er spricht, das versteht ihr nicht; es ist aber auch nicht nöthig, denn unser guter Mann versteht es selbst nicht. Dann und wann nur ertönen die Worte „demokratische Prinzipels“ und diese rufen jedes Mal ein lautes Geheul der Freude unter der versammelten Menge hervor. Seine Rede ist ein eigenthümliches Gemisch von englischen und deutschen Worten, die mit jenem feinen, graziosen, unnachahmlichen Accent ausgesprochen werden, der den

anmuthigen Fluren Pennsylvaniens eigenthümlich und der ausschließliche Vorzug der „Grauen“ ist. Wenn die Rede zu Ende ist, versäumt unser Biedermann nicht, euch in das nächste Wirthshaus einzuladen und euch zu „treaten“. Es schiebt sich eine verworrene Masse an der Bar umher; der Sohn des grünen Erin streckt seine Hand nach dem Schnappsglase aus, während die Kinder Germaniens und der Eichenwälder sich mit alt-teutonischem Meth, heutzutage Lagerbier genannt, erquicken. Es ist ein erfreulicher Anblick, zu sehen, wie schnell und leicht sich hier die verschiedenen Nationalitäten verschmelzen: Deutsche, Franzosen, Irländer, Amerikaner; Protestanten, Katholiken, Atheisten; Grüne und Graue; Schnapps- und Biergläser stoßen mit einander an, und wenn ihr euch fragt: Woher kommt diese seelenvolle Harmonie? so antwortet euch eine innere, geheimnißvolle Stimme: Aus den „demokratischen Prinzipels“.

Den anderen Tag sehen wir unsern Mann in der Zeitungs-Office. Was er zu dem Herausgeber des kleinen deutschen Wochenblättchens sagt, können wir so genau nicht hören; wir bemerken bloß, wie er demselben einige Thaler zuschiebt und dann mit dem zufriedenen Gesichte eines wohlthätigen Gönners die Stätte Gutenberg's verläßt.

Von jetzt an wird sein Gesicht jeden Tag heiterer und freundlicher, und sicherer noch, wie das Steigen des Thermometers den Frühling vorher sagt, zeigt uns das steigende Lächeln auf seinem Antlitze das Nahen des Wahltages. Schon zwei Hüte sind auf diesem freundlichen, immer lächelnden Kopfe vergriffen; die Hände schwellen an vor Händedrücken, die Nase färbt sich allmählig mit einem anmuthigen Roth: Alles beweist, daß die Sonne der Volksgunst dem Glücklichen ihre schönsten Strahlen zuwirft.

Freilich, ein unangenehmer Moment unterbricht diese Freuden. Mit verlegenen Mienen sehen wir ihn eines Morgens zum Notar hingehen, wo er sein kleines Eigenthum, das einzige Erbtheil seiner Kinder, verpfändet, um die Geldsumme zu bekommen, welche zur Betreibung seiner Wahl nothwendig ist. Aber darf ein Patriot sich bedenken, ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen?

Jetzt, nachdem einige hundert Dollars gehoben sind, fängt die eigentliche Wahlbewerbung an, welche der boshafte Sprachgebrauch mit dem zweideutigen, mehr zoologischen, wie anthropologischen Worte „Rennen“ bezeichnet hat. In Amerika bewirbt man sich nicht um ein Amt, sondern man rennt, man läuft dafür. Es wird eine Reise durch die Wirthshäuser angetreten, welche noch mehr gute Worte, wie harte Thaler kostet. Dies geschieht bei Leibe nicht deshalb, um sich durch Wein und Bier die Stimmen durstiger Seelen zu erkaufen; nein—dies wäre zu gemeln—sondern nur, um zu zeigen, daß unser Biedermann nicht vornehm, nicht „geschwollen“, daß er mit Jedem seiner Mitbürger ein freundliches Wort zu sprechen Willens ist.

Die vielen Tugenden, durch welche sich ein Jemterjäger auszeichnen muß,

sind meistens negative. Er darf erstens keinen bestimmten Charakter, keine ausgesprochenen Ueberzeugungen haben; dies wäre zu schwerfällig und pedantisch für ihn. Dem Katholiken gegenüber vertheidigt er den Bedini, und einem Mitgliede des Freimänner-Vereins klagt er seinen Unwillen, daß die Cincinnatier Polizei nicht verurtheilt wurde; mit dem Irländer trinkt er Brandy, mit dem Temperenzler Sodawasser, mit dem Deutschen Lagerbier; Morgens geht er in die Methodistenkirche, Nachmittags tanzt er im Garten vor der Stadt und Abends sieht man ihn im St. Joseph's-Verein beten. Diese Vielseitigkeit des Benehmens wird ihn bei Jederman empfehlen.

Er darf zweitens nicht stolz sein. Nichts schadet dem Aemterjäger so sehr, als das lebendige Gefühl der Selbstachtung und des Selbstbewußtseins. Wie ein Wurm im Staube muß sich der Aemterjäger unter der Laune des souveränen Volkes krümmen. Dann hat das Volk von seiner Herrschaft, seiner persönlichen Anmaßung nichts zu fürchten; die Unterwürfigkeit der Beamten ist die beste Garantie für die Selbstständigkeit des Volkes.

Ferner darf der Aemterjäger nicht treu sein. Er muß immer darauf achten, daß er seine politischen Freunde benutzt, aber sich nie von ihnen benutzen läßt. Er muß sich nicht an Versprechungen binden, sondern im Momente der Wahl diejenigen Wahl-Kombinationen benutzen, welche für ihn die meiste Chance abwerfen. So eifrig er auch sonst an seiner Parthei festhalten mag, darf er es doch in dem entscheidenden Augenblicke nicht so genau nehmen, woher die Wahlliste stammt, nach der er erwählt werden will, und bedenken, daß oft ein People's-Ticket dieselbe Macht hat, wie ein regulär-demokratisches.

Sehr gut ist es, wenn der Aemterjäger das Glück hat, eine zahlreiche Familie zu besitzen. Dann kommt noch das Mitleiden der Mitbürger zu seinem politischen Verdienste hinzu, um seine Wahl zu sichern.

Die Hauptsache ist aber, daß der Aemterjäger sich unentbehrlich zu machen weiß. Er muß sich selbst in verschiedenen Kreisen Einfluß verschaffen, und diesen Einfluß so theuer, wie möglich, verkaufen. Durch die Seelenverkäuferei, welche in den Nominationen getrieben wird, kann er dies leicht bewerkstelligen. Bei den amerikanischen Wahlen herrscht der lobenswerthe Grundsatz: „Eine Hand wäscht die andere;“ es wird ein zusammenhängendes Wahl-Komplot gebildet, wo eine Wahl die andere bedingt, eine Wahl die andere unterstützt. Die kleineren Officen werden als Agenturen für die höheren Wahl-Spekulationen betrachtet; der Mayor's-Candidat arbeitet für den Gouverneur, damit dieser seinen Einfluß für die Mayor'swahl verwende; so arbeitet wieder der Richter für den Mayor, der Constabler für den Richter; auf diese Weise hängt das politische System vom Präsidenten der Vereinigten Staaten bis zum letzten „Wagenmeister“ oder Dorf-Nachwächter zusammen. Die Aemter werden vertheilt, nicht nach den Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern nach der Thätigkeit, welche der Bewerber bei dieser oder jener Wahl entwickelt hat.

Darum ist auch jeder Wahltag für den kleinsten, wie für den größten Aemterjäger ein bedeutendes Ereigniß. Das Wichtigste für ihn ist jedoch, daß er die Delegation zum Kaufus bekommt.

Kaufus! welches geheimnißvolle, tief sinnige Wort! Man hört es in der amerikanischen Politik ebenso häufig, je seltener man über dessen Bedeutung nachdenkt. Dem äußeren Klange nach sollte dieses Wort lateinisch sein, aber die alten Römer waren nicht tief genug in die Geheimnisse republikanischer Politik eingeweiht, um ein solch wohlthätiges, segensreiches Institut zu erschaffen.

Man hat den Kaufus die Censur der Wahlen genannt, aber damit ist unseres Erachtens noch nicht die Eigenthümlichkeit dieses Institutes bezeichnet. Wir könnten ihn die Zwangsjacke der Volkssouveränität, das Prokrustesbett der öffentlichen Meinung nennen, aber damit sind nur Vergleiche, keine Definitionen gegeben. Der Kaufus ist eine indirekte Vernichtung der Wahlfreiheit; er betrügt die Bürger um ihr Stimmrecht und verlegt die Wahl von dem gesetzlichen Tage und Orte hinweg in eine Privatversammlung, in welcher sich, statt der Stimme des Volkes, die Stimme der Corruption geltend macht.

Hier schlingen sich nun die Fäden der politischen Intrigue so kunstvoll, wie auf einem Jacquard-Stuhle, durcheinander. Bei der kleinsten Stadtwahl wird ein System von Concessionen, Compromissen und Vergleichen eingeleitet, welches einem europäischen Friedens-Kongresse Ehre machen würde. Es wird ein förmlicher Tauschhandel mit den Stellen und mit den Stimmen des Volkes getrieben, und wenn das souveräne Volk am andern Tage an den Stimmkasten geht, so weiß es in den meisten Fällen nicht einmal, daß es schon im Voraus verrathen und verkauft ist.

Nach allen diesen Vorbereitungen kommt nun endlich der Tag der Wahl. Musikbänden ziehen durch die Straßen, die Wirthshäuser sind zum Ersticken voll; Bier und Brantwein fließt in Strömen und das Ganze schließt mit einer obligaten Prügelei. Der Aemterjäger steht von Morgens bis Abends am Stimmkasten, bettelt um Stimmen und giebt Tickets aus. Seine Agenten durchziehen die Wirthshäuser in der Nachbarschaft; Wagen fahren durch die Stadt und holen die Stimmgeber zu den Polls; überall wird geworben, gewählt, bestochen. Dies ist Alles keine leichte Arbeit und man kann wohl sagen, daß ein Postpferd ein angenehmes Dasein hat, im Vergleiche zu dem Aemterjäger am Tage der Wahl.

Interessant ist es, zu sehen, wenn der Aemterjäger bei der Wahl durchfällt. Er räsonnirt euch dann fürchterliche Sachen vor von Aemterjägerel und Kaufuswesen, schimpft auf seine Parthei und seine Freunde, und zeigt sich als ein so radikaler Reformter, wie nur jemals einer gegen die Mißbräuche in der Politik gecefert hat. Im andern Falle aber, wenn er gewählt ist, zeigt er sich zum letzten Male im Glanze seiner Popularität; er fährt des Abends mit der Musikbande durch die Stadt; noch einmal wird freigebig gespendet; noch ein-

mal eine feurige Rede gehalten: dann zieht sich der Aemterjäger in seine Office zurück, macht Geld und bekümmert sich um alles Andere, als um das souveräne Volk, das ihn erwählt hat. So wollen wir uns denn auch nicht weiter um ihn kümmern.

## Meteorologische Beiträge.

Die klimatischen Verhältnisse Nordamerika's sind für den Naturforscher vom größten Interesse. Wir haben schon in der vorigen Nummer darauf aufmerksam gemacht, daß die Nähe des Menschen auch die Natur veredelt, daß mit der steigenden Civilisation und Bevölkerung die Excesse des Klima's sich vermindern und die mittlere Temperatur, wie der Sauerstoff-Gehalt der atmosphärischen Luft sich vermehrt. Diese Thatsache, die deutlicher wie alle Philosopheme die Herrschaft des Menschen über die Natur beweist, kann in der alten Welt nicht so evident, nicht durch so viele Beispiele bewiesen werden, wie in Amerika. Der Gebrauch des Thermometers, des Barometers, des Feuchtigkeitsmessers und anderer meteorologischen Instrumente ist in Europa erst seit mehreren Decennien allgemein geworden, und in dieser Zeit hatte man wenig Gelegenheit, die Rückwirkung neuer Klärungen auf das Klima im Großen und Allgemeinen zu beobachten. Beim Mangel thermometrischer Zahlen mußte man sich mit einer Vergleichung der Verbreitung gewisser Kultur-Pflanzen, wie sie etwa vor tausend Jahren stattfand, mit der heutigen Pflanzen-Geographie behelfen. Aber die Unterschiede der damaligen und jetzigen Pflanzen-Geographie sind nicht genügend, um die Unterschiede des damaligen und jetzigen Klima's nachzuweisen. Denn einmal ist die geographische Verbreitung der Pflanzen nicht so sehr abhängig von der mittleren Temperatur des Jahres, als von der mittleren Temperatur ihrer Vegetationszeit. Dann spricht man auch wieder in der neuesten Zeit von der Fähigkeit der Pflanzen, sich zu acclimatiren, eine Fähigkeit, welche sich im Pflanzenreiche eben so wohl wie im Thierreiche vorfindet. Die Geschichte von der geographischen Ausbreitung des Pflanzenwuchses gibt uns also ein höchst unsicheres Material zur Geschichte des Klima's selbst.

Hier in Amerika, wo jährlich Hunderttausende von Aekern Landes geklärt werden, wo die Pioniere des Westens mit einer rasenden Schnelligkeit die Civilisation bis in die Nähe der Felsengebirge tragen, wo das Austrocknen der Sümpfe, das Ausroben der Wälder in allen nordwestlichen Staaten in der größten Ausdehnung vor sich geht: hier findet der Meteorolog in einer kurzen Reihe von Jahren die Materialien, welche zur Beantwortung unserer Frage nothwendig sind, nämlich: Mildert sich mit der steigenden Civilisation auch das Klima?

Wir bedauern, daß wir so wenig Materialien im Augenblicke zur Hand haben. Es scheint, daß überhaupt noch Geringes in diesem Fache geleistet ist, und wir wünschen, daß diese wenigen Worte Sachverständige darauf aufmerksam machen, wie viele meteorologische Schätze hier in der Nähe der Arwälder noch zu heben sind.

Die meteorologischen Berichte, auf welche wir uns stützen konnten, finden sich in den „Reports of the Commissioner of Patents“ für die Jahre 1850—51. So ungenügend diese Zahlen auch für streng wissenschaftliche Zwecke sein mögen, beweisen sie doch im Allgemeinen ein regelmäßiges, andauerndes Steigen der Temperatur. Wären anstatt der östlichen Orte, wo das Seeklima seinen nivellirenden Einfluß ausübt und die Boden-



kultur schon älteren Datums ist, westliche Plätze genommen, würde die Differenz sich noch viel bedeutender herausgestellt haben.

Die mittlere Temperatur des Jahres nach Fahrenheit betrug :

1) in Louisville (Ky.) von 1842—45 . . . . .	54,67 Grad.
von 1847—50 . . . . .	54,84 "
2) in Portland (Cumberland Co. N. H.) von 1820—29	43,475 "
von 1841—50 . . . . .	43,816 "
3) in Dennyville (Washington Co. N.) von 1816—25	41,95 "
von 1840—49	42,95 "
4) in Burlington (Vermont) von 1838—43 . . . . .	44,77 "
von 1845—50 . . . . .	45,06 "
5) in Newark (N. J.) von 1844—46 . . . . .	51,413 "
von 1848—50 . . . . .	51,664 "
6) in Hillsborough (Highland Co. Ohio) von 1836—39	48,57 "
von 1848—50	50,6 "
7) in Dover (N. H.) von 1832—37 . . . . .	44,5 "
von 1839—43 . . . . .	46,5 "

Diese Beobachtungen sind zwar nicht vollständig, beweisen aber doch hinlänglich, daß die Milde rung des Klima's und die Erhöhung der mittleren Temperatur eine feststehende Thatsache ist. Hieraus lassen sich für das Klima unsers Kontinentes die wichtigsten Folgerungen ziehen, und der Ackerbau, wie die Wissenschaft sind lebhaft bei dieser Frage interessiert.

### Gibt es Fälle, in denen man in einem demokratischen Staate das Gesetz brechen darf ?

Die Vorfälle, welche am 11. März unsere Stadt in große Aufregung versetzten, sind jetzt durch die ganze Union bekannt. Auch Wisconsin hat dem Sklaven-Auslieferungsgesetz von 1850 Trotz geboten. Unser County-Gefängniß beherbergte an jenem Tage einen schwarzen Mann, welcher als ein entflohener Sklave in Kraft jenes berüchtigten Gesetzes von seinem angeblichen Herrn aus Missouri reklamirt und von den Vereinigten Staaten-Beamten verhaftet wurde. Die gewöhnlichen Brutalitäten und Ungefeslichkeiten, welche bei solchen Verhaftungen vorkommen, fehlten auch hier nicht. Die Bevölkerung unserer Stadt wurde zeitig durch Maueranschläge und durch das Läuten der Feuerglocke von dem traurigen Vorfalle unterrichtet, und begab sich in die Nähe des Courthauses und des Gefängnisses, um über den Gefangenen zu wachen. Die anwesende Volksmenge organisirte sich zu einer Meeting, welche zweckmäßige Beschlüsse zum Schutze des Gefangenen faßte und ihm vor Allem ein öffentliches Verhör und eine Jury auswirken wollte. Als sich diese Verhandlungen als unnütz bewiesen, wurde das Gefängniß gestürmt und der schwarze Mann gewaltsam befreit.

Darüber, daß dieses Verfahren ein großer Triumph der Humanität und ein glänzender Beweis der öffentlichen Moral war, ist man gewiß allgemein einverstanden, aber weniger über die Frage: ob sich dasselbe mit dem positiven Rechte und den Grundsätzen eines demokratischen Gemeinwesens verträgt. Der allgemeine Satz: daß ein Volk, das sich selbst die Gesetze gibt, auch dieselben achten müsse, ist gewiß richtig. Die Achtung vor dem Gesetze ist die größte Zierde eines freien Mannes. Das ist grade der Hauptunterschied zwischen monarchischen oder oligarchischen und republikanischen Staaten, daß in den ersteren dadurch, daß man die gesetzgebende Gewalt dem Volke entwendet hat, dasselbe zur Empörung berechtigt ist, während in den letztern Staaten das freie Wahlrecht dem Volke die Mittel gibt, seinen Willen auf gesetzmäßigem Wege durchzusetzen und ihm dadurch alles Recht auf Widerseßlichkeit und Revolution abschneidet. In diesem Sinne wurde überall das freie Wahlrecht aufgefaßt. Die Debatten in der französischen Nationalversammlung von 1850 und 1851 enthielten die interessantesten Äußerungen über diesen Gegenstand, und die heftigsten Revolutionäre erklärten das Recht auf die Revolution durch das freie, allgemeine Wahlrecht beseitigt. Dieses Wahlrecht nun ist hier in Amerika — wenigstens dem Gesetze, wenn auch nicht der Praxis nach — so frei und allgemein, wie man es nur wünschen kann; und deshalb scheint auch die Wahlberechtigung jedes einzelnen Bürgers die Verpflichtung zum unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz in sich zu schließen.

Wenn dennoch unser Gewissen, unser republikanisches Rechtsgefühl, unsere Ueberzeugung durch einen solchen Friedensbruch, durch eine solche Gesetzesverletzung, wie sie vor einigen Tagen in unserer Mitte begangen wurde, sich nicht verlezt, sondern befriedigt fühlte, so müssen wir nach den besonderen ausnahmsweisen Ursachen suchen, welche uns in diesem Falle von der allgemeinen Verpflichtung befreien. Wir müssen, um unsere Frage lösen zu können, uns nicht nur an das Gesetz, sondern auch an das Prinzip des Gesetzes halten und unsere Gründe aus der tiefen, geheimnißvollen Quelle schöpfen, aus welcher die Gesetze und die Staateneinrichtungen selbst fließen.

Das Gesetz hat zur ersten und ursprünglichsten Quelle des Rechtsbewußtseins, welches in der Brust jedes geistesgesunden Menschen lebt. Bei der großen Uebereinstimmung der Organisation, welche sich bei den einzelnen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft vorfindet, operiren die einzelnen Ideen und Grundsätze bei den verschiedenen Individuen so ziemlich auf dieselbe Weise. So finden wir auch das Rechtsbewußtsein, die allgemeinste Auffassung von Recht und Unrecht, bei der großen Mehrzahl der Menschen übereinstimmend. Diese Uebereinstimmung bildet sich bei einem speziellen Volke mit Berücksichtigung des Volkscharakters, der Beschäftigung, der Geschichte u. s. w. zu einem abgeschlossenen Kreise von Ansichten, Gedanken, Ueberzeugungen, welche die Sittlichkeit des Volkes ausmachen. Wird diese Sittlichkeit nun öffentlich ausgesprochen,

mit festen, felerlichen Formen umgeben, und nicht nur zu einer freien Entschlieſung, sondern zu einer bindenden Verpflichtung gemacht: dann entsteht das Geſetz.

Die Geſetze theilen ſich nun ferner in fundamentale und abgeleitete Geſetze. Die erſteren enthalten die Prinzipien der Geſetzgebung und der Staatsverfaſſung in ſich. Sie ſind gewöhnlich in die Verfaſſungsurkunde eines Volkes eingeſchrieben und werden mehr, wie alle anderen Geſetze, heilig gehalten und vor Veränderungen und Verunſtaltungen geſichert. Dieſe Fundamental-Geſetze geben die Bedingungen an, unter welchen die anderen Geſetze zu Stande kommen, und nach denen ſie erklärt werden.

Alle Geſetze ſind nur Abdrücke von den Ueberzeugungen des Volkes; nur Aeufferungen des Volkswillens. Dieſen Volkswillen zu ermitteln, hat man biß jetzt kein anderes und besseres Mittel gefunden, als die Zusammenzählung der einzelnen Willen; der Wille der Mehrzahl wurde für den Willen des Volkes angenommen.

Daß aber zwischen beiden eine große Differenz ſich befindet, liegt auf der Hand. Alle Staatsweiſheit der Welt hat bißher dieſe Kluft nicht ausfüllen können. Die Herrſchaft der Majoritäten iſt allen demokratiſchen Staatsverfaſſungen gemeinſam.

Wir haben ſchon in einem früheren Artikel darauf aufmerkſam gemacht, aus welchen Elementen der Wille der Mehrzahl—oder, mit anderen Worten, die öffentliche Meinung zuſammengeſetzt iſt. Wir zeigten, daß die Mehrzahl immer in den Händen einzelner wenigen Individuen iſt, welche die öffentliche Meinung ausbeuten, daß die Intelligenz des Volkes dagegen ſich immer in der Minderzahl und zwar in einer ſehr geringen Minderzahl befindet und in den meiſten Fällen von der Herrſchaft der Majoritäten unterdrückt wird.

Auf welche Weiſe wird nun das Gleichgewicht zwischen Majorität und Minorität wiederhergeſtellt? Wie wird es verhindert, daß die Herrſchaft der Majorität nicht in einen Deſpotismus umſchlägt, in einen Deſpotismus, welcher viel fürchterlicher iſt, als der Deſpotismus der Monarchie? Denn je mehr Köpfe die Tyrannei hat, deſto mehr Opfer verſchlingt ſie.

Man muß der Herrſchaft der Majoritäten Schranken ſetzen, und dieſe Schranken ſind eben in den Fundamental-Geſetzen, von denen oben geſprochen iſt, enthalten. Der weſentlichſte Inhalt aller Verfaſſungs-Urkunden iſt, daß die Majorität niemals der Minorität das freie Wahlrecht, und die Mittel zur Agitation nehmen dürfe. Beide bilden das Schild, welches die Minderzahl vor der Uebermacht der Mehrzahl ſchützt, und beiden Partheien die Ausſicht vor Augen ſtellt, daß das Verhältniß zwischen ihnen wechſeln könne. Sobald man das Stimmrecht und die Agitationsmittel beſchränkt, iſt alle und jede Freiheit aus dem Staatsleben verſchwunden.

In diesem Falle ist das Recht zur Empörung unzweifelhaft, und die Constitutionen republikanischer Staaten fordern gewöhnlich selbst dazu auf, indem sie die Grundgesetze dem Schutze jedes einzelnen Bürgers anvertrauen. Es wird jedoch meistens dabei der Fehler begangen, daß die Form dieses Widerstandes, die Art und Weise, wie die Empörung sich organisiren soll, nicht bestimmt angegeben ist. An diesem Fehler scheiterte z. B. die Opposition gegen den Staatsstreich des zweiten Dezember in Frankreich; jeder Versuch, die republikanische Constitution mit den Waffen in der Hand wieder herzustellen, wurde deshalb als ungesetzlich behandelt, weil diese Constitution nicht mit ausdrücklichen Worten an die Gewalt der Waffen appellirt hatte und die einzelnen Magistrate über die Form im Ungewissen waren, in welcher sie ihren Widerstand gegen den Staatsstreich kund geben sollten.

Der erste Fall also, in welchem man das Gesetz brechen darf, ist dann gegeben, wenn das allgemeine Stimmrecht gebrochen ist.

Der zweite Fall, wenn die Mittel der Agitation und Propaganda der Minorität genommen sind.

Diese Mittel der Agitation sind die freie Presse und das freie Vereinsrecht. Sie mildern das Uebergewicht der Majorität und geben der Minderzahl die Möglichkeit, sich zur Majorität heranzubilden. Sie bilden die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung jenes politischen Gleichgewichtes, ohne welche keine bürgerliche Freiheit bestehen kann. Deshalb enthalten auch die Verfassungen aller freien Staaten wesentliche Bestimmungen, um die Freiheit der Presse und der Versammlungen außer Frage zu stellen und gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Sollte es nun einer übermüthigen oder unklugen Majorität einfallen, die Pressfreiheit und das Versammlungsrecht direkt oder indirekt anzugreifen und desfallsige Gesetze zu erlassen, so ist es den Staatsbürgern nicht nur erlaubt, sondern geboten, einem solchen Gesetze jeden möglichen Widerstand entgegen zu setzen.

Dieser Fall kommt, selbst in dem freien Amerika, häufig vor. In einzelnen Staaten des Südens ist es nicht erlaubt, vermittelst der Presse gegen die Sklaverei zu agitiren. Selbst in unserm freien Staate Wisconsin hat die Legislatur schon angefangen, eine Art Censur über die Presse, speziell über die Milwaukeee Flugblätter, auszuüben. Das Recht der freien Vereinigung ist in Cincinnati mit den Waffen in der Hand angegriffen worden. Das waren allerdings ungerechte Handlungen und Aufsehnungen gegen die bestehenden Gesetze. Aber diese vereinzelt Ungefehllichkeiten verrathen eine übereinstimmende Tendenz, welche vermittelst des corruptirten Wahlmodus und der Verkäuflichkeit der Gesetzgebung leicht in irgend einem Staate oder auch selbst in Washington eine vorübergehende Majorität im Captole erlangen könnte. Was in einem solchen Falle zu thun wäre, ist unzweifelhaft. Eine Negation der constitutionellen Gesetze zu negiren, ist vollständig constitutionell, und jeder Bürger würde

seinen Bürgereid verletzen, wollte er inconstitutionellen Gesetzen nicht mit allen Mitteln und selbst mit den Waffen in der Hand entgegenreten.

Wir haben ferner einen dritten Fall zu behandeln, nämlich denjenigen, wenn die Gesetzgebung sich widerspricht, wenn einzelne Gesetze in demselben Staate mit einander collidiren. Der juridische Grundsatz, welcher in Bezug hierauf im Allgemeinen gilt, daß bei widersprechenden Gesetzen das spätere das frühere, das specielle das allgemeine aufhebt, erleidet dadurch eine wesentliche Modification, daß die Fundamental-Gesetze niemals durch eine Special-Gesetzgebung aufgehoben werden können, und daß, wenn beide mit einander collidiren, der Fundamental-Gesetzgebung, der Constitution, der Vorzug gegeben werden muß.

Wir wollen als Beispiel eines solchen Conflictes den vorliegenden Fall nehmen.

Wenn in der Constitution die Habeas-Corpus-Akte enthalten ist und im Gegensatz dazu ein Spezial-Gesetz, wie das Sklaven-Auslieferungsgesetz, verordnet, daß in einem bestimmten Fall, namentlich bei der Verhaftung eines angeblichen Sklaven, von den Bestimmungen der Habeas-Corpus-Akte, von der Bildung einer Jury u. s. w. abgegangen werden solle, so ist es unschwer zu entscheiden, auf welche Seite man sich bei einem entstehenden Conflict stellen muß. Wir stehen zwischen zwei Gesetzen, von denen man nur Eines befolgen kann. Welches sollen wir vollziehen? Das eine, die Habeas-Corpus-Akte, ist das imposanteste, großartigste Gesetz, welches jemals die Welt gesehen hat, ein Gesetz, das die Stürme der Jahrhunderte, wie die größten Revolutionen überdauert hat, die Grundlage der bürgerlichen Freiheit zu beiden Seiten des atlantischen Oceans, eine unübersteigbare Schranke gegen jedwede Art von Tyrannei. Das andere Gesetz ist ganz neuen Datums, von zweifelhafter Brauchbarkeit, entstanden aus einer politischen Verlegenheit, nicht aus einem sittlichen Gefühle, nicht aus dem Rechtsbewußtsein des Volkes; ein Gesetz, über das die Meinungen des Volkes im höchsten Grade getheilt sind. Dieses Gesetz bestimmt, daß ein farbiger Mann, welcher, auf den Verdacht-hin, ein entlaufener Sklave zu sein, von den Vereinigten Staaten-Beamten verhaftet wird, nicht die Wohlthaten der Habeas-Corpus-Akte genießt, nicht dem öffentlichen Verhöre und dem Urtheilsprüche einer Jury unterworfen ist. Lassen wir die materielle Seite des Sklaven-Auslieferungsgesetzes bei dieser Seite ganz unberührt, halten wir uns nur an die Art und Weise der Prozedur, so finden wir, daß es vollständig mit dem Habeas-Corpus und also auch mit der Constitution in Widerspruch steht. Die Constitution befiehlt allerdings, daß unfreiwillige Dienstbarkeit geschützt werden, daß die entflohenen Sklaven zurückgeliefert werden sollen; aber sie bestimmt nicht, daß in einem solchen Falle von den Grundsätzen der Habeas-Corpus-Akte Umgang genommen werden solle. Selbst Diejenigen, welche das Sklaven-Auslieferungsgesetz seinem materiellen Gehalte nach billi-

gen, müssen zugeben, daß es in formeller Weise nicht gebilligt werden kann. Ein Farbiger, der arretirt wird, hat ganz dieselben Rechte, wie ein Weißer; er hat das Recht, innerhalb bestimmter Zeit und unter den bestimmten gesetzlichen Formen verhört zu werden. Ob er wirklich ein entlaufener Sklave ist, dies wissen wir vor dem Verhöre nicht; vor der richterlichen Entscheidung muß er wie jeder andere Gefangene behandelt werden. Dies war auch der wesentlichste Inhalt des Volkswillens, wie er sich am 11. März in unserer Stadt kund gab. Es war vom County-Richter Jenkins ein Writ of Habeas-Corpus für den Gefangenen ausgestellt, und das Volk verlangte, daß demselben Folge geleistet würde. Der Vereinigte Staaten-Richter wollte die Gerichtsbarkeit des Staates Wisconsin nicht anerkennen. Dieser Kompetenz-Conflikt wurde durch einen Akt des souverainen Volkes gelöst. Es wurde von demselben

„Beschlossen, daß die Habeas-Corpus-Akte die größte Vertheidigung der Freiheit ist, und daß wir sowohl für unsern eigenen Schutz, als für den des Gefangenen verlangen, daß diesem unverletzlichen Befehle Folge geleistet wird;

„Beschlossen, daß wir uns verpflichten, dem Gefangenen beizustehen, und daß wir unser Möglichstes thun wollen, ihm ein ehrliches und unpartheisches Verhör vor dem Geschwornen-Gerichte zu erwirken.“

Durch Annahme dieser Beschlüsse hatte sich das Volk auf die Seite der Habeas-Corpus-Akte gestellt, und das Resultat konnte nicht zweifelhaft sein. Nachdem die gesetzliche Zeit verfloßen und der Writ of Habeas-Corpus nicht beachtet war, sanken die Thüren des Gefängnisses unter der Wucht des Volkswillens zu Boden, und ein tausendstimmiger Jubelruf verkündete weit umher, daß der Sklaverei ein Opfer entrißen sei, daß das Recht und die Humanität einen großen Triumph davon getragen habe.

Die Bürger von Wisconsin, speciell die von Milwaukee und Racine, haben Grund, auf diesen Tag stolz zu sein. Sie haben an demselben bewiesen, daß sie Recht und Gesetz vom Standpunkte unserer Constitution und unserer Fundamental-Gesetze aus auffassen. Sollten jemals wieder Gesetze erlassen oder executirt werden, welche dem Wesen unserer Institutionen und unserer bürgerlichen Gesellschaft widersprechen, so wird das Volk von Wisconsin seine Pflicht thun. Das Stimmrecht, die Presse, das Versammlungsrecht, die Habeas-Corpus-Akte werden, sollte einmal die schwere Zeit kommen, wo dies nothwendig ist, an dem Volke von Wisconsin, an den Bürgern von Milwaukee thatsächlich Vertheidiger finden. Diese sichere Hoffnung haben die Tage des 11. März in uns hervorgerufen.

Neben der rechtlichen Frage scheint auch noch die politische Seite dieses Ereignisses erörtert werden zu müssen. Es ist offenbar, daß dieser Vorfall unter den gegenwärtigen Verhältnissen, in den Tagen der Nebraska-Bill, eine ganz andere Bedeutung hat, als hätte er sich früher oder später ereignet. Die politische Intrigue, welche mit dieser Bill getrieben wird, enthüllt sich immer

mehr vor den Augen des Volkes; die Widersprüche werden deutlicher; die Consequenzen zeigen sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Selbst die einsichtsvollen Politiker des Südens schrecken vor einem Gesetze zurück, das die Sklaverei bis an die Felsengebirge und an die Grenzen Canada's, aber auch die Revolution über unser friedliches, glückliches Land bringt. Man traut sich nicht recht; die große Majorität, welche das Gesetz im Senate erhielt, genügt nicht, um die gerechtfertigten Befürchtungen und Besorgnisse zu zerstreuen. Da möchte man nun gerne der öffentlichen Meinung den Puls fühlen. Nehrlich, wie Bediul deshalb seine Rundreise durch die verschiedenen Gegenden dieses Landes antreten mußte, um zu „fühlen“, wie weit die römische Hierarchie in ihren Bestrebungen gehen dürfe und ob man schon öffentlich mit gewissen Plänen hervortreten könne: in ähnlicher Weise sandte auch die Sklavenparthei ihre Missionäre aus, um den Grad der Widerseßlichkeit gegen die Nebraska-Bill, um den Grad der Selbstständigkeit der nördlichen Staaten kennen zu lernen. Nun, Wisconsin hat seine Ansicht in entschiedener Weise kund gegeben, und die Parthei des Herrn Douglas hat keinen zweiten Rundschafter mehr nothwendig, um unsere Stimmung über die Nebraska-Bill zu hören.

Es ist merkwürdig, wie weit der Süden mit seinen Anmaßungen vorgeschritten ist. Wenn irgend Etwas die Solidarität aller Völker beweist, so ist es der Parallellismus, welcher zwischen der reaktionären Politik Europa's und Nordamerika's, trotz der größten Entschiedenheit der Interessen und Zustände, sich vorfindet. Wie die Grundsätze der ersten französischen Revolution zum jetzigen Kaiserreiche passen, so verhalten sich in Bezug auf die Sklavenfrage die Ansichten der Stifter dieser Republik zu den Ansichten des Herrn Douglas und Consorten. Zur Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung und der Constitution betrachtete man die Sklaverei als ein lokales Uebel, das geduldet, aber niemals protegirt, welches in seinen Grenzen eingeschlossen werden müsse, aber niemals ausgedehnt werden dürfe. Zur Zeit des Missouri-Compromisses, als der Norden und der Süden sich in Bezug auf die weiße Bevölkerung ungefähr gleich standen, verzichtete man feierlich auf eine Ausbreitung der Sklaverei nördlich von 36° 30' nördl. Breite. Und jetzt, wo der freie Norden 7 Millionen weißer Bewohner mehr besitzt, wie der Süden, will man die Sklaverei über ganz Nebraska, d. h. über die ganze Zukunft der Union ausbreiten, will man dem Kongresse nun die Gewalt geben, die Sklaverei zu protegiren, nicht aber sie auf ihre natürlichen, feststehenden Grenzen zu beschränken.

Dieses Nebraska wird durch den Bau der Pacificbahnen noch einmal der Schwerpunkt der Union werden. Der Handel von New-York nach St. Francisco, von London nach Kanton, wird sich in diesem Lande concentriren, dessen Produkte sich in Asien und Europa verwerthen können. Die Ausdehnung des Landes ist seinen natürlichen Hilfsmitteln gleich. Die Pacificbahnen gibt man

an die Spekulanten, die Ländereien an die Sklavenhalter : dann ist mit Einem Schläge die ganze, große Zukunft der Union verpfuscht, verfälscht, ruiniert.

Und wenn der Douglas'sche Grundsatz, daß jeder Staat selbstständig über die Frage : ob Sklaverei, ob nicht ? entscheiden dürfe, einmal Gesetz und Gewohnheit geworden ist, dann steht bei der Verkäuflichkeit unserer Gesetzgebungen jeder Staat der Sklaverei offen ; dann wird dieses „göttliche Institut“ auch noch die Staaten des Nordwestens, wird auch noch unser Wisconsin erobern. Dies ist eine Prophezeiung, welche Manchem zur Zeit noch übertrieben dünkt ; — aber wer hätte zur Zeit des Missouri-Compromisses an die Douglas'sche Bill gedacht ? Wer hätte selbst 1850 eine solche Ausdehnung der Sklaverei wagen oder nur entschuldigen mögen ? Wir sehen an diesen Vergleichen, wie schnell sich die Lawine der Reaction voranwälzt, und glauben, daß dieselbe noch lange nicht an ihrem Ziele angekommen ist.

Wenn wir das Prinzip des Douglas'schen Gesetzentwurfes rein und unverfälscht nehmen, so wird damit dem Süden der größte und wichtigste Theil seiner angeblichen Rechte genommen. Sobald die Sklaverei nur Sache der einzelnen Staaten, nicht mehr des Kongresses ist, hört das Sklaven-Auslieferungsgesetz von 1850 auf zu existiren. Jeder Staat interpretirt dann die Begriffe : Eigenthum, Freiheit u. s. w. nach seinen eigenen Gesetzen, nach denjenigen Begriffen von Recht und Freiheit, die sich im Volke des Staates selbst entwickelt haben. Der Akt, den das souveräne Volk von Wisconsin neulich begangen hat, steht also mit der Tendenz, welche Douglas seinem Gesetzentwurf unterschiebt, durchaus nicht in Widerspruch. Aber mit einer wirklich jesuitischen Heuchelei schiebt man die Souveränität der einzelnen Staaten, dieses Grundprinzip der demokratischen Parthei, in den Hintergrund, sobald das Gesetz von 1850 zur Sprache kommt. Es herrscht in dieser Sphäre der Gesetzgebung gegenwärtig eine solche Verwirrung der Prinzipien, daß man eine Unehrlichkeit der Absichten voraussetzen muß.

Warum, fragen wir, wird das Thema der Sklaverei dann immer in den Vordergrund der öffentlichen Meinung gestellt, wenn die politischen Verhältnisse Europa's in einer Krisis begriffen sind ? Geschieht es deshalb, um für die Ausbreitung der Sklaverei dann zu agitiren, wenn die öffentliche Meinung vorwiegend mit den auswärtigen Verhältnissen beschäftigt ist, oder deshalb, um die in innere Streitigkeiten verwickelte Union von einer Theilnahme an den europäischen Geschicken abzuhalten ? Geschieht es im Interesse der Sklaverei, oder im Interesse der europäischen Despoten ? Wir fürchten im Interesse beider. Kaum sehen wir im Osten Europa's einen großen Krieg aufflammen, der ganz Europa zu verheeren droht ; kaum sehen wir, wie der Uebermuth des Czaren die westlichen Mächte Europa's zu den umfassendsten Rüstungen zwingt ; kaum sehen wir die europäischen Flotten zum Kriegsschauplatze absegeln : da finden wir, daß in unserer Mitte das Gespenst der Sklaverei sein schreiß-



liches Haupt erhebt und uns von einer Theilnahme an dem europäischen Kriege zurückschreckt. Diese Uebereinstimmung der Thatfachen ist zu auffallend, als daß wir nicht einen Verrath dahinter suchen sollten.

Man entschuldige uns, daß wir bei Besprechung einer allgemeinen Frage uns so speziell mit dem Thema der Sklaverei beschäftigt haben. Diese Angelegenheit ist so sehr in den Vordergrund der öffentlichen Meinung getreten, daß sie sich in jede Diskussion mischt. Unter den jetzigen Umständen ist gewiß eine solche Einseitigkeit erklärlich.

Die Douglas'sche Bill verändert vollständig den Charakter der Union. Sie ist ein Staatsstreich, der, vielleicht von der Annexion Cuba's und Mexiko's begleitet, die Sklaverei zum Grundgesetze der Union macht. Was im Hintergrunde liegt, weiß das Volk noch nicht, aber mit der größten Aufmerksamkeit, mit dem größten Mißtrauen muß es die Bewegungen seines Feindes beobachten, der um so gefährlicher ist, weil er sich in der Mitte des Volkes selbst erhebt. Die Sklaverei bildet das Stichwort der jetzigen politischen Parteien; für oder gegen die Nebraska-Bill ist das allgemeine Lösungswort. Wir müssen allerdings nicht vergessen, daß die Freiheit, wie das Licht, nach allen Seiten hin ihre Strahlen wirft und die Richtung nach einer Seite hin dem allgemeinen Charakter derselben nicht entspricht. Mit derselben Lebhaftigkeit, mit welcher wir das Thema der Sklaverei behandeln, müssen wir für freie Schulen, gegen Land-Monopole, für direkte Wahlen, gegen die Uebermacht des Kapitals, gegen eine Ausbreitung der Hierarchie, gegen eine Beschränkung der bürgerlichen Freiheit durch das *Raine-Law*, überhaupt für eine radikale Politik nach Außen und nach Innen hinstreben. Dies scheint mir das hauptsächlichste Erforderniß einer vernünftigen Politik zu sein, daß man keine Seite der geschichtlichen Entwicklung ungebührlich hervorhebt, keine Seite nachlässig hintansetzt, daß man in ebenmäßigem, harmonischem Verhältnisse alle Fragen der Zeit berücksichtigt, und allen ein gleiches Maß von Aufmerksamkeit zuwendet. Dann verhütet man jede Einseitigkeit und Uebereilung; dann findet man in allen Fragen der Zeit einen Uebereinstimmung und Harmonie, welche beweist, daß sie alle einer Quelle, einem Prinzip entspringen und zu einem Ziele hinstreben. Diese Uebereinstimmung gibt trotz der Vielseitigkeit unserer Bestrebungen uns die Beständigkeit des Charakters und die Konsequenz des Handelns, und so mannigfaltig auch die Wege sind, die wir einschlagen, wenden wir doch überall dieselben Prinzipien an. Die Freiheit ist einem Baume zu vergleichen, der mit tausend Wurzeln sich in die Erde gräbt, mit tausend Aesten und Zweigen in die Luft hineinragt, aber nur einen Stamm besitzt, der dem Ganzen Halt und Festigkeit gibt.

---

## Die Kunst und Poesie des Mittelalters in Beziehung auf den Katholizismus.

Wenn manche Geschichtschreiber die Einwirkung des Katholizismus auf das geistige Leben der Völker untersuchen, so machen sie einen Unterschied zwischen dem Katholizismus vor und nach der Reformation, und sprechen von dem letzteren um so nachtheiliger, je bereitwilliger sie die Vorzüge und Leistungen des ersteren anerkennen. So sagt Macaulay in seiner Geschichte von England: „Von der Zeit, daß die Barbaren das westliche Reich überflutheten, bis zu der Zeit der Restauration der Wissenschaften war der Einfluß der römischen Kirche im Allgemeinen der Wissenschaft, der Civilisation und einer guten Regierung günstig. Aber während der letzten drei Jahrhunderte war der Hauptzweck derselben, sich der Entwicklung des menschlichen Geistes zu widersetzen.“ Diese Ansicht findet man vielfach verbreitet und sie könnte wohl Anlaß dazu geben, daß man die Reformation für die Sünden und Schäden des Katholizismus während der letzten drei Jahrhunderte verantwortlich machte. Nichts konnte unrichtiger sein, als eine solche Folgerung. Wir sind gerne bereit, dem Katholizismus sein historisches Recht zuzugestehen; er hat, wie jede andere Erscheinung der Weltgeschichte, seine Berechtigung gehabt und war in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung der Träger der menschlichen Civilisation. Aber diese kulturhistorische Bedeutung des Katholizismus verschwand schon lange vor der Reformation und grade die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes, die schönsten Blüten der Kunst und Poesie, welche das Mittelalter hervorbrachte und die der Katholizismus als sein Eigenthum ausgibt, beweisen, daß der Genius der Menschheit sich schon zu den Zeiten Dante's und Raphaels von dem Katholizismus befreit hatte.

Man ist gewohnt, die mittelalterliche Kunst und Poesie ein Produkt des Katholizismus zu nennen. Dies gilt aber nur von den untergeordneten Stufen derselben; die Höhenpunkte derselben ragen weit über den Nebel religiöser Tradition und Symbolik hinaus. Allerdings die blonden Jünglinge und Jungfrauen der alt-deutschen Malerschule, mit ihren langen Armen und Halsen, ihren schmachtenden Gesichtern, von einem goldenen Heiligenscheine umgeben, sind dem Katholizismus verwandt und können von demselben als sein Eigenthum reklamiert werden. Aber die Gestalten Raphael's, Caravaggio's und Titian's gehören einem anderen Genius an. Das sind gesunde, lebendige Gestalten, die mehr an den Olymp, wie an das Kreuz erinnern. Die schwellenden Formen, die glühenden Augen, die verlangenden Blicke, Alles deutet auf eine kräftige, gesunde Sinnlichkeit hin, und nicht auf die düstere Entsagung der Klostergewölbe. Bei den Madonnen Raphaels kannman gewiß nicht an jene Trauergestalt des Katholizismus denken, deren Herz aus sieben Wunden blutet; nicht die

Traditionen der Kirchenväter, nein, die lebensfrische, rosige Schönheit der Frauen Italiens begeisterte die Phantasie des Malers; er schuf keine Heilige, sondern ein glühendes, leidenschaftliches Weib, das mit der gesunden, natürlichsten Mutterliebe zu ihrem Kinde herablickt. Die Madonnen Raphaels sind nicht katholisch, sondern menschlich, rein menschlich, wie die Helden Homers und die Goethe'schen Frauen. Nichts in der That bildet einen solchen Gegensatz zum Katholizismus, seiner düstern Entsagungstheorie, seinen Büssungen und Kasteiungen, wie die Gemälde der italienischen Schule, wo das Leben sich in seiner vollsten Pracht, die Schönheit sich in ihrem ganzen Selbstbewußtsein darstellt. Anders ist es schon freilich mit den Gemälden der spanischen Meister, Murillo's und seiner Schule; hier tritt schon mehr der düstere Charakter des Mönchthums hervor. Die niederländische Malerschule gleicht dagegen an Lebensfrische, Munterkeit, Natürlichkeit sehr der italienischen; es herrscht darin eine derbe, gesunde Sinnlichkeit, eine frische, wohlthuende Natürlichkeit, die uns zur Freude und zum Genusse auffordert.

Ähnlich wie mit der Malerei verhält es sich mit der mittelalterlichen Poesie. Dante, Ariosto, Tasso, dieser große Dreiklang der italienischen Poesie, haben ihren dichterischen Genius nicht in die Klostergewölbe des Katholizismus gebannt, sondern frei und fessellos ergießt sich der Strom ihrer Poesie über das menschliche Leben und die Weltgeschichte. Die Traditionen der Kirche werden freilich hie und da benützt, aber sie verwandeln sich unter den Händen der Meister in allgemein menschliche Verhältnisse, ähnlich wie Sophokles die griechische Mythologie behandelt. Dante nimmt seine Motive ebenso gern aus dem antiken Heidenthume, wie aus dem Katholizismus; Homer und Virgil stehen ihm näher und sind ihm nützlicher, als die Bibel und das Brevier. Die Romantik des Ariosto und des Tasso hängt mit dem Katholizismus ebenso wenig zusammen, wie das Turnier mit dem Kloster. Wenn diese Dichter katholische Thematik, wie die Kreuzzüge u. s. w., behandeln, so gestalten dieselben sich zu weltlichen Verhältnissen und werden nicht vom dogmatischen, sondern geschichtlichen Standpunkte aus behandelt. Da ist Alles Kern und Kraft, Leben und Thätigkeit, Gesundheit und Sinnlichkeit, ein fröhliches Leben und Treiben, wie nur die übermüthige Phantasie der Jugend und die Begeisterung des Dichters es ausdenken kann.

Auch hier schien es wieder dem düstern spanischen Volkscharakter vorbehalten zu sein, den Katholizismus in der Poesie, wie in der Malerei darzustellen. Calderon ist ein echt katholischer Dichter, mehr noch der Form und Auffassung, wie der Wahl seiner Gegenstände nach. Schon der Rhythmus ist katholisch; diese traurigen, kurzathmigen Trochäen murmeln daher, wie die Litaneien der Priester oder das Geläute der Todtenglocke. Calderon's Poesie geht in härenem Gewande umher: die Natur wird darin zur Sünde, die Leidenschaft zur Schuld und das Leben zum Traume.

Die mittelalterliche Poesie England's erreicht in Shakespeare ihren Höhepunkt. Diese riesige Gestalt stand grade auf der Schwelle, wo die alte und neue Zeit, die Herrschaft des Glaubens und die des Verstandes, sich von einander schieden. Die großen religiösen Kämpfe, welche sein Zeitalter zerrissen, bewegten ihn nicht; ihm war der Katholizismus wie jede Religion nur ein geschichtliches Material, das er zu seinen Dramen benutzte. Kein Dichter hat wohl jemals der Religion so fremd gestanden, wie William Shakespeare. Er war durch und durch ein objektiver Mensch, trennend der Geschichte und der Natur, und ließ sein Herz niemals durch jene subjektiven Empfindungen zerreißt, aus welchen die Religionen ihre Tempel aufbauen. Man hat ihn so viel beschuldigt, als habe er gegen den Katholizismus Parthei genommen. Wie lächerlich! Als wenn Shakespeare hätte Parthei nehmen können! Der alte olympische Zeus konnte bei den Händeln der Menschen Parthei nehmen, aber nicht William Shakespeare. Dazu stand er zu hoch; er begriff die Partheien, und deßhalb gehörte er keiner an.

Wenn wir also die vollendetsten Literatur- und Kunstprodukte des Mittelalters uns vor Augen stellen und dort nirgend den Katholizismus finden, so liegt die Voraussetzung sehr nahe, daß auch aus dem Leben der Völker schon lange vor der Reformation der alte katholische Geist verschwunden sei. Denn das Volksleben, der Volkscharakter und die Literatur decken sich gegenseitig und eines kommt durch das andere zur Erscheinung. In der That sehen wir auch sowohl in dem Charakter des Ritterthumes, wie in der Entwicklung des Bürgerstandes schon im Jahrhundert vor der Reformation wenig Spuren des Katholizismus. Der Geist persönlicher Kraft und Selbstständigkeit, die kühne Unternehmungslust, der Thatendrang, der jugendliche Troß und Ungeßüm, welches das mittelalterliche Leben charakterisirt, paßt wenig zu der christlichen Demuth, der mönchischen Entsaugung und der blinden Unterwerfung unter die Autorität, diesen Hauptelgenschaften des Katholizismus. Dieser echt ritterliche Geist entwickelte sich besonders kräftig im fünfzehnten Jahrhundert und erreichte seinen Höhepunkt zur Zeit der Reformation, als Götz von Berlechingen, Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten Kaiser und Reich Troß boten. Mit diesem Aufschwung des Ritterthumes Hand in Hand ging die Entwicklung der Städte und der Zünfte, die Bildung eines kräftigen, selbstständigen Bürgerstandes, aus dessen Schooße eine Kunst und Literatur hervorging, welche mit den Tendenzen des Katholizismus im direkten Widerspruch stand.

Die Reformation war nicht die Ursache am Vorfalle des Katholizismus, sondern nur die Folge desselben. Sie enthüllte nur eine längst bestehende Thatfache, nämlich, daß der Katholizismus nur noch als eine Ruine da stand, welche von dem Genius der Weltgeschichte und der Intelligenz des Jahrhunderts längst verlassen war.

## Kleine Ursachen und große Wirkungen

in der Natur, wie in der Geschichte der Menschheit.

In neuerer Zeit, und besonders seit der allgemeinen Anwendung des Mikroskopes, haben die Naturwissenschaften große Fortschritte gemacht. Während man früher die Natur nur im Ganzen und Großen betrachtet und bewundert hatte, und sie mehr als eine Quelle religiöser Andacht oder poetischer Inspiration, als reiner, unverfälschter Erkenntniß benutzte: gewöhnte man sich neuerdings an das Studium der Einzelheiten, zerlegte die Substanzen und Kräfte der Natur in ihre kleinsten Theile und baute das Weltall, welches man früher fertig und vollendet aus der Hand des Schöpfers hervorgehen ließ, aus unzähligen Atomen auf. Die Bewunderung, welche der Mensch den großen Erscheinungen der Natur zu zollen gewohnt ist, verminderte sich durch die Erforschung der kleinsten und kleinsten Einzelheiten nicht, sondern stieg mit jeder neuen Entdeckung und Forschung. Je tiefer die Wissenschaft in die Werkstätte der Natur hinabstieg, desto mehr wurde man von der Ordnung und Harmonie des Weltalls überzeugt, und diese Ueberzeugung war dem Menschen eine Quelle der reinsten, innigsten Befriedigung.

Sollte ein ähnliches Verfahren nicht auch in Bezug auf die Geschichte der Menschheit möglich und nothwendig sein? Sollte auch hier nicht das Studium der Einzelheiten uns die Erkenntniß der großen Begebenheiten und gewaltigen Katastrophen erklären? Ist nicht auch zum Studium der Geschichte ein Mikroskop nothwendig, um die einzelnen Atome und Elemente kennen zu lernen, aus welchen die Politik und das Leben der Völker zusammengesetzt ist?

Und besonders in diesem Jahrhunderte, wo sich keine großen Heldengestalten in der Weltgeschichte darstellen, wo keine gewaltigen Kräfte sich offenbaren, sondern jeder Fortschritt, jede Veränderung ein Produkt der Thätigkeit der Massen ist; wo jedes große Ereigniß aus tausend kleinen Motiven zusammengesetzt, und die Zustände des gesellschaftlichen Körpers durch das Leben und Streben jedes Einzelnen bedingt sind: scheint diese mikroskopische Untersuchung der Weltgeschichte an der rechten Stelle zu sein und für den Geschichtsforscher die größten Resultate zu gewähren.

Die innige Verbindung, der Parallelismus zwischen dem Studium der Natur und Weltgeschichte bedingt auch eine ähnliche Form, in welcher beide Wissenschaften sich darstellen müssen. Da die Naturwissenschaften den politischen und geschichtlichen so sehr weit voraus sind, so dürften diese wohl in manchen Fällen von jenen die Art und Weise der Untersuchung und Darstellung borghen.

Um ein Beispiel zu geben, wie in der Natur das Kleinste von großer Bedeutung, und die umfassendsten Resultate, der Zustand ganzer Landstriche, die Begehaltung großer Provinzen oft von dem geringfügigsten Umstande, dem Vorhanden-

sein einer kleinen Pflanze u. dergl. abhängig ist, wollen wir einige Worte des bekannten Naturforschers Rothmäsler citiren, in welchen er über die Moose spricht:

„Die Moose sind die Regulatoren der Bewohnbarkeit ganzer Provinzen. Man besuche die Höhen unserer deutschen Waldgebirge, um das zu begreifen. Die Moosdecke jener bewaldeten Gebirge ist es, was die denselben entquellenden Bäche und Flüsse und durch sie die Pflanzen im Thale und durch diese die Menschen und Thiere am Leben erhält. Man sei, daß das Manchem wie Uebertreibung klingt.—Ich möchte ihn aber hinführen auf einen jähren Abhang, an dessen Fuße ein Waldbach zu uns heraufmurmelt, wo einzelne alte Fichten und Tannen ihre Wurzeln zwischen den losen Blöcken in die Seite des Berges hineintreiben, um sich vor dem Sturze in die Tiefe zu halten; wo Alles mit lippigen Moospolstern bekleidet ist, Felsblöcke und Baumwurzeln und die wenigen abschüssigen Parthien des Hanges, auf denen nicht auch Steine liegen. Dort möchte ich mit ihm einen recht herzhaften Gebirgsregen anhalten, und wenn er uns bis auf die Haut ginge. Nachher würde ich ihn fragen: nun siehst du am dich und unter dir eine merkliche Veränderung? Der Bach unten ist kaum bemerkbar angelauten. Es regnete doch tüchtig; aber soweit du den Abhang, an dem wir kleben, und den gegenüberliegenden übersehen kannst, ist noch Alles, wie es vor dem Regen war. Nun denke dir aber die Abhänge mit kahlem Boden bedeckt. Du würdest von reißenden Regenbächen gewaltige Massen des Erdbodens haben hinunterspülen sehen; mancher Baum wäre vielleicht mit fortgeschwemmt worden, und in wenigen Jahren würden nur noch kahle Felswände übrig sein, während die alte Tanne, die uns einigen Schutz vor dem Wüthen deines Lehrmeisters gewährte, in hundert Jahren hier ruhig zu dem schönen, mächtigen Baume erwachsen ist. Das machen die Moose; andere Bodenpflanzungen halfen wohl auch dazu, aber das war unbedeutend. Diese kleinen, schönen Pflänzchen sind Vermittler zwischen Himmel und Erde. Wenn der Regen in Strömen niederstürzt, als wollte er mit einem Male den durch Entwaldung verkümmerten: Flüsse wieder aufhelfen, so rufen ihm die Moose beschwichtigend zu: „nur gemach, du Ungestümer!“ und werfen sich zwischen ihn und die bedrohte Erde und fangen die Fluthen des Himmels mit den Millionen ihrer Blättchenarme auf und brechen ihre Gewalt, daß sie nur tropfenweise durch sie hindurch können, und der Boden gemächlich auffangen kann, was er braucht, und was drüber ist, ruhig hinabsickert von Stein zu Stein unter der Moosdecke hinunter in den sammelnden Bach.—Fallen dann im Sommer die lechzenden Sonnenstrahlen auf diese Bergwand, daß das alte Harz an der Tannennrinde wieder flüssig wird, so ist es wiederum das Moos, was sich zwischen sie und den Erdboden in's Mittel schlägt und nimmer duldet, daß die ausdörrende Gluth bis tief hinein in das Erdreich dringen kann.—Auch mit dem Winde machen sie es so. Wo sie, die Moose fehlen, da segt der Sturm raschelnd das dürre Laub zusammen und treibt es hinunter in's Thal und trocknet den Boden essentief

aus. Die Moose fangen in ihren Zwischenräumen die vom Baum hinabwirbelnden Nadeln und Blätter auf und halten sie fest und weben sich mit ihnen zur schützenden Decke für die Füße des Waldes.—Ja, für Gebirgswaldungen sind die Moose von unschätzbarem Werthe; die Wälder sind es für die Quellen und Bäche und Flüsse, und diese machen—das Leben möglich. Ich habe im südlichen Spanien viele Quadratmeilen Landes gesehen, wo das Leben unmöglich war, weil es dort kein Wasser gibt, und kein Wasser, weil die zahllosen Sierrren waldlos sind.“

Ist diese Schilderung nicht auch auf menschliche Verhältnisse anwendbar? Finden wir nicht auch im Leben der Völker, in den großen Sphären der Weltgeschichte, jenes unscheinbare, bescheidene Moos, das die höchsten Berge hinaufsteigt, wie das tiefe Thal bedeckt, und überall die Rolle des Vermittlers, des Besänftigers spielt? Die großen Katastrophen der Weltgeschichte stürzen über uns her und drohen uns zu vernichten; aber die Gewalt des Stoßes wird durch hundert kleine Nebendinge und Rücksichten gebrochen, die wir oft kaum beachten, über welche wir selten uns Rechenschaft geben, die aber immer ihren wohlthätigen, schützenden Einfluß auf uns ausüben. Die politischen Leidenschaften, welche ganze Nationen in Feuer und Flammen setzen, sind nicht im Stande, das kleine Menschenherz zu brechen; es liegt eine schützende Moosdecke darüber, welche die andringenden Fluthen der Leidenschaft auffängt und mildert. Das Leben in der Familie, die tausend Details der häuslichen Sorgen, die Verwickelungen des bürgerlichen Geschäftes, tausend Kleinigkeiten und Nebenumstände treten zwischen uns und die großen geschichtlichen Ereignisse, mildern und mäßigen unsere Theilnahme an denselben, und geben unserem Leben eine gewisse Ruhe und Gleichmäßigkeit, die von den heftigsten Orkanen und Gewitterstürmen der Geschichte nicht unterbrochen wird. Jeder, der das Buch seines eigenen Lebens durchlüftet, wird finden, daß der größte Theil desselben aus kleinen Einzelheiten und Nebenumständen zusammengesetzt ist, daß nur selten große Motive und rücksichtslose Prinzipien vormalten. Das menschliche Leben ist eine Mosaikarbeit, aus unendlich kleinen Theilchen zusammengesetzt, aus denen nur selten ein schönes, klares, verständliches Gemälde sich bildet. Diese Mosaikarbeit muß man betrachten, will man die großen Fragen der Geschichte verstehen. Wie erklären wir uns eine auffallende historische Thatsache, z. B. den Staatsstreich in Frankreich? Ein Mann wirft die ganze Nation zu seinen Füßen, vernichtet die Constitution und Freiheit des Volkes, beschwört den Bürgerkrieg herauf und läßt das Blut in breiten Strömen über Frankreich fließen. Im ersten Momente erstarrte die Menschheit vor Entsetzen. Aber nach und nach milderte sich der Eindruck, beschwichtigte sich die Leidenschaft, und noch heute steht der Thron des französischen Kaiserreiches. Wie war das möglich? Diese Frage kann nur der beantworten, der sich in die kleinsten Details des bürgerlichen Lebens hineinwendet. Da saß der Bürger in seinem

Laden und füllte sich den Kopf so voll von Ziffern, daß es für einen politischen Gedanken keinen Platz gab. Der Soldat dachte vielleicht an seine Geliebte, der Student an seine Bücher, der Familienvater freute sich der aufblühenden Jugend; tausend Neben-Interessen machten dem politischen Gedanken die Allein Herrschaft über das Gewissen streitig. Mit solchen kleinen Mitteln setzte Napoleon seinen Staatsstreich durch, nicht mit seinen Bajonetten und Kanonen.

Freilich, das Moos kann auch zu üppig wuchern und alle kräftige Vegetation ersticken. Dies kann man an dem angeführten Beispiele sehen. Aber in den meisten Fällen wirken diese kleinen Einzelheiten beruhigend und wohlthätig auf das menschliche Gemüth, und wenn sie auch keine großen, erhabenen Leidenschaften mehr zulassen, so verhindern sie, daß die Stürme des Frühlings das menschliche Herz nicht verheeren und die Gluthen des Sommers es nicht ausdörren.

Was im Haushalte der Natur die Moose sind, das scheinen mir im Haushalte des Staates die Schulen zu sein. Diese kleinen, bescheidenen Institute, welche sich überall durch das Land hin verbreiten, sind die Vermittler und Regulatoren der Intelligenz. Die Bildung, welche aus dem auserwählten Kreise der Denker auf das Volk hernieder fließt, wird durch sie aufgefangen und festgehalten, und in möglichst kleinen Tropfen und Tröpfchen über die ganze Oberfläche des Volkes gleichmäßig verbreitet. Sie verhüten, daß die Quellen der Bildung zu schnell abfließen oder verdunsten, sie bewahren sie in ihrem Schooße und theilen sie langsam und allmählig dem Leben des Volkes und der Jugend mit. Möchte diese schützende Moosdecke der Intelligenz sich immer mehr und mehr über unsere Fluren ausbreiten; dann auch werden die politischen Orkane nicht mehr von großer Gefahr für uns sein.

---

### **Rom in der Periode nach den punischen Kriegen; Nord-Amerika zur Zeit der Nebraska-Bill.**

Wenn ich eine Parallele zwischen der römischen und nordamerikanischen Republik ziehe, so möchte ich nicht von vornherein die Vermuthung erwecken, als wollte ich mein Thema im Sinne des Wheelinger Kongresses, der ehemaligen „New-England-Zeitung“ und des „Neuen Roms“ des Herrn Pöschke ausbeuten. Man erinnert sich vielleicht noch, wie in jenen Kreisen die damals überraschende, aber jetzt fast vergessene Ansicht auftauchte, daß die Union bestimmt wäre, alle Kinder der Erde an sich zu reißen, um sie der politischen Freiheit und der Civilisation zurück zu geben; daß Washington die neue Sonne, das neue Rom werden würde, in dem sich die Geschicke des Menschengeschlechtes konzentrirten. Ich hege solche stolze Hoffnungen für diesen Kontinent nicht, und glaube, daß,



wenn derselbe einmal seinen Einfluß über den Ocean herüberstrahlt, dies mehr in westlicher, als in östlicher Richtung, mehr nach Asien hin, wie nach Europa geschehen werde. Zudem ich die Zustände Roms mit den unserigen vergleiche, so geschieht es nicht, um unsern Stolz zu erregen, um eine große Zukunft zu prophezeien; sondern um uns mißtrauisch mit der Gegenwart und vorsorglich für die Zukunft zu machen. Wir müssen unsere Zeit und unsere Zustände nicht mit dem aufstrebenden, sondern mit dem sinkenden Rom vergleichen, mit jenem Rom, das Gibbon, nicht Livius, beschrieben hat, mit dem Rom des Sulla und Catilina, nicht mit dem der Scipionen. Diese Ansicht mag auf Manchen entmuthigend wirken, aber bei dem schnellen Rückschritt, in dem die öffentlichen Zustände dieses Landes begriffen sind, scheint es nothwendig, den Abgrund zu enthüllen, an dessen Rande wir stehen.

Der Mensch ist ein Produkt der Verhältnisse, und wo also die Verhältnisse gleich sind, werden auch die Menschen sich gleichen. Auf den Cordilleren, wie auf den Alpen der Schweiz und der Kette des Himalaya, wachsen auf derselben Höhe und unter demselben Breitengrade dieselben Pflanzen. Also auch erzeugen ähnliche politische Zustände eine Aehnlichkeit im Volkscharakter, in den Sitten und Zuständen der Völker.

Freilich scheinen wir mit den alten Römern nur die allgemeinste, äußerlichste Form der Staatsverfassung gemein zu haben, fast nur den Namen der Republik. Das Wesen der römischen Republik ist ein anderes, wie bei uns; dort beruhte Alles auf Centralisation, hier auf Selbstregierung; dort lag der Schwerpunkt der Politik in Rom, einer einzigen Stadt, oder sogar in einzelnen Corporationen und Familien derselben; hier ist er über das ganze Land verbreitet, und der Farmer in der Blockhütte des fernsten Westens hat denselben gesetzlichen Antheil an der Staats-Regierung, wie der reichste und mächtigste Bewohner der Capitale. An diesen wichtigsten Unterschied reihen sich nun noch viele andere Gegensätze der Abstammung, Geschichte, Kulturperiode, der geographischen und klimatischen Lage, die wir alle berücksichtigen müssen, sollen unsere Parallelen nicht einseitig und übertrieben werden.

Die politische Situation Roms in der Periode nach den punischen Kriegen bietet mit der gegenwärtigen Lage der Union große Analogien. Rom hatte sich durch die glückliche Beendigung der Kriege gegen die mächtige Nebenbuhlerin, die Handels-Republik Karthago, die Hegemonie über die Mittelmeer-Länder erworben, und diese Hegemonie führte auch bald zu einer direkten Beherrschung derselben. Rom wurde Eigenthümer der großen und reichen Uferländer von der gibraltischen Meerenge bis zum Bosphorus, und das Mittelländische Meer ein römisches See. Die Union hat sich durch die Einverleibung von Louisiana und Texas, durch die Entdeckung und Civilisation von Californien die unbestreitbare Hegemonie über den nordamerikanischen Kontinent erworben. Die Annexion derjenigen Länder dieses Kontinentes und der benachbarten Inseln,

welche zur Zeit noch nicht der Union angehören, ist eine feststehende Thatsache der nächsten Zukunft; die politische Einheit des ganzen nordamerikanischen Continentes ist lediglich nur eine Frage der Zeit. Ebenso, wie nach der Besiegung Karthago's Griechenland, Kleinasien, Aegypten an Rom fallen mußte, sind Cuba, Mexiko, Central-Amerika, Canada bestimmt, der Union als längst-erwartetes Erbtheil überwiesen zu werden. Ueber diese Vergrößerung des Ländergebietes der Union hegt man keine Zweifel und Sorgen mehr, und vielleicht während der obschwebenden europäischen Krise dürfte man schon zur Realisation solcher Pläne schreiten.

Hat eine Nation nach Außen hin ihr Uebergewicht festgestellt und einen weiten Kreis von eroberten Ländern um sich her liegen, dann tritt in der inneren Politik eine große Aenderung ein. Das Streben nach Außen, der Durst nach Ländererwerb und Eroberung, die Sehnsucht, sich auszubreiten, die früher fast ausschließlich den Volksggeist beherrschte, mildert sich; der Blick des Volkes schweift nicht mehr an den äußersten Grenzen des Reiches umher, sondern richtet sich auf die inneren Verhältnisse. Der Ehrgeiz und die Habsucht suchen innerhalb des Staates ihre Bestrebungen geltend zu machen, und die innere Politik, die Gesetzgebung, Staats-Verwaltung, liefern das Material zu politischer Macht und Größe, welches früher auf dem Schlachtfelde gesucht werden mußte.

Der Reichthum, die Macht, welche einer solch ausgebreiteten, weithin herrschenden Nation zu Theil wird, verändert das gesellschaftliche Leben von bürgerlicher Einfachheit zu fürstlichem Luxus. Es tritt eine Verderbtheit der Sitten ein, welche, von den obern Klassen der Gesellschaft ausgehend, sich bald über die ganze Masse des Volkes verbreitet. Fürwahr, es ist eine eben so auffallende, wie betrübende Thatsache, daß dieselben Wege, welche ein Volk auf den Culminationspunkt der politischen Blüthe führen, auch dasselbe zu sittlicher Verderbnis leiten, und dadurch den Verfall der Freiheit und des Staates selbst bewirken.

Das Leben der Völker ist denselben Gesetzen wie das Leben einzelner Menschen unterworfen. Kaum auf dem Culminationspunkte der Entwicklung angelangt, sinkt das Volk wieder herab, und scheint die kurze Zeit der Macht und des Ruhmes nur deshalb genossen zu haben, um über den Verlust desselben trauern zu können. Schon ehe der Höbepunkt erreicht ist, zeigen sich die Spuren des Verfalles; mit der steigenden Macht wächst die Ungerechtigkeit in der Politik und im socialen Leben; das Volk, früher durch gemeinsame Anstrengungen und Interessen zu einem Ganzen verehnt, löst sich in einzelne Stände und Klassen auf, die sich gegenseitig befehden, und dadurch die Einheit und Harmonie des Staatslebens zerstören. Das Capital, der Grundbesitz, die politische Macht häuft sich in einzelnen Händen zusammen; die Masse des Volks verliert mit der Selbstständigkeit der bürgerlichen Stellung auch die Unabhängigkeit der politischen Meinung; statt prinzipieller Partbeien bilden

sich persönliche Klientelen, und der Zerrüttung des allgemeinen Wohlstandes folgt der Verfall der Republik.

Trauriges Geschick! Wir sehen eine große mächtige Nation emporblühen; sie nimmt zu an Ländern und Völkern, an Reichthum und Ruhm, an Kunst und Wissenschaft. Aber wir können uns dieses Fortschrittes kaum frenen; denn bald ist der Punkt erreicht, wo die unerbittliche Nemesis zuruft: Bis hier und nicht weiter! — Die große Nation muß nach denselben Regeln und Gesetzen, nach derselben Naturnothwendigkeit wieder in die Dunkelheit zurücktreten, nach welchen sie sich zu dem Lichte des Ruhmes emporgeschwungen hatte. Nirgends sehen wir so sehr die Unvollkommenheit des Menschengeschlechtes, als wenn wir die glänzendsten Perioden der Weltgeschichte überdenken. So sehen wir Rom nach den punischen Kriegen, so sehen wir die Union in dem Zeitalter der Nebraska-Bill mit schnellen Schritten den Höhepunkt ihrer Entwicklung entgegenzueilen, aber schon bemerken wir die Zunahme der inneren Fäulniß; schon erkennen wir die Krankheit, die in den Eingeweiden des Staatskörpers wüthet; schon müssen wir den einstigen Untergang der Kultur und der Freiheit befürchten.

Das sicherste Zeichen vom Verfall des politischen Lebens und der staatlichen Freiheit ist die Zerrüttung des Familienlebens. In dem alten Rom kam der Begriff von Familie zu seiner vollendetsten Entwicklung und wurde durch die schroffsten, strengsten Gesetze geschützt. Die Familie bildete ein streng abgeschlossenes Ganze, das nur einen Herrn und Eigenthümer hatte. Dies ging in Rom so weit, daß sogar der Sohn im juridischen Eigenthume des Vaters war. Das Familienverhältniß wurde im gesellschaftlichen Leben sehr hoch geachtet und hatte auch auf die Politik einen großen Einfluß, indem die politischen Traditionen und Bestrebungen sich in den einzelnen ausgezeichneten Familien von Gesellschaft zu Gesellschaft forterbten. Die römischen Frauen der alten republikanischen Zeit zeichneten sich durch jene weibliche Würde und Hoheit aus, welche deshalb so mächtig und in so weiten Kreisen wirksam war, weil sie sich auf das Zunächstliegende, auf den Familienkreis, beschränkte. Shakespeare hat in seinen römischen Dramen diese edlen, hohen Frauengestalten treulich gezeichnet. Aber in den Jahrhunderten von den punischen Kriegen bis zum Kaiserreich sank das Familienleben und die Würde der Frauen schnell hinab. Die Zeiten Sulla's, Catilina's erinnern uns in dieser Beziehung mehr an das Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, den Hirschpark und die Dubarry, als an eine Valeria und Lucretia. Sempronia, die Mutter der Gracchen, ragte noch hoch, wie die Statue der Pallas Athene auf dem Vorgebirge Artimisium, über das sinkende Geschlecht empor; aber dann verschwand die edle Frauensitte, und der reinigende, veredlende Einfluß derselben auf das gesellschaftliche und politische Leben. In den Zeiten des Augustus, der Glanzperiode römischer Geschichte, wurden die Ehen selten und blieben vielfach kinderlos, so daß Gesetze erlassen werden

mussten, um zu Gebündnissen anzureizen. Die Satyren des Horaz enthüllen uns die ganze Verdorbenheit des geschlechtlichen Lebens der damaligen Zeit, und die Rückwirkungen derselben auf die politischen Zustände sind leicht erkennbar.

Wie verhält es sich in dieser Beziehung bei uns? Fände hier Horaz auch Stoff zu seinen Satyren? Freilich, das Familienleben steht in Amerika äußerlich in großer Achtung; die Frauen sind durch Sitte und Gesetz mit bedeutenden Privilegien umgeben und jeder Eingriff in das Familienleben wird mit der größten Strenge zurückgewiesen. Aber wir finden leider im gesellschaftlichen Leben viele Symptome, welche darauf hindeuten, daß die strengen Sitten die fehlende Sittlichkeit des Familienlebens nicht ersetzen. Die skandalösesten Prozesse häufen sich in den Gerichtshöfen an; die ekelhaftesten medizinischen Anzeigen, die man in allen Zeitungen findet, beweisen, daß das Publikum solche Anzeigen in ausgedehntem Maßstabe benützt; durch äußerliche Prüderie wird die innere Unsittheit verdeckt, und der religiöse Anstrich dient auch hier, wie überall, nur dazu, die moralische Fäulnis zu verdecken. Selten wird man eine amerikanische Lady finden, die dem Vaterlande sieben Söhne geschenkt hat. Und doch ist hier eine zahlreiche Familie ein viel größerer Schatz als in Europa, weil die Bevölkerung noch dünn über die unermesslichen Territorien ausgebreitet ist.

Die gesellschaftliche Stellung der amerikanischen Frauen erinnert in vieler Hinsicht an die römischen Verhältnisse. Rom erkannte, im Gegensatz zu Griechenland, den Frauen und namentlich den Matronen einen bedeutenden Einfluß auf das Staatsleben zu, während in Griechenland eine ehrbare Frau niemals den Kreis ihrer Häuslichkeit verließ, und nur den Hetären gestattet wurde, sich um Literatur und Politik zu bekümmern. Hier zu Lande sind den Frauen außer dem Stimmrecht alle politischen Rechte gesichert. Sie üben das Recht der Propaganda, der freien Vereinigung, der freien Presse; sie erheben öffentliche Diskussionen, veranstalten Petitionen und dringen selbst in die Hallen der Gesetzgebung ein, um dort ihre Wünsche vorzubringen und durchzusetzen. In Rom war freilich der politische Einfluß der Frauen immer ein indirekter; sie wirkten nur mittelst ihrer Familie, ihrer Gatten, ihrer Söhne. In Amerika dagegen treten sie direkt auf und versuchen selbst mittelst des Stimmrechtes ihren Einfluß auf die Gesetzgebung und an den öffentlichen Geschäften geltend zu machen. Ob dies gerade als ein Fortschritt zu bezeichnen ist,

Die gesellschaftliche Entwicklung Roms und Amerika's  
sind in beiden Staaten zusammengesetzt sind,  
Grundform beider Völker die Emi-  
in Rom nicht die Bedeutung, wie  
im Gegensatz zu der Emi-

...  
w  
ein  
An  
hun  
sch  
Gi  
Z  
s

...  
me  
Es  
hier e  
Zer



mussten, um zu Gebündnissen anzureizen. Die Satyren des Horaz enthüllen uns die ganze Verdorbenheit des geschlechtlichen Lebens der damaligen Zeit, und die Rückwirkungen derselben auf die politischen Zustände sind leicht erkennbar.

Wie verhält es sich in dieser Beziehung bei uns? Fände hier Horaz auch Stoff zu seinen Satyren? Freilich, das Familienleben steht in Amerika äußerlich in großer Achtung; die Frauen sind durch Sitte und Gesetz mit bedeutenden Privilegien umgeben und jeder Eingriff in das Familienleben wird mit der größten Strenge zurückgewiesen. Aber wir finden leider im gesellschaftlichen Leben viele Symptome, welche darauf hindeuten, daß die strengen Sitten die fehlende Sittlichkeit des Familienlebens nicht ersetzen. Die skandalösesten Prozesse häufen sich in den Gerichtshöfen an; die ekelhaftesten medizinischen Anzeigen, die man in allen Zeitungen findet, beweisen, daß das Publikum solche Anzeigen in ausgedehntem Maßstabe benützt; durch äußerliche Brüderie wird die innere Unsitlichkeit verdeckt, und der religiöse Anstrich dient auch hier, wie überall, nur dazu, die moralische Fäulniß zu verdecken. Selten wird man eine amerikanische Lady finden, die dem Vaterlande sieben Söhne geschenkt hat. Und doch ist hier eine zahlreiche Familie ein viel größerer Schatz als in Europa, weil die Bevölkerung noch dünn über die unermesslichen Territorien ausgebreitet ist.

Die gesellschaftliche Stellung der amerikanischen Frauen erinnert in vielfacher Hinsicht an die römischen Verhältnisse. Rom erkannte, im Gegensatz zu Griechenland, den Frauen und namentlich den Matronen einen bedeutenden Einfluß auf das Staatsleben zu, während in Griechenland eine ehrbare Frau niemals den Kreis ihrer Häuslichkeit verließ, und nur den Hetären gestattet wurde, sich um Literatur und Politik zu bekümmern. Hier zu Lande sind den Frauen außer dem Stimmrecht alle politischen Rechte gesichert. Sie üben das Recht der Propaganda, der freien Vereinigung, der freien Presse; sie erheben öffentliche Discussionen, veranstalten Petitionen und dringen selbst in die Hallen der Gesetzgebung ein, um dort ihre Wünsche vorzubringen und durchzusetzen. In Rom war freilich der politische Einfluß der Frauen immer ein indirekter; sie wirkten nur vermittelt ihrer Familie, ihrer Gatten, ihrer Söhne. In Amerika dagegen treten sie direkt auf und versuchen selbst vermittelt des Stimmrechtes thatsächlichen Antheil an der Gesetzgebung und an den öffentlichen Geschäften zu nehmen. Ob dies grade als ein Fortschritt zu bezeichnen ist, lasse ich dahin gestellt sein.

So verschieden auch die geschichtliche Entwicklung Roms und Amerika's ist, und aus so verschiedenen Elementen beide Staaten zusammengesetzt sind, finden wir doch als die übereinstimmende Grundform beider Völker die Emigration vor. Freilich hatte die Emigration in Rom nicht die Bedeutung, wie hier in Amerika; aber dort, wie hier, entwickelte sich im Gegensatz zu der Emi-

gration und dem fremden Einflusse ein Geist des Nativismus, der in Rom, wie in Amerika, mit den schroffsten, konservativen, oft reaktionären Bestrebungen eine Anhänglichkeit an die Fundamental-Gesetzgebung des Staates, an die ersten Anfänge republikanischer Verfassung, verband. Als Rom durch seine Beziehung mit dem Oriente mit griechischer Kultur und asiatischem Luxus überschwemmt wurde, suchte ein großer Theil der Aristokratie diese fremden Einflüsse zu abzuhalten und das alte, einfache, kriegerische Römertum der Tage eines Brutus und Scævola gegen die verweichlichenden Einflüsse des Orients zu vertheidigen. Diese konservativen Grundsätze und Bestrebungen wurzelten hauptsächlich im römischen Senate, und Männer, wie Cato Censorinus und Andere waren Nativisten vom reinsten Wasser, wie nur jemals in Amerika für das Temperenz-Gesetz gestimmt haben. Man kann diesen konservativen Bestrebungen in Rom nicht alles Recht absprechen. Der alte römische Nationalcharakter, der so große weltgeschichtliche Thaten vollbracht und das imposanteste Staatsgebäude der Welt aufgerichtet hatte, konnte sich in die orientalische Verweichlichung und die griechische Kultur um so weniger fügen, je oberflächlicher und verstrümmelter diese Kultur selbst sich dem römischen Volke darbot. Es waren fast nur die Abfälle der griechischen Kultur, welche nach Rom importirt wurden; die Verweichlichungen des Lebens, die Auslockerungen der Sitte, die Rhetorik der Sophisten, die Thorheiten der Mode und des Luxus, aber nicht der attische Witz, die edlen Grundsätze der sokratischen Schule und die Kunstbildung der Perikleischen Zeit. Man schleppte allerdings die griechischen Statuen nach Rom und stellte sie in den dortigen Tempeln und Palästen auf, aber sie waren in Rom ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet; sie standen unverstanden und vernachlässigt da, und konnten den römischen Kunstsinne nicht zur Nachahmung veranlassen. Die griechische Kultur war schon einige Jahrhunderte lang von ihrem Höhepunkte herabgesunken, als sie sich nach Rom verpflanzte, und konnte also nicht mehr den veredelnden Einfluß ausüben, der das Zeitalter des Perikles verherrlichte. Aber trotz dieser Schwäche und Verdorbenheit hatte die griechische Kultur dennoch Macht genug, den römischen Nationalgeist zu unterjochen, und alle Bestrebungen der Catone konnten die alte Einfachheit der Sitten, wie die alte Verfassung des Staates nicht aufrecht erhalten.

In Amerika begegnen wir unter anderen Umständen ähnlichen Verhältnissen. Die europäische Kultur bemächtigt sich des amerikanischen Volkes, ehe dasselbe irgend einen nationalen Typus entwickelt hat. Je geringer der Widerstand ist, den die fremden Einflüsse hier finden, desto weniger achtsam und aufmerksam verfährt man bei der Annahme europäischer Sitten und Gebräuche. Es scheint, daß man nur die faulen Früchte vom Baume der europäischen Kultur hier einsammelt, die frischen Blüthen aber nicht beachtet. Was drüben nur an Verdorbenheit, Lächerlichkeit, Abgeschmacktheit sich vorfindet, das erntet hier

Beifall und wird adoptirt. Unsere Dichter und Philosophen sprechen nicht zum Herzen des amerikanischen Volkes, aber die Mode wandert von Paris herüber und unterjocht die gesellschaftlichen Kreise. Den amerikanischen Bühnen bleibt Shakespeare und Mozart fern, aber die katholische Hierarchie baut ihre Tempel auf, und aller Unsinn, den jemals Quäker und Methodisten gedacht haben, findet hier Anhang. Die Verdorbenheit der Sitten, die wir in Europa beklagen, wird in Amerika verdoppelt; die Lächerlichkeiten der Mode und des Ceremoniells, die der aristokratische Hochmuth Europa's erfunden hat, erscheinen dem amerikanischen Republikaner um so mehr beneidenswerth und der Nachahmung würdig, je weniger man den wahrhaft guten Ton, den Anstand und die Würde des gesellschaftlichen Betragens zu beobachten fähig ist. Amerika ist nur von der Oberfläche der europäischen Kultur angehaucht; der geistige Gehalt fehlt nicht nur, sondern wird nicht einmal vermist. Aber je weniger man fähig ist, diese Mängel einzusehen, desto stolzer ist man auf seine Selbstständigkeit; in Amerika gilt der „selbstgemachte Mann“; was hat man noch nothwendig, Kenntnisse zu sammeln, Beispiele zu befolgen, Erfahrungen zu beobachten? Dieser amerikanische Nativismus ist viel lächerlicher, als der römische, weil ihm jede historische Basis fehlt, jene ehrwürdige, erhabene Vergangenheit, welche ein Cato seinem sinkenden Jahrhundert entgegen halten konnte.

Rom bekam nicht nur die Sitten, sondern auch seinen Reichthum vom Oriente. In dieser Beziehung läßt sich die Parallele zwischen Amerika und Europa nicht durchführen. Aber vielleicht treten in der nächsten Zeit Relationen zwischen der Ostküste Asiens und der Union ein, welche ein ähnliches Verhältniß herbeiführen, wie zwischen Rom und Kleinasien bestand. Dort liegen große, volkreiche Nationen, welche seit Jahrtausenden dem Weltverkehr entzogen sind, und grade jetzt scheint der Moment gekommen zu sein, um die chinesische Mauer zu brechen, welche diese Völker bisher in ihrer Isolation festgehalten hat. Welche Veränderungen durch diese Erweiterung des Weltverkehrs und des allgemeinen Verkehrs sich speciell für die Union ergeben werden, dies ist noch nicht im ganzen Umfange voranzusehen; aber die Ausbentung Japans und China's durch den ventegierigen Yankee wird jedenfalls dazu beitragen, die Aehnlichkeiten zwischen Rom und der Union zu vermehren.

Was nun die römische Politik den Provinzen gegenüber und die innere Verwaltung des Reiches anbetrifft, so finden wir trotz der großen Verschiedenheiten des Völkerrechtes, der Administration, der Sitten und Gebräuche Aehnlichkeit mit amerikanischen Zuständen, welche eben wegen dieser Verschiedenheiten auffallend und bedentfam werden. Die republikanische Verfassung, das politische System der Selbstregierung, welches in Amerika über das ganze Land und selbst über die eroberten Gebiete ausgedehnt wird, lechränkte sich in Rom auf die Mauern der Stadt; nicht einmal die Bewohner Italiens hatten Anfangs



Stimmrecht, noch viel weniger die der eroberten Provinzen. Dagegen fand man doch den Grundsatz, welcher in Amerika das Stichwort der demokratischen Parthei bildet, auch in der alt-römischen Politik beobachtet; man ließ jedem einzelnen Staate seine eigenen Gesetze, seine eigene Verwaltung; nur die oberste Spitze der Administration wurde von römischen Beamten gebildet. Dies erwies sich als ein glücklicher, politischer Gebrauch, denn dadurch konnten die Grenzen des Staates beliebig erweitert werden, ohne daß die verschiedenen Elemente des großen Weltreiches, die verschiedenen Völker, Sitten und Religionen sich gegenseitig in ihrer Entwicklung gestört hätten. Die Verbindung Roms mit den Provinzen war so lose, wie möglich; man gestattete Königen, unter der Aufsicht der Republik, das Reich ihrer Väter zu beherrschen, und ließ den republikanischen Staaten, welche man vorfand, ihre eigene Verfassung. Auch die Union ist in dieser Beziehung mehr ein Staatenbund, als ein Gesamtstaat, und man bemüht sich von Seiten des Congresses, so wenig wie möglich in die Verwaltung der einzelnen Staaten einzugreifen.

Je mehr der Umfang und die Macht des römischen Staates zunahm, desto eifriger wurden die öffentlichen Aemter gesucht, desto schamloser dieselben ausgebetet. Was diesen Punkt anbetrifft, läßt Rom die Union weit hinter sich, obgleich auch hier in der Ausbeutung der Aemter Großes geleistet wird. Aber wenn hier ein Hafenkollektor, Postmeister, Gouverneur vielleicht seinem Amte ein mäßiges Vermögen auspreßt, brachten die römischen Praeconsuln und Proprätoren aus ihren Provinzen immer viele Millionen mit sich; Kleinasien, Spanien, Aegypten lieferten königliche Reichthümer in die Hände eines Lucullus, Crassus und Pompejus. Aber trotz der Verschiedenheit der Art und Weise der Erpressung, trotz der Unverhältnismäßigkeit der erbeuteten Summen galt in Rom, wie in der Union, der Grundsatz, daß man ein öffentliches Amt nicht deshalb habe, um es zu verwalten, sondern um sich dadurch zu bereichern, und wer in Rom als ein armer Mann aus einem öffentlichen Amte schied, wurde in den Zeiten der sinkenden Republik eben so sehr wegen seiner Dummheit von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, als ein hiesiger Aemterjäger, welcher die Kuh nicht melkt, die in seinem Stalle steht.

In Rom mußten freilich die Aemter mehr einbringen, als in Amerika, denn es kostete die Erwerbung der Aemter auch viel mehr. Es war nicht leicht, ein ganzes Volk auf eigene Kosten zu speisen und durch Schauspiele, Gladiatorenkämpfe zu unterhalten. In Amerika wendet man kleinere Mittel an; einige Gallonen Brandy, einige nicht gehaltene Versprechungen, etwas Geld und Hinterlist genügen schon.

Wo das Geld bei den Wahlen nicht genügt, wendet man Gewalt an, so in Rom, wie in Amerika. In Rom ließen die einzelnen ehrfüchtigen Menschen sich Schaaren von Faustkämpfern erziehen, welche im entscheidenden Momente auf dem Forum erschienen und mit ihren Fäusten die klingenden Argumente

ihres Patronen unterstützten. Es wurden oft förmliche Treffen zwischen den verschiedenen Partheien geliefert, wie z. B. bei der zweiten Tribunats-Wahl des Tiberius Gracchus. Die einzelnen Partheihäupter hielten sich vollständige Leibwachen, welche sie Tag und Nacht gegen feindliche Angriffe zu beschützen hatten. Diese Leibwachen waren aus Sklaven, freigelassenen Klienten oder aus jenem grundlosigen und feilen Pöbel zusammengesetzt, welcher damals aus allen Theilen des Reiches nach Rom, wie in eine gemeinsame Senkgrube, zusammenströmte. Diese einzelnen Wahlstreitigkeiten bildeten sich dann ein Jahrhundert später zu vollständigen Bürgerkriegen aus. In Amerika kann man auch schon Anfänge dieses Treibens beobachten. In New-York sind die politischen Rowdies und Loafers von großer Bedeutung und spielen bei den politischen Meetings, bei den Caucus-Nominationen und am Tage der Wahl vor den Stimmkästen ihre oft blutige Rolle. Wir erinnern an die Streitigkeiten zwischen Hards und Softs bei dem Caucus zu Syracuse, an die Zerstörung der Tammany-Hall zu New-York, an das deutsche Nebraska-Meeting daselbst und an ähnliche Vorfälle, um darauf aufmerksam zu machen, daß wir auch hier in dieser Hinsicht nicht von römischer Barbarei und Entartung sehr weit mehr entfernt sind.

In demselben Maße, in welchem die Macht der damals bekannten Welt sich in Rom concentrirte, vereinigte sich die Macht Roms selbst in einzelnen wenigen Köpfen und Familien. Wir beobachten zunächst eine Concentration des Reichthums und eine allgemeine Verarmung der Massen, wie sie in unserer Zeit als eine Folge des Dampfes, der großen Industrie und des Staatsschuldenwesens erscheint. Die Ueberfülle des Staatsschatzes, ein Uebel, welches das alte Rom mit unserer modernen Republik gemein hat — zu der Zeit des macedonischen Krieges betrug die regelmäßigen Einkünfte des römischen Staates nach Abzug aller Ausgaben 726,000 Pfund Silber und 92,000 Pfund Gold — ermöglichte den einzelnen Staats-Beamten die Ausplünderung der öffentlichen Aemter in einem großartigen Maßstabe. Die Anhäufung von ungeheuren Geldsummen in den Schatzkammern der orientalischen Fürsten gewährte den einzelnen römischen Heerführern und Statthaltern die Mittel, sich mit einem Schlage ein kolossales Vermögen zu erwerben. Die unterworfenen Völker wurden nach den Regeln des orientalischen Despotismus ausgebeutet. Proscriptionen aller Art wurden benutzt, um die politischen Feindschaften zu pekuniären Zwecken auszubeuten. Dazu kamen noch die umfassendsten Lotspeditionen in Rom, wie in anderen italienischen Städten, die Vermehrung der Sklaverei, der Wucher, vor Allem die unrechtmäßige Vertheilung der öffentlichen Ländereien, um eine Zusammenhäufung des Reichthums und eine Verarmung der Massen herbeizuführen, welche heutzutage kaum von England überboten wird. Alle diese Verhältnisse bieten eine solche Aehnlichkeit mit amerikanischen Zuständen, daß wir sie näher besprechen müssen.

Niebuhr hat nachgewiesen, daß die ganze römische Geschichte, und speziell das römische Civilrecht, dieses wichtigste und eigenthümlichste Produkt des römischen Volksgeistes, am *ager publicus*, an den öffentlichen Ländereien entwickelt werden könne. Vielleicht wird auch einmal späterhin ein Geschichtschreiber der Union unserer Agrargesetzgebung den rothen Faden finden, der ihn in den Widersprüchen und Verwirrungen der amerikanischen Zustände zurecht führt. Der *ager publicus* hatte in Rom fast dieselbe Entstehung, wie in Amerika, die Vertreibung der Ureinwohner. Auch über die Vertheilung und Benutzung walteten ähnliche Grundsätze vor. Ein Theil der öffentlichen Ländereien wurde an Soldaten verschenkt, ein anderer Theil vom Censor alle fünf Jahre verpachtet; das unbebaute Land konnte jeder wirkliche Ansiedler gegen eine kleine Taxe in Anspruch nehmen. Daneben existirte ein Gesetz aus der Zeit des *Picinius Stolo*, welches den Bestrebungen unserer heutigen Landreformer vollständig entsprechen würde, nämlich, daß kein römischer Bürger — und nur ein solcher konnte Antheil an den öffentlichen Ländereien haben — mehr wie fünfshundert Acker in Besitz haben dürfe. Wohl verstanden, nur in Besitz haben, denn das *Eigenthum* des *ager publicus* verblieb immer dem Staate: aus diesem Verhältniß entwickelte sich die Lehre vom Besitze, welche von den römischen Juristen mit so großem Scharfsinne durchgeführt worden ist. Dieses Gesetz des *Picinius Stolo* wurde, wie so viele andere Bestimmungen der *Agar-Gesetzgebung*, im Laufe der Zeit außer Acht gelassen und das Land häuften sich im Besitze einzelner vornehmen römischen Familien an. Die Soldaten verkanften, ähnlich wie unsere Soldaten aus dem mexikanischen Kriege, ihren Antheil am *ager publicus* mit dem Leichtsinne, welcher den Kriegern aller Zeiten und Völkern eigenthümlich ist. Die fünfjährige Verpachtung durch den Censor wurde nicht mit der Unparteilichkeit vorgenommen, welche das Gesetz erbeichtete; große Strecken Landes wurden an einzelnen Familien verschleudert, welche nicht einmal die Taxen dafür bezahlten. Ferner wurden ganze Landstriche von den einzelnen römischen Großen in Besitz genommen, und die Besitztitel über dieses Land kamen so sehr in Verwirrung, daß man nicht mehr wußte, was Privat-Eigenthum, was öffentliche Ländereien waren. So bildete sich ein ähnliches Verhältniß heraus, wie es sich hier in Amerika durch die Landarants und andere Landverschleuderungen an die Spekulanten entwickelt. Die nächste Folge davon war, daß große Güterkomplexe dem Ackerbau entrisen und der Viehzucht zugewandt wurden, weil diese sich vortheilhafter im Großen betreiben läßt, als jener. Die schädlichen Folgen davon sind heutzutage noch in Italien zu sehen, und dieses von der Natur so gesegnete Land muß Getraide von den Nachbarn kaufen. Dann wurde der freie Bauernstand, diese eigentliche Grundlage der römischen, wie der amerikanischen Republik, unter dem Uebergewichte der großen Domänen unterdrückt. Der freie Eigenthümer wurde, wie in Irland, in einen Pächter umgewandelt, und bald verschwand auch dieser und machte

dem Sklaven Platz. Die Ausdehnung der Sklaverei wurde in der Periode der römischen Geschichte, von welcher wir reden, massenhaft betrieben. Große Schaaren von Sklaven wurden von dem Oriente, von Griechenland, von Kleinasien, von der Nordküste Afrika's nach Italien importirt. Die Praefecten jener Provinzen trieben den Sklavenhandel in ebenso ausgedehntem Maßstabe, wie der Generalkapitän von Cuba in unseren Tagen. Crassus machte durch den Verkauf der Sklaven einen großen Theil seines Reichthumes; er ließ Tausende von ihnen im Ackerbau und in bürgerlichen Geschäften unterrichten und verkaufte sie dann zu hohem Preise. Diese massenhafte Einführung der Sklaverei in den Ackerbau und in die bürgerlichen Gewerbe veränderte vollständig den Charakter der Republik. Ganze Schaaren von arbeitslosem Volke wanderten von dem Lande aus und zogen sich in die Stadt, wo sie als verkäufliche Werkzeuge der Demagogen bei den Wahlen und Volksversammlungen den Ausschlag gaben. Eine große Armuth des Landvolkes machte sich durch ganz Italien hindurch bemerklich, und dies war grade das hauptsächlichste Motiv, welches Tiberius Gracchus zu seiner Agitation für Landreform bewog.

Die Agrar-Verhältnisse zur Zeit des Gracchus bieten ein ziemlich getreues Spiegelbild der nordamerikanischen Zustände dar. Auch in Amerika wird der *Ager publicus*, dieser wesentlichste Träger des National-Reichthums, an einzelne Speculanten und Capitalisten verschleudert. Man kann rechnen, daß, wenn das bisherige Landsystem noch fünf Jahre, so wie bisher, fortarbeitet, das öffentliche Land vollständig verschleudert sein wird. Man begeht in Bezug auf die öffentlichen Ländereien hier noch größere Fehler, als in Rom. Dort galt doch noch wenigstens der Grundsatz, daß das Eigenthum des *Ager publicus* dem Staate verblieb und nur der Besitz übertragen wurde, aber hier entäußert sich das Volk auch dieses Eigenthumsrechtes zu Gunsten einzelner Privatpersonen. Die Verbindung mit der Sklaverei macht dieses System unendlich gefährlich für die Zukunft. In dieser Beziehung ist die Nebraska-Bill, dieses Gesetz, das freilich für den Augenblick todt da liegt, aber uns doch einen klaren Blick in die Pläne und Absichten, welche man mit der Zukunft der Union vorhat, thun läßt, von der größten Bedeutung. Man kann wohl sagen, daß, wenn der Bau der Pacific-Bahn, verbunden mit ausgedehnten Landschenkungen, den Speculanten, und wenn die weiten Territorien von Kansas und Nebraska den Sklavenhaltern überlassen werden, daß dann über die Zukunft der Union entschieden ist, daß dann die Zeiten des Gracchus, des Sulla und der Cäsaren auch dieser Republik bevorstehen.

Aber auch in Amerika existirt die Parthei des Gracchus, eine Parthei der Landreformer, welche fast mit denselben Mitteln operirt und fast denselben Ziele zustrebt, wie die altrömische Agrarparthei; Verhütung der Verschleudering großer Länderstrecken an die Speculanten, kostenfreie Ueberlassung einer gewissen Quantität Land an wirkliche Ansiedler, vor Allem aber Beschränkung

des Landeigenthums auf ein bestimmtes Maß für den Kopf, bilden die hauptsächlichsten Objekte der Landreform. Dieselbe ist hier viel leichter durchzuführen, als in Rom, weil man hier blos Vorkehrungen für die Zukunft zu treffen braucht, in Rom aber längst bestehende sociale Einrichtungen entwurzeln mußte. Die Union besitzt noch ungeheure Strecken öffentlichen Landes, welche nicht auf den Markt gebracht worden sind, und so Manches auch in dieser Beziehung schon gesündigt worden ist, scheinen diese Fehler doch noch nicht gefährlich zu sein, wenn nur für die Zukunft das richtige System beobachtet wird. Aber, um dies zu thun, sollte man vor Allem den alten römischen Grundsatz nicht ausser Augen lassen, daß das *E i g e n t h u m* des *Ager publicus* der Nation verbleibt und nur die Benutzung desselben, der *B e s i z*, an Private übertragen werde. Dieser Grundsatz scheint uns die wesentlichsten Garantien gegen Mißbräuche in der Agrar-Gesetzgebung zu bieten.

Wie gesagt, es ist bald Zeit, diese Reformen in der Landgesetzgebung durchzuführen, sonst verandelt sich die Nothwendigkeit der Reform in die der Revolution. Heute brauchen unsere Gracchen noch nicht den Weg einzuschlagen, der vermittelst der Demagogie zum Bürgerkriege und durch diesen zum Absolutismus führt: es sind gelindere, gefeßlichere Mittel vorhanden. Werden diese Mittel angewendet, so wird eine Aufhäufung des Grundeigenthums, ein fürstlicher Reichthum einzelner Familien, wie es in Rom der Fall war, unmöglich werden, und kein ackerkäuendes Proletariat, keine Pächter und Sklaven den Boden pflügen, welcher dem freien Bürger gehört. In dieser Beziehung ist der Contract über den Bau der Pacific-Bahn von entscheidender Bedeutung und die Bestimmungen desselben über Landverwilligungen werden der Agrar-Gesetzgebung der nächsten Jahrzehnde ihre Richtungen vorschreiben.

Der Verlauf der Gracchischen Unruhen ist bekannt. Die Landreform wurde besiegt, nachdem sie die Grundfesten des römischen Staates erschüttert hatte. Bezeichnend ist es, daß an dem entscheidenden Tage, als die Wiedererwählung des Tiberius Gracchus zum Consulate durchgesetzt werden sollte, gerade der Oberpriester von Rom, Publius Cornelius Scipio Nasica, der Anführer des Volksbaufens war, welcher die Volksversammlung auseinander warf und den edlen Tiberius tödtete. Dieser Oberpriester war einer der größten Grundbesitzer und Vorsekulanten in Rom. Es liegt in der That sehr nahe, eine Parallele mit dem ungeheuren Grundreichthume der römischen Bischöfe in Cincinnati, St. Louis, Milwaukee, Detroit u. s. w. zu ziehen, um auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, auch in Bezug auf diese Herren eine Landlimitation durchzuführen, besonders aber ihnen die Steuerfreiheit, welche ihnen die Ausbreitung ihres Landreichthums so sehr erleichtert, zu nehmen. Sieht man nicht bei Zeiten sich vor, so könnte auch hier in Amerika sich einst ein Nasica finden, der die Volksversammlung auseinander wirft und der Landreform die Häuste bestochener und fanatisirter Horden entgegensetzt. Die gleichmäßige

Besteuerung alles Landeigenthums scheint mir ein wesentlicher Punkt der Landreform zu sein.

Die Bestrebungen des Tiberius waren noch ziemlich friedlicher und nachgiebiger Natur. Er wollte nicht so sehr das strikte Recht durchsetzen, als nach echt amerikanischem Gebrauche ein Kompromiß zwischen dem Rechte und den bestehenden Zuständen abschließen. Das Gesetz des Licinius Stolo sollte nicht einmal in seiner ganzen Integrität wiederhergestellt werden, sondern wesentliche Modifikationen erleiden. Jeder Bürger sollte außer den gesetzlichen 500 Aekern noch die Hälfte für jeden erwachsenen Sohn behalten dürfen, auch für alle Verbesserungen, die auf das übrige Staatsland verwendet waren, entschädigt werden. Der jüngere Gracchus griff die Sache schon revolutionärer an, und wollte alle bestehenden Zustände direkt auf das sizilische Gesetz zurückführen. Immer muß man jedoch im Auge haben, daß sich alle diese Gesetze und Streitfragen nur auf den öffentlichen Acker beziehen und das sonstige Grundeigenthum gar nicht berühren. An eine Beschränkung des Privateigenthums im Sinne der amerikanischen Landlimitation dachte kein römischer Landreformer.

Den Gracchischen Unruhen folgten noch mehrere revolutionäre Versuche, die alte Staats-Verfassung und den eigentlichen Charakter der römischen Republik wieder herzustellen, aber alle diese Versuche scheiterten an der Uebermacht des Reichthums, des Einflusses und des Ruhmes einzelner Personen. Die römische Republik sank zu Boden, ein Weltreich hinter sich zurücklassend, in welchem die verschiedenen Nationen ihre Iselirtheit und Abgeschlossenheit ablegten und sich zur Idee der Menschheit erhoben. In diesem Weltreich entstand das Christenthum und bildete aus den Trümmern desselben neue Staaten und eine neue Periode der Weltgeschichte.

Es fragt sich, ob wir eine ähnliche Zukunft auch der amerikanischen Republik prophezeien können. Wenn die Geschichte der Vergangenheit uns schon oft unlesbar und unverständlich ist, so können wir gewiß die Geschichte der Zukunft nicht mit Gewißheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit enträthseln. Aber der übereinstimmenden Punkte giebt es in den römischen und amerikanischen Zuständen so viele, daß wir eine ähnliche Lösung des Räthsels erwarten können. Auch hier vereinigen sich die verschiedenen Nationalitäten zu einer Gesamtheit; auch hier bildet sich in dem Gewirre der Sprachen eine herrschende, eine Weltsprache heraus; auch hier vorbereitet sich ein Umschwung der Ideen, eine weitreichende, umfassende, gründliche Umwandlung der Sitten, der Gebräuche, der öffentlichen Meinung, der socialen und politischen Verhältnisse, welche an das Jahrhundert des jüdischen Reformators erinnert. Das lebende Geschlecht steht den Ruinen des Christenthums in ähnlicher Weise gegenüber, wie die Römer zur Zeit Cicero's ihren alten Landesgöttern; und der Thron des Christengottes ist jetzt grade so morsch und brüchig geworden, wie damals der Thron Jupiters und der Altar der Vesta. Vielleicht schon

bald, vielleicht schon in unseren Tagen wird die Geschichte den Schleier aufrollen, so daß wir die Ereignisse in ihren Resultaten sehen, welche wir jetzt in ihren Ursachen und Anfängen beobachten.

Jedenfalls ist Demjenigen, welcher die hiesigen Zustände begreifen will, ein vergleichendes Studium der römischen Geschichte sehr zu empfehlen. Wir sehen in einen großen, ebernen Spiegel, der in gewaltigen, gigantischen Zügen unser eigenes Bild uns zeigt. Vielleicht wird auch durch ein solches Studium der alte, römische Sinn wieder belebt, der in schroffen, starren Formen mit unverbrüchlicher Treue an den Prinzipien festhielt; vielleicht hört dann die Veränderlichkeit der Grundsätze und die Wankelmüthigkeit der öffentlichen Meinung auf; vielleicht bildet sich dann auch in unserem Staatsleben jener eiserne Charakter aus, von dem der Dichter sagt:

Si fractus illabatur orbis  
Impavidum ferient ruinae.

---

### Die deutsch-amerikanische Literatur.

Bei der Beurtheilung der deutsch-amerikanischen Literatur muß man nicht nur die Leistungen selbst, sondern auch die damit verknüpften Umstände und Verhältnisse berücksichtigen. Bei jeder anderen Literatur ist es vielleicht unzulässig, solche Rücksichten und Entschuldigungen anzuwenden; man hat die Produkte derselben an und für sich zu beurtheilen, und ihr innerer Werth ist der einzige Maßstab unserer Kritik. Aber in diesem speziellen Falle würde ein solches rücksichtsloses Urtheil ein ungerechtes sein. Die erste Frage, welche wir uns hier vorlegen müssen, ist die, ob überhaupt eine solche Literatur in diesem Lande nothwendig und berechtigt ist, und nur wenn diese Frage bejaht ist, dürfen wir uns an die Kritik selbst wagen. Man sieht gleich, daß es ein mißliches Ding mit der deutsch-amerikanischen Literatur ist, wenn man erst die Frage ihrer Berechtigung und Nothwendigkeit vorlegen, wenn man bedenken muß, wie viele ernsthafte und wichtige Gründe dafür sprechen, daß die englische Sprache in der Literatur, wie in der Politik, die alleinherrschende sei und bleibe. Es ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Bevölkerung dieses Landes einen viel größeren Einfluß im gesellschaftlichen und politischen Leben ausüben, daß sie auf die Amerikaner viel aufklärer und civilisirender wirken würde, wenn sie ihre humanen, befreienden, wissenschaftlichen, mit einem Worte deutschen Tendenzen in ein englisches Gewand kleiden wollte. Neben dem vielen Thörichtem, welches hier zu Lande in deutscher Sprache geschrieben wird, finden sich manche Ansichten und Anschauungen, deren Verbreitung unter dem amerikanischen Volke lebhaft zu wünschen wäre. Gerade das deutsche Volkselement hat Eigen-

schaften an sich, welche eine Ergänzung und Vervollständigung des amerikanischen Nationaltypus bilden können. Die Fähigkeit, welche der Deutsche hat, sich in fremde Verhältnisse einzuleben, würde einem solchen Einflusse, einer solchen Verschmelzung beider Volkselemente hülfreich zur Seite stehen. Aber nun schließt sich der Deutsche in seinen eigenen Gewohnheiten und Neigungen, in seiner eigenen Sprache und Literatur ein, und während er auf diese Weise dem amerikanischen Nachbar wenig helfen kann, verliert er zuletzt selbst den Einfluß auf seine eigenen Landsleute.

Dieser Vorwurf wird vielfach gegen die deutsch-amerikanische Literatur geschleudert, und wir gestehen, daß wir ihn nicht für gänzlich unbegründet halten. Aber wir müssen auch an die praktische Maxime denken, daß wir ein sicheres Besitzthum nicht für ungewisse Hoffnungen austauschen dürfen. Das deutsche Volk besitzt eine tüchtige Literatur; in fast allen Gebieten derselben ist Treffliches, Meisterhaftes geleistet; die Wissenschaft ist nirgend so gründlich betrieben, so allgemein verbreitet, wie grade in Deutschland. Jeder Deutsche, der dieses Namens werth ist, wird mit inniger, mit dankbarer Treue diese Errungenschaften bewahren, und bis in das letzte Blockhaus des Westens die großen Ideen deutscher Denker und Dichter mitnehmen. Je oberflächlicher ihm die amerikanische Literatur erscheint, je weniger sie ihm genießbar und verständlich vorkommt, desto werthvoller werden ihm die Bruchstücke deutscher Literatur sein, welche er in seiner Bibliothek oder in seinem Gedächtnisse über den Ocean gerettet hat. Und wenn man nun einsieht, daß das hauptsächlichste Bestreben der deutschen Literatur darin bestehen muß, auf amerikanische Verhältnisse einzuwirken und sich mit ihnen zu beschäftigen; wenn man den hohen Werth einer Vermittlung, einer Wechselwirkung zwischen der englischen und deutschen Sprache anerkennt: sollte man dann nicht auch zugestehen, daß wir hier erst eine deutsche Literatur haben, daß dieselbe hier erst festen Fuß und eine breite Grundlage gewinnen müsse, ehe wir von einer Einwirkung derselben auf amerikanische Verhältnisse sprechen können? Der deutsche Volksgeist muß hier erst seine eigenen Blüten und Früchte treiben, ehe er seinen Samen über das unbebaute Land rings umher ausschütten kann.

Freilich, wir verkennen nicht, daß es sehr schwer ist, eine deutsche Literatur in diesem Lande und unter diesen Verhältnissen zu begründen. Es ist noch niemals einer lebenden Sprache geglückt, unter einem fremden Volke und einer fremden Sprache eine selbstständige Stellung zu gewinnen. Selbst die griechische Sprache, die vorzüglichste und einflussreichste aller Sprachen der Vorzeit, konnte in Rom keine selbstständige Literatur produziren; man übersetzte sie in das Lateinische, und dort gewann sie ungemeinen Einfluß, aber die in griechischer Sprache geschriebenen Werke römischer Bürger sind, bis auf unbedeutende Ausnahmen, verloren gegangen. Darunter waren bedeutende Manuskripte, wie z. B. die Memoiren des Culla.



Der deutsch-amerikanischen Literatur steht in diesen Schwierigkeiten jedoch immer noch die Literatur des Mutterlandes schützend und fördernd zur Seite. Das rastlose Voranstreben in allen Zweigen der Wissenschaft, welches in der alten Heimath trotz aller Rückschritte in der Politik sich bemerkbar macht, wird auch hier in Amerika die Literatur vorantreiben. Namentlich in vielen naturwissenschaftlichen Gebieten kann man in Amerika leichter zu Beobachtungen und Resultaten kommen, als in Europa. Es giebt eine Menge wissenschaftlich gebildeter Deutschen in Amerika, welche durch ihre europäischen Studien befähigt sind, in dieser Beziehung fördernd zu wirken. Freilich hat sich hier noch kein eigentliches Verlagsgeschäft gebildet, das selbstständige, wissenschaftliche Produktionen ermöglichte; auch klagen die Importeurs des deutschen Buchhandels sehr über die Lauheit und Indifferenz des Publikums. Aber diese Verhältnisse verbessern sich von Jahr zu Jahr so bedeutend, daß wir zu erheblichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt sind. Die Nothwendigkeit, diese allgemeinste Triebfeder unserer Handlungen, die grade in diesem Lande mit eiserner Hand regiert, wird Tausende und Tausende von Deutschen darauf aufmerksam machen, daß sie sich der Wissenschaft und Literatur nicht entziehen dürfen, wollen sie den Pflichten ihres Berufes genügen, und ihre Stellung in der Gesellschaft behaupten. In wissenschaftlicher Beziehung hat die deutsche Literatur und der deutsche Buchhandel in Amerika keine Concurrenz mit dem amerikanischen Buchhandel zu scheuen, denn der letztere ist ja selbst genöthigt, sich mit Uebersetzungen aus dem Deutschen vielfach zu behelfen. Nimmt man die wissenschaftlichen Journale der Amerikaner, z. B. das "American journal of sciences and arts" zur Hand, so findet man meistens literaturhistorische oder naturwissenschaftliche Uebersetzungen aus deutschen Werken, und seltener Originalartikel amerikanischer Schriftsteller. Natürlich wird sich in dieser Sphäre des Buchhandels erst ein ordentliches Importgeschäft entwickeln müssen, ehe man an einen selbstständigen Verlag denkt. Bis jetzt beschränkt sich der Verlag nur auf die periodische Literatur, und hier sind nur die ersten leibesthen Anfänge gemacht worden.

Periodische Schriften in der deutsch-amerikanischen Literatur, welche in längeren Zeiträumen, als monatlich, erscheinen, giebt es unseres Wissens nicht, und von Monatsheften, ausgenommen kirchliche Blätter aller Sekten, die wir nicht berücksichtigen, vier: der "Amerikanische Bauer" in Harrisburg, "Meyers Universum", "Meyers Monatshefte" und die "Atlantis". Das "Buch der Welt", herausgegeben von Weil in Philadelphia, die "Musterzeitung" von demselben Verlage, die "Illustrierte Welt" von Gallberger können wir nicht in diese Kategorie rechnen, weil sie in Deutschland gedruckt werden, und auch die Tendenz nicht für amerikanische Zustände berechnet ist. Der "Amerikanische Bauer" ist uns persönlich nicht näher bekannt, aber nach dem Urtheile mancher ebenso erfahrener, wie wissenschaftlicher gebildeter Landwirthe — und wir haben hier in Wisconsin der "lateinischen Farmer" genug —

soß dieses Werk seine Aufgabe nur mäßig erfüllen. „Meyers Universum“ ist schon von Deutschland her bekannt und beliebt; die Platten sind dieselben wie drüben; nur der blühende, lebhafteste Styl republikanisirt. Meyers Monatshefte sind, sowohl was ihre Verbreitung, wie ihre Popularität betrifft, wohl die bedeutendste Erscheinung der deutsch-amerikanischen Literatur. Sie sind speziell auf amerikanische Verhältnisse und auf die Bildungsstufe des Publikums berechnet, und haben eine mehr novellistische, wie wissenschaftliche Haltung. Originalität wird freilich an denselben vielfach vermisst; auch treten manchmal Sachen darin auf, die allzusehr bekannt sind. Indessen das Publikum will lieber das Bekannte und Gewohnte, als das Neue und Zweifelhafte, und immerhin sind unter der leichten Hülle wissenschaftliche Bestrebungen genug verborgen, um die große Masse des Publikums zum Denken zu veranlassen. Schade, daß einem solchen Blatte Stickermuster, Modekupfer und dergl. beigegeben werden müssen, um die Circulation zu sichern.

Ueber die „Atlantis“ in ihrem neuen Gewande hat das Publikum wohl kaum Zeit gehabt, sich ein Urtheil zu bilden.

Die Zahl der Wochenschriften ist sehr groß. Abgesehen von den Wochenblättern, welche den täglichen Zeitungen beigegeben sind und die denselben Lesestoff, wie diese, enthalten, gibt es eine Menge religiöser und antireligiöser, politischer und belletristischer Journale, von denen sich Manche einer sehr großen Verbreitung erfreuen. Wir erwähnen folgende unter ihnen: Die „Milwaukee Flugblätter“ von Bojta Naprikel haben eine sehr große Circulation, welche der beißenden Satyre, den guten Holzschnitten und dem billigen Preise zu verdanken ist. Das Blatt ist ausschließlich gegen die katholische Hierarchie gerichtet, weiß aber in diesen einseitigen Stoff Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen. Neuerdings fand sich unsere Legislatur veranlaßt, die Tendenz der Flugblätter durchzusprechen, und hat durch dieses taktlose, einer Gesetzgebung unwürdige Benehmen, welches als der Anfang einer Censur angesehen werden muß, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe gerichtet und dessen Abjag guten Vorschub geleistet. Einen weitem Umfang seiner Bestrebungen hat der „Schwäbter“ von Cincinnati, herausgegeben von Cassarek, indem er das Pfaffenthum und den Dogmatismus nicht nur auf religiösem, sondern auch auf politischem Boden bekämpft. Der „Pionier“ von Karl Heinzen bewegt sich ungefähr auf demselben Felde; er bekämpft die Autorität überall, wo er sie findet. Heinzen gibt seinen Schriften immer eine schroffe, subjektive Färbung; er ergeht sich gern in Persönlichkeiten, und gefällt sich darin, Angriffe zu provoziren, welche ihm den Stoff zur Debatte liefern. Durch seine vielfachen literarischen Unternehmungen ist er dem Publikum zur Genüge bekannt geworden. Die „New-Yorker Sonntags-Blätter“ von Dulong arbeiten auf dem lichtfreundlichen, humanistischen Boden Ronge's, Tomiat's und ihrer Gefährten; anstatt, daß man die Religion leugnet, wird sie nur etwas gereinigt

und idealisirt; das Gefühl wird in Anspruch genommen, wo der Verstand nicht ausreicht, und die Liebe als höchstes Gesetz des Weltalls proklamirt. Diese Blätter sind vielleicht eine passende Lectüre für Solche, welche noch nicht aus der Kirche herausgetreten sind, und ihre alten Vorstellungen mit den modernen Ideen vereinigen wollen. Ob sie aber hier in dem Lande der schnellen Entwicklung und der schroffen Gegensätze ein großes Terrain ihrer Wirksamkeit finden, dürfte bezweifelt werden. Der „Wächter am Erie“, die „Freie Presse von Indiana“, die „Ohio Staats-Zeitung u. A., gut redigirte Blätter, stehen auf der Mitte zwischen der allgemeinen und lokalen Wirksamkeit.

Zwei illustrirte Blätter finden wir in unserm Verzeichnisse vor. Die „Lokomotive“, redigirt von Strodtmann u. Becker, herausgegeben in Philadelphia, hat seit ihrem Erscheinen ihr Format verdoppelt; sie ist ein humoristisches Blatt, ihre äußere Ausstattung ist empfehlend, aber der Witz sehr häufig matt, geücht oder bekannt. Es ist in Amerika sehr viel Stoff zur Satyre vorhanden; wir finden dieselbe in allen Sphären der Politik und der bürgerlichen Gesellschaft, in allen Geschäften und Berufsweisen, so daß man gewiß nicht mehr die alten Witze der Fliegenden Blätter, deutsche Biergeschichten oder Flüchtlings-Abenteuer der Satyre als Stoff zu unterlegen braucht. Es ist vielleicht unzulässig, kleinen Unternehmungen große Beispiele entgegen zu halten, aber wir möchten doch daran erinnern, wie Hogarth das englische Volksleben auffaßt, um die Richtung zu bezeichnen, in welcher eine volksthümliche Satyre sich entwickeln muß. Die Zeichnungen der Lokomotive sind oft recht gut; die Ausstattung, wie gesagt, vorzüglich, so daß das Blatt, wenn es sich einmal der amerikanischen Verhältnisse bemächtigt hat, gewiß eine bedeutende Wirksamkeit erlangen wird. Die „New-Yorker Illustrierte Zeitung“ von Hallberger ist ein ganz junges Unternehmen, dessen Richtung und Tendenz noch nicht genügend fixirt zu sein scheint. Indessen ist sowohl, was die Ausstattung, als den Inhalt anbetrifft, ein Fortschritt zwischen den ersten und letztern Nummern zu bemerken. Daß ein solches Blatt nicht mit ähnlichen europäischen Unternehmungen verwechselt werden dürfe, ist wohl leicht einzusehen.

Ein spezielles Feld bearbeitet die „New-Yorker Criminalzeitung und belletristisches Journal.“ Wie der Name schon angiebt, verehnt diese Wochenschrift, — ein sehr umfangreiches und gut ausgestattetes Blatt — die Criminalistik mit der Belletristik und stellt das Verbrechen und die damit zusammenhängenden Prozeduren in novellistischer Form dar. Die große Verbreitung, welche dieses Unternehmen gefunden hat, beweist die praktische Brauchbarkeit desselben. Ob die Moral des Volkes durch die nähere Vertrautheit mit dem Verbrechen gewinnt, dies ist freilich eine andere Frage. In Deutschland haben wir einige ausgezeichnete Vorbilder für ein solches Unter-

nehmen. Sigiz und Anselm Feuerbach haben ausgezeichnete criminalistische und psychologische Analysen geliefert, ohne freilich sich grade der novellistischen Form zu bedienen. Einen unlängbaren Werth hat das Unternehmen Legow's jedenfalls dadurch gewonnen, daß es den eingewanderten Deutschen die Kunde der Geseze und des gerichtlichen Verfahrens erleichtert.

Die Zahl der politischen Zeitungen, der täglichen, halbwöchentlichen, wöchentlichen beträgt gegen zweihundert. Die meisten derselben gehören der demokratischen Parthei an, wenigstens dem Namen nach, da sie gewöhnlich das demokratische Parthei-Banner nur als Schild aushängen, aber glücklicherweise der Parthei nicht in allen Fragen mehr folgen. Während noch vor wenigen Jahren die deutschen Blätter sich gar keine eigene Meinung erlaubten, sondern nur Uebersetzungen aus englischen Blättern lieferten, und die Schleppträger der amerikanischen Nemterjäger waren, haben sie jetzt eine selbstständige Stellung und dadurch auch einen ziemlichen Einfluß gewonnen. Es gewährt Muth und Hoffnung für die Zukunft, wenn man in der Journalistik die wenn auch langsame, so doch stetige Emanzipation des deutschen Volksgeistes betrachtet. Die Verhandlungen über die Nebraska-Bill haben diese Emanzipation zum Durchbruch gebracht. Nur wenige Blätter—8 unter 200—haben sich auf den Standpunkt dieser Bill gestellt; die anderen alle sind gegen dieselbe und zum größten Theil nicht nur gegen Douglas, sondern auch gegen das Gouvernement, dessen Benehmen in Bezug auf die europäische Politik wohl von keinem deutschen Adoptivbürger gebilligt werden kann. Unsere amerikanischen Mitbürger beobachten diese unabhängige Haltung der deutschen Presse mit Aufmerksamkeit, und fangen an, auf die Ansichten der deutschen Bevölkerung Gewicht zu legen. Wenn in dieser Beziehung kein Rückschritt eintritt—und wir wollen alle Mittel anwenden, daß dies nicht geschieht—so werden die Deutschen auf die Reinigung der Politik, die Verbesserung des Wahlsystems, die Veredlung des Partheiwesens einen heilsamen Einfluß ausüben.

Wir zählen über zwanzig tägliche deutsche Zeitungen in den Vereinigten Staaten, also fast eben so viel, wie in Deutschland selbst. Vielleicht die größte Verbreitung, jedenfalls aber den größten Einfluß unter denselben hat „der Anzeiger des Westens“ in St. Louis. Dieses Blatt ist die Hauptstütze der Benton-Parthei und bildet als solche den äußersten linken Flügel der demokratischen Parthei. Obgleich sich Börnstein gegen den Namen eines Abolitionisten vertheidigt, und sich nicht aus der demokratischen Parthei ausgeschlossen betrachtet wissen will, ist er ein energischer Gegner des Gouvernements der Nebraska-Bill und der Sklaverei im Staate Missouri. Ein englisches Wochenblatt, welches dem Anzeiger beigegeben ist, vermehrt den Einfluß desselben auf die amerikanische Bevölkerung.

Die „New Yorker Staatszeitung“, früher das einflussreichste deutsche Blatt, ist schon seit längerer Zeit in einen Gegensatz zu den politischen

Reformbestrebungen der großen Mehrzahl der deutschen Bevölkerung getreten und hat seit der Vertheidigung der Nebraska-Bill entschieden mit dieser Mehrheit gebrochen. Die Nachwirkungen dieser Partheistellung auf die Popularität und Circulation dieser Zeitung, welche sich bisher mit den verbreitetsten englischen Blättern New-Yorks messen konnte, werden nicht ausbleiben. New-York hat vier tägliche Blätter, mehr also, wie, Wien ausgenommen, jede andere Stadt in Deutschland, mehr selbst wie Leipzig und Berlin. Von diesen vertreten zwei, die „Abendzeitung“ — ein sehr gut redigirtes Blatt — und der „Demokrat“, die progressive Demokratie, während die „Reform“ den Arbeiter-Interessen zu dienen vorzigt.

In Philadelphia und Baltimore erscheinen zwei tägliche Blätter; in Boston dagegen scheint sich unter der dortigen deutschen Bevölkerung kaum ein Wochenblatt halten zu können. Buffalo hat den Ruhm, die einzige tägliche deutsche Whigzeitung, den „Telegraphen“, zu besitzen, wenn nicht die „Westpennsylvanische Staatszeitung“, ein übrigens sehr freisinniges Blatt, diesen Ruhm streitig machen will. Unter den täglichen Blättern gibt es kein eigentliches Free-Soil-Blatt, obgleich manche sogenannte demokratische Blätter mehr an diese Parthei, wie an die Demokratie der Herren Cass und Douglas, erinnern. In Chicago hat sich in den letzten Tagen eine zweite tägliche Zeitung gebildet, eine Concurrenz, welche in einer soch thätigen, voranschreitenden Stadt gewiß gerechtfertigt ist. Der „Deutsche Amerikaner“, wie sich das neuentstandene Blatt nennt, wird von Herrn Schläger redigirt, dem früheren Redakteur der „Neu-England Zeitung“ in Boston. Bemerkenswerth ist, daß beide Chicago Zeitungen, die „Illinois Staatszeitung“, wie der „Deutsche Amerikaner“, gegen die Nebraska-Bill und den Herrn Douglas opponiren; dies ist für die deutsche Bevölkerung der „engeren Heimath“ des kleinen Niesen gewiß bezeichnend. Hoffen wir, daß beide Zeitungen unserer Nachbarstadt im Voranschreiten concurriren, und nicht ein Kampf um Persönlichkeiten, sondern ein Wettstreit des Fortschrittes entstehe.

Es ist übrigens an einem großen Theil der deutsch-amerikanischen Presse nicht nur zu bedauern, sondern ernstlich zu rügen, daß sich die geschäftliche Concurrenz, diese Lebensbedingung alles amerikanischen Geschäftslebens, in persönlichen Angriffen, Verläumdungen, Schimpfworten kund gibt. Das Publikum findet statt gründlicher Auseinandersetzung der Prinzipien, nur welche sich die Blätter verschiedener Partheien und Farben streiten, eine lange Liste ekelhafter Persönlichkeiten. Es ist manchen Blättern ein wahres Bedürfnis geworden, die prinzipielle Discussion auf das Gebiet persönlicher Verdächtigung und Beleidigung zu übertragen. Es ist so viel von einer Journalisten-Conferenz die Rede gewesen, welche die Interessen der deutschen Journalistik nach einem gemeinamen Plane regeln sollte. Das Erste, was meiner Meinung nach in dieser Beziehung geschehen müßte, wäre eine allgemeine Verpflichtung, solche persönliche Debatten mit aller der Energie abzuweisen, welche die Würde der

Presse und die Achtung vor dem Publikum verlangt. Dem Publikum wird ein schlechter Dienst damit geleistet, wenn der ganze Schmutz persönlicher Interessen und Beleidigungen vor seinen Augen aufgewühlt wird, und es erläßt gewiß demjenigen, welcher mit Verläumdungen überfallen wird, die Verpflichtung, auf dieselben zu antworten. Es gibt einzelne Blätter, welche ihre hauptsächlichste Tendenz in persönlichen Angriffen, Verdächtigungen und Streitigkeiten sehen. Das Resultat ihrer Wirksamkeit ist gewöhnlich, daß sich das Publikum gelangweilt und ermüdet von ihnen abwendet. Diese Persönlichkeiten sind in den meisten Fällen nicht so sehr der verschiedenen Tendenz, als der Furcht vor Concurrnz zu verdanken. Aber weniger als irgend ein anderer Berufszweig hat die Presse sich vor der Concurrnz zu scheuen; je mehr gedruckt wird, desto mehr wird gelesen; das Bedürfniß nimmt mit der Concurrnz zu. Die deutsche Presse in Amerika hat in den letzten Jahren in vielen Beziehungen einen großen Aufschwung genommen; hoffen wir, daß auch in dieser Beziehung sich ein Fortschritt zeige.

Es ist verhältnißmäßig kein Staat der Union mit so vielen deutschen Zeitungen versehen, wie unser Wisconsin. Obgleich es nicht zu leugnen ist, daß es im Interesse der Presse, wie des Publikums wäre, wenn einige dieser Unternehmungen sich miteinander verschmolzen, und der Grundsatz: „mit vereinten Kräften“ mehr befolgt würde: beweist diese Ausdehnung der deutschen Literatur doch eine allgemeine Theilnahme für dieselbe und ein reges deutsches Leben. Wir lassen die Wisconsin-Literatur hier eine kurze Revue passiren.

In Milwaukee erscheinen drei tägliche Zeitungen: „Volkshfreund“ und „Banner“, demokratisch; „Seebote“, katholisch. Alle drei geben auch Wochenblätter. Daneben die „Milwaukee Flugblätter“ und die „Atlantis“. Hier wäre zunächst eine Verschmelzung der beiden demokratischen Zeitungen zu wünschen; dieselben laufen fast parallel neben einander und verfolgen dieselbe Tendenz. Vereint und mit unabhängigerer Tendenz könnten diese Blätter einen hervorragenden Rang in der deutschen Literatur einnehmen.

In Sheboygan erscheinen zwei Wochenblätter: der „Wisconsin Republikaner“ und der „Phönix“, welche sich weidlich miteinander herumschimpfen. Schon deßhalb wäre es zu wünschen, daß eines dieser Blätter im Herrn entschlief. Der „Phönix“ will das Organ sämtlicher Fortschritts-Vereine des Westens sein; diese Vereine werden sich für eine solche Repräsentation jedoch bedanken. Wir müssen den „Phönix“ dieser Präntenston wegen nachdrücklich rügen; dieselbe widerspricht nicht nur den Beschlüssen der Convention, welche bestimmte, daß kein bestimmtes Vereinsblatt bezeichnet werden solle, sondern auch der Tendenz der Vereine, die jedenfalls mehr Geist und Entschiedenheit entwickeln, als der „Phönix.“ Sein Nachbar, der „Republikaner“, ist das einzige Blatt in Wisconsin, welches für die Nebraska-Bill ging; dies ist zur Charakteristik desselben genug.

In Mantowoc erscheint der „Wisconsin Demokrat“, Wochenblatt, fleißig redigirt und von radikaler Tendenz. Nur dürfte Herr Köser mit den Schimpfworten etwas sparsamer sein.

Watertown besitzt seinen „Anzeiger“. Dieses Wochenblatt ist eben ein „Anzeiger“.

In Sauk City erscheint ein kleines Wochenblatt, der „Wisconsin Pionier“, in welchem die Reliquen des seligen „Humanisten“ den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt werden.

Zehn Zeitungen also, bei einer Bevölkerung von etwa 150,000 Deutschen. Obgleich dies noch lange nicht dem Verhältnisse, in welchem die englisch-amerikanische Presse zur Bevölkerung steht, gleichkommt, ist es doch mehr, als Illinois und die andern westlichen Staaten erreicht haben.

---

## Zwei Frauen.

(Eine Novelle.)

Was du in diesen Blättern findest, lieber Leser, ist freilich keine wahre Geschichte; aber es ist doch vielleicht etwas Wahres und Thatsächliches darin, das du im wirklichen Leben schon bemerkt hast. Wenn ich dich einlade, zurück an jene Tage mit mir zu denken, wo zuerst die Küsten dieses freien Landes sich vor unseren Augen ausbreiteten, und unser Schiff mit wehenden Flaggen stolz in die prächtvolle Bay einzog; dann wird gewiß dein Herz noch in der Erinnerung von jenen tausend Gefühlen und Gedanken bestürmt, welche der große Anblick und die unbestimmte Zukunft dahinter in dir erregten. Gewiß, der Anblick ist erschütternd, und derjenige muß dreifaches Erz um seine Brust tragen, der nicht davon überwältigt wird. Der Gleichmuth, die Seelenruhe, welche der Anblick des Oceans und die Einsamkeit auf der Wasserwüste in uns hervorrief, macht einer beklemmenden Spannung, einer ängstlichen Aufgeregtheit Platz, und so sehr wir uns auch früher auf die Stunde der Landung freuten, so fürchten wir uns doch jetzt fast vor dem entscheidenden Schritte, der uns in eine neue, ungewisse Zukunft trägt.

Bei mir walteten noch besondere Gründe vor, um diese Aufregung und Bestürzung zu erhöhen. Ich hatte unter meinen Schiffsgefährten zwei junge Damen kennen gelernt, von denen jede in der verschiedensten Weise, aber in gleicher Stärke, mein Interesse erregt hatte. Es mag das Gesändniß vielleicht seltsam klingen, daß eine doppelte Leidenschaft zu gleicher Zeit sich in das Herz eines Menschen eindringt; ich will den Psychologen überlassen, dies Räthsel zu lösen. Ich weiß auch nicht, ob das Gefühl, welches damals mich fast ganz in Anspruch nahm, schon eine Leidenschaft genannt zu werden verdiente, oder ob der mildere Name Zuneigung und Freundschaft noch dafür paßte. Genug, es war ein tiefes, mächtiges Gefühl, das jene beiden Bilder in meiner Seele festhielt; ich empfand ein inniges Wohlgefallen in der Gesellschaft der beiden Damen, und noch bis in den Traum hinein verfolgten mich ihre Blicke und Worte.

Es war vielleicht wegen der Verschiedenheit der beiden Charaktere, daß sie gleichzeitg einen solchen Eindruck auf mich machen konnten. Mina war ein Bild der Gesundheit und der Jugend. Ein blühendes, lebensfrisches Antlitz, ein freundliches, klares Auge,

eine kräftige, volle Gestalt, erinnerte sie mich an jene römischen Schütterinnen auf dem Robert'schen Gemälde oder an die fröhlichen, lustigen Gestalten der niederländischen Schule. Da war Alles Leben, Natürlichkeit, Gesundheit. Auf den ersten Blick hatte man sie ganz begriffen. Ohne grade eine hohe Stufe der Bildung erreicht zu haben, zeigte sie viel gesunden Menschenverstand. Auf dem Lande erzogen, war sie an Nüchternheit und Thätigkeit gewöhnt; es war eine Freude zu sehen, wie ihr jede Arbeit von der Hand ging. Ihre muntere Laune, ihr lebhafter Witz verfehlte niemals seine Wirkung; die Leute auf dem Schiffe hörten sie gern, und folgten immer ihrem Rathe. So hielt sie Einigkeit und Verträglichkeit unter der Schiffsgesellschaft aufrecht; rings um sie her waltete Reinlichkeit und Ordnung.

Anna dagegen war eine feiner Frauengestalt, wie sie Pultor in seinen Romanen zu zeichnen pflegt, ein Wesen, dessen Gedanken und Gefühle sich mehr nach Innen, wie nach Außen richteten, ganz Reflexion in sich, Richtung in die Tiefe, nicht in die Breite. Eine zarte, fein gebaute Gestalt, Züge, die grade nicht regelmäßig genannt werden konnten, doch alle Anmuth der Jugend und der Unschuld hatten, ein stilles, zurückgezogenes Betragen, ein Benehmen, das eben so viel Würde, wie Freundlichkeit zeigte: alle diese Eigenschaften setzten sie grade nicht in den Stand, einen blendenden, überraschenden Eindruck zu machen, aber je länger man sie kannte, desto höher stieg die Achtung vor ihr. In der großen Welt aufgewachsen, hatte sie eine glänzende Erziehung erhalten; aber sie war, wenigstens wie mir es schien, nicht verbildet und hatte ihre Kenntnisse nur zur Läuterung ihres Charakters und zur Vereblung ihres Gemüthes benützt. Eine leidenschaftliche Verehrerin der Kunst Raphael's hatte sie einige Fortschritte in derselben gemacht, und mehrere Portraits, Blumen und Fruchtstücke von ihrer Hand waren nicht ohne künstlerischen Werth. Die Bescheidenheit, mit welcher sie von solchen Leistungen sprach, erhöhte die Achtung vor denselben; man empfand, daß es eine Taktlosigkeit wäre, ihr eine Schmeichelei zu sagen. Eine sinnige, verständige Auffassung des wirklichen Lebens wurde freilich die und da durch ein glänzendes Phantasiegemälde unterbrochen; hier und da schien es freilich, als ob ein lebhaftes, leidenschaftliches Gefühl hervorbrechen wollte, aber gleich darauf fand man wieder ein Ebenmaß der Empfindungen, eine Ruhe des Gemüthes, die ihre Seele mit dem klaren, silberhellen Gebirgssee vergleichen ließ.

Ich weiß nicht, ob der Leser sich mit diesen Zügen ein Bild meiner beiden Reisegefährtinnen machen kann. Ich habe vielleicht Manches vergessen, welches, wie Haare, Teint, Taille u. s. w. zur Fixirung eines Portraits nothwendig sein mag. Aber das weiß ich, daß, wenn ich vielleicht die Portraits nicht richtig gezeichnet, ich doch wenigstens meine Empfindungen wiedergegeben habe, und das Bild in meinem Herzen ungefähr aus denselben Linien besteht, welche hier gezogen sind.

Es war nicht meine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, welche mich bemerken ließ, daß meine beiden Gefährtinnen ein gewisses Wohlwollen gegen mich zu zeigen suchten. Es ist ja so leicht, die ersten Zeichen der Zuneigung zu errathen, und ehe einmal die Aufmerksamkeit, welche wir uns gegenseitig erzeigen wollen, beginnen, merken wir schon den Willen und die Absicht dazu.

Ich will nicht verhehlen, daß es mich mit Stolz erfüllte, die Zuneigung dieser beiden vortrefflichen Wesen gegen mich reifen zu sehen. Das innige Zusammenleben auf dem Schiffe, der Mangel an sonstiger geelgelter Unterhaltung, führte uns immer mehr zu einander, und es bedurfte meiner ganzen Selbstbeherrschung, um ein Gefühl zu verschweigen, über welches ich mir selbst noch keine Klarheit verschafft hatte.

Nun war der Augenblick gekommen, wo diese halb entwickelten Empfindungen, diese ahnungsvollen Träume, in welchen ich mich eingewiegt hatte, eine Entscheidung finden



mußten. Ich kann wohl sagen, daß die Menge der widersprechenden Gefühle mich überwältigte. Der reiche Wechsel der Scenerien, welcher die Bay von New-York so berühmt macht, verwirrte mich, und als die große Stadt, von der Abendsonne beleuchtet, aus dem Wasser auftauchte, drückte mich die Ungewißheit der Zukunft fast zu Boden.

Ich hatte mir von dem Lande der Freiheit grade keine großen Illusionen gemacht. Ich fürchtete, daß man dort, wo der Grundsatz der ausschließlichen Nützlichkeit gilt, den besseren Theil seines Charakters und die höhere Sphäre seiner Gedanken aufgeben müsse. Meine ersten Erfahrungen in New-York bestätigten mich in diesen Befürchtungen. Jeder meiner früheren Freunde oder Landsleute, den ich aufsuchte, gab sich alle erdenkliche Mühe, mir den Unterschied zwischen Europa und Amerika darin zu zeigen, daß man in Amerika alle ideellen Bestrebungen aufgeben und sich nur an das Geschäft, an das Geldmachen, halten dürfe. Sie bewiesen ihre Worte auch durch die That; ihr Geschäft war ihre Welt, und für Alles, was draußen lag, war keine Theilnahme vorhanden. Nachdem ich so einige Tage mich in New-York umgesehen hatte, und von guten Rathschlägen überhäuft worden war, schien es mir nothwendig, einen Entschluß über meinen künftigen Beruf und Wohnplatz zu fassen.

Es liegt etwas Großes in dem Gedanken, daß die Vergangenheit hinter uns abgebrochen ist und die Zukunft, wie eine weiße Tafel, vor uns liegt, die wir nach Belieben voll schreiben können. Nirgend ist das Sprichwort: „Jeder ist Schmied seines Schicksals,“ so wahr, als in Amerika. Während drüben Jeder die Bahn wandelt, die ihm Erziehung, Familie, Verhältnisse, Beruf vorschreiben, hat sich hier Jeder selbst in seiner Hand; er ist der Bildbauer seines eigenen Daseins, und kann aus sich eben sowohl eine edle Statue formen, wie ein gemeines, niedriges Bild. Diese Kraft der Selbstbestimmung ermutigt und feuert uns an; wir fühlen unsere Souverainität, und dies Gefühl giebt uns Adel und Würde.

Freilich, bei mir theilte sich dieses Gefühl mit tiefen, mächtigen Empfindungen. Welchen Blick ich auch in meine Zukunft werfen wollte, immer fand ich zwei liebe, freundliche Bilder an der Schwelle meiner Erwartungen stehen, denen das Räthsel meines Lebens anvertraut war. Wie sollte ich mich entscheiden? Das Sichgehenlassen der Empfindungen, das behagliche Träumen von unbestimmten Hoffnungen mußte einer klaren, deutlichen Handlungsweise weichen.

Ich will keinem Menschen wünschen, daß sich ihm eine ähnliche Wahl darbietet. In dieser Angelegenheit sollte überhaupt dem Menschen nicht die freiwillige Entscheidung überlassen werden, sondern die Leidenschaft ihn mit dämonischer Kraft niederwerfen, damit er sich selbst keine Rechenhaftigkeit über seine Wahl zu geben braucht.

Wäre ich in Europa gewesen, ich hätte die kleine blonde Anna geheirathet: ihr tiefes Gefühl für Kunst und Poesie, ihre edle Auffassung des Lebens, ihr fein gebildetes Benehmen machte sie zur Zierde jeder guten Gesellschaft, und zum Glück, zum Stolz ihres Garten. Aber konnte ich ihr hier in dem harten, kalten Amerika ein solches Loos bereiten, wie ihre Eigenschaften verdienten? Wäre es nicht lieber von mir gewesen, hätte ich ihr die Entbehrungen auferlegen sollen, welche mir meine Verhältnisse nothwendig machten? Konnte ich sie von ihren Gemälden, ihren Poesien hinweg mit in den Urwald nehmen, zu dem einsamen Bretterhause, wo die Zehle verstummt und die Poesie des Landlebens unter dem Bedürfniß und der Arbeit erstickt. Gewiß, Virgil konnte nur im Staube Roms seine Bukelika dichten; auf dem Lande selbst verschwindet die Poesie des Landlebens.

Und dann dachte ich mir ferner, wie wohlthätig und anmuthig das Zusammenleben mit Mina sein müsse. Ihr thätiges, sorgliches Wesen, ihre Vertrautheit mit den Geschäften

des Landbaues, ihre unerschütterliche Gesundheit, die Munterkeit des Temperamentes: alle diese Eigenschaften paßten trefflich zu dem Berufe und der Zukunft, die ich mir erwählt hatte. Das Prinzip der Nützlichkeit, das in Amerika alle Verhältnisse beherischt, bestimmte auch meine Wahl; ich bat Mina um ihre Hand und wurde nicht abgewiesen.

Vorher aber ging ich zu Fanny hin und erklärte ihr meinen Entschluß. Sie hörte mich ruhig und wohlwollend an; ihre Stimme zitterte nicht, als sie mir zu meiner Wahl Glück wünschte. „Ein rechter Mann,“ sagte sie mir, „wird immer das Rechte treffen, wenn er dem Drange seines Herzens folgt.“

Die Raschheit, mit welcher sich solche Verhältnisse in Amerika abwickeln, ist auffallend und vielleicht auch für Manche verlegend. Die Ehen werden mit einer Hastigkeit geschlossen, welche der Würde derselben oft Eintrag thut. Die schönen Tage der beginnenden Jüngung, wo die Ahnungen langsam zu Gewisheiten reifen, und man an der Schwelle des Glückes sich desselben erst recht bewußt wird, fehlen hier; in der Liebe, wie im Klima, ist kein Frühling, der die Eisdecke vom Herzen langsam wegschmelze und die schwächernen Knospen der Blumen vorsichtig entfaltet.

Wir waren bald verheirathet und nun ging es westwärts. Ich muß gestehen, daß ich auch etwas an der Krankheit litt, die früher unter dem Namen Europa-Müdigkeit bekannt war, und die so Manche hier in Amerika in die Wälder hinaustreibt. Ich haßte die großen, geräuschvollen Städte, und legte nicht viel Werth mehr auf die Gesellschaft der Menschen. Ich hatte das Glück, am Ufer des Ohio eine hübsche Farm kaufen zu können. Der Ankauf verschlang freilich mein ganzes kleines Vermögen, aber die Farm war gutkultivirt, das Haus in wohllichem Zustande; die fast reife Ernte war mit in den Kauf begriffen: so glaubte ich, in gesicherten Verhältnissen zu leben und von der Zukunft nichts befürchten zu müssen. Die malerische Gegend entzückte meine Einbildungskraft. Ein bequemer Hügel stieg aus dem majestätischen Flusse empor und gewährte eine mannichfaltige Rundsicht. Dort lag, zwischen Obstbäumen versteckt, mein kleines Haus. Feld und Wald wechselten anmuthig mit einander ab; ein kleiner Nebengarten mit einer verschwiegenen Laube erinnerte an die rheinische Heimath; es schwebte etwas mehr Poesie über meinem Grundstücke, als der amerikanische Landmann sonst sucht und findet.

Wie hätte ich nicht zufrieden sein sollen? Ich fand mehr in meinem Besitze vor als ich früher erwartet hatte, und die Vorurtheile gegen Amerika sängen an, in eine warme Jüngung sich zu verwandeln. Die Beschäftigungen der Ernte schienen mir mehr eine Zerstreuung, als eine Arbeit zu sein. Es war ein fröhliches Tummeln zwischen den Weizenhalmen und den Maiskolben, und wenn die Nachbarn unsere frohen Lieder hörten Lieder, am Rheine geboren, Zeugen der alten Studentezeit, dann beneideten sie uns um unsere Zufriedenheit und gute Laune. Gewiß, es war ein köstlicher Herbst, den wir damals erlebten. Eine klare, reine Luft schwebte um die Hügel; mit silbernen Wellen rauschte der Strom vorüber, und die Farbenpracht der Wälder entzückte das überraschte Auge. Ich hatte mich von der ersten Jugendzeit an immer bemüht, mit der Natur ein inniges, freundschaftliches Verhältniß zu unterhalten, und auch jetzt schien meine junge Frau fast eifersüchtig zu werden, daß ich in ihren Armen auch etwas Anderes schön finden konnte, als sie selbst. Sie sah der Natur nur das Nächste, das Nützliche und Brauchbare ab; sie betrachtete unsere fruchtbaren Apfelbäume mit größerer Vorliebe, als die Sterne am Himmel, und darin hatte sie gewiß Recht. An Rührigkeit und Thätigkeit war ihr Niemand zu vergleichen; es war eine Freude, sie im Garten und auf dem Felde zu sehen; ihre Wangen strahlten von Jugend und Gesundheit. Aber wenn ich des Abends beim Sternengefunkel ein Wörtchen mit ihr plaudern wollte, dann war sie einsilbig und müde;

die Natur verlangte ihre Rechte, und ein tiefer, köstlicher Schlummer gab ihr die Kraft zu neuer Thätigkeit und Arbeit.

So lange, wie unsere Hüttterwochen mit dem eifrigen, rastlosen Treiben in Hof und Haus zusammen fielen, ging Alles gut. Die neue, ungewohnte Beschäftigung gefiel mir; meiner Frau, die schon an dergleichen gewohnt war, ging Alles trefflich von Statten. Wenn wir auch unter dem Drucke der Arbeit uns nicht so innig und traulich unterhalten konnten, wie ich wohl gewünscht hätte; wenn das Gemüth nicht sein volles Recht erhielt, und jener lebendige, innige Austausch der Gedanken und Gefühle, in dem der eigentliche Werth der Freundschaft wie der Liebe besteht, vermisst wurde: so warf ich die Schuld auf die ermüdende Arbeit und freute mich auf den langen, einsamen Winter, wo nichts um uns her uns in unserem traulichen Zusammenleben stören würde.

Der Winter kam. Langsam färbten sich die Blätter des Waldes, der jeden Tag sein lebendiges Farbenspiel von Grün, Gelb, Roth veränderte; jeden Tag uns mit neuen Bildern entzückte. In Deutschland hat man keine Ahnung von der Pracht des herbstlichen Waldes in Amerika; hier ist Alles Gluth und Glanz, und das scheidende Jahr schmückt sich mit Purpur, ehe es sich in das schneeige Leichentuch einhüllt. Ich beobachtete diese Scenen mit Entzücken, und vergaß fast die Nebenhügel und Eichenwälder der Heimath.

Meiner Frau schien indessen das Verständniß für die Schönheiten der Natur zu fehlen. Dies mochte daher rühren, weil sie zu vertraut damit war. Es war am Ende gut, daß sie in vielen Dingen meinen Entusiasmus nicht theilte und den Aufwallungen meines Gefühles eine ruhige Freundschaft und eine verständige Gleichgültigkeit entgegensetzte.

Es kamen die einsamen Stunden des Winters, auf welche ich mich so gefreut hatte. Wir saßen die langen Abende allein zusammen, und hatten Muße genug, uns gegenseitig bis auf den tiefsten Grund der Seele kennen zu lernen. Dies war für uns Beide bedenklich. Es scheint in der That, daß die Menschen so unvollkommene Geschöpfe sind, daß sie sich dann nur recht herzlich achten und lieben können, wenn irgend eine Schranke zwischen ihnen besteht, die sie von einander trennt. Wenn wir aber einen Menschen bis in das kleinste Detail seiner Gefühle, Gedanken und Gewohnheiten hinab kennen, dann schwindet die poetische Hülle, mit welcher die Liebe und Freundschaft ihn früher umgab, und der geheimnißvolle Zauber, welcher die Herzen zusammenband, läßt nach. Auch die Liebe scheint jener Sphäre zu vergleichen zu sein, die sich in den Abgrund stürzt, wenn man ihr letztes Räthsel gelöst hat.

Was soll ich weiter Tag für Tag meine Erfahrungen verfolgen? Mit welchen Worten soll ich das Verhältniß zu meiner Frau entwickeln? Ich warf das Sentimental aus, um die Tiefe ihres Gemüthes zu erforschen; ich fand unten keine Perlen und Blumen. Wenn ich einen Ton tiefer, leidenschaftlicher Empfindung ansetzte, hörte ich wohl ein mechanisches Echo, aber keinen vollen, lebendigen Widerklang. Die rege Phantasie, die auch noch im Winter Blumen in das Eis zaubert, fehlte ihr; ich wußte kaum die Stunden mit ihr auszufüllen; der Lectüre, der Musik war sie unzugänglich, und selbst meine eigenen Gedanken gingen mir aus, da sie bei ihr keinen Anklang fanden.

Weißt du, mein freundlicher Leser, was Langeweile ist? Ein schreckliches Ding, das in der Liebe mehr zu fürchten ist, als Eifersucht und alle andern Plagen, der Rehlthau alles Glückes, der nicht nur das Glück selbst, sondern auch die Hoffnung dazu vernichtet. Sie ist nicht akuter Natur, sondern eine chronische Krankheit, deren Entstehung man nicht kennt, deren Verlauf man nicht beobachtet, deren Resultat aber der Ruin aller Hoffnungen und Illusionen ist.

Ich langweilte mich und meine Frau, und war leider noch so aufrichtig, mir selbst darüber Vorwürfe zu machen. War es nicht vollständig meine Schuld, daß wir uns nicht besser verstanden? Hatte ich das Recht, später mehr Ansprüche zu machen, als Anfangs? War sie nicht ein treues, braves Weib, schön und gesund, wie eine Rose, und erfüllte alle ihre Pflichten redlich? Daß sie jenes tiefe Gefühl, jene höhere Bildung nicht besaß, welche am Ende zu meinem Glück nothwendig gewesen wäre, dies war nicht ihre, sondern meine Schuld, denn ich hätte sie dazu erziehen müssen.

Nun; es wäre vielleicht Alles noch gut gegangen, und wir hätten die Langeweile, wie so manche andere Eheleute ertragen, wenn nicht eine Reihe äußerer Ereignisse unser Leben verwirrt hätte. Ich wurde um einen großen Theil meiner Ernte, welchen ich an einen betrügerischen Spekulant verkauft hatte, betrogen. Zu dem Aerger über den Verlust gefelkten sich die harten, unverdienten Vorwürfe meiner Frau, um mich verbrießlich zu machen. Kurz darauf brannte unser Wohnhaus nieder, und wir mußten uns mit einem alten Blockbaue behelfen, weil mir das Geld fehlte, neu zu bauen. Meiner Frau fehlte alle Widerstandskraft gegen das Unglück; ihr Murren, ihre Ungebuld, ihre Thränen waren nicht wehr zum Ertragen; sie machte mir die lebhaftesten Vorwürfe und verbeßte nicht, daß sie den Tag unserer Vereinigung beklage. Dies war genug; ich verkaufte die Hälfte meiner Farm, händigte ihr das Geld ein, und der Richter fertigte den Scheidebrief aus. Bald darauf erhielt ich von New-York einen Brief, in welchem sie ihr Unrecht und Unglück beklagte und mich ihre Abreise nach Deutschland anzeigte. Möge sie dort einen besseren Gatten und bessere Verhältnisse gefunden haben!

Ich war allein. Zuerst erfüllte mich das Verwundsein meiner Befreiung mit Stolz und Vergnügen. Bald aber überwältigte mich das Gefühl der Einsamkeit, und ich will nicht verhehlen, daß mich dieses Gefühl mit Verzweiflung erfüllte. Wenn nur der Frühling gekommen wäre, daß ich mit angestrenzter Körperarbeit die finstern Gedanken hätte überwältigen können. Aber noch deckte der Schnee das Land und ein barbarischer Westwind verfolgte mich bis in den letzten Winkel meiner Blockhütte.

Unter den vielen Bildern, welche die Phantasie und die Erinnerung damals in meiner Seele hervorrief, leuchtete eine bekannte Gestalt hell und klar hervor und wurde die treue Gefährtin meiner einsamen Stunden. Wo mag Anna weilen? fragte ich mich oft, und mit dem Gefühle warmer Zuneigung mischte sich eine schmerzvolle Freude darüber, daß sie ihr Schicksal nicht einem Manne anvertraut hatte, der so wenig Mittel besaß, sie glücklich zu machen.

Welches freudige Erschrecken aber, als plötzlich dieses Phantasiebild Wirklichkeit gewann. Eines Tages kam sie in Begleitung ihrer Verwandten in meine Einsamkeit; ich glaubte kaum meinen Augen trauen zu dürfen, und meine Ueberraschung war so groß, daß ich fast meine Besinnung verlor. Wer vermüchte ein solch seltsames Wiedersehen zu schildern! Genug, Anna hatte von meiner früheren Frau Alles gehört, was nothwendig war, um sie zu bestimmen, mich aufzusuchen, und mir das Anerbieten zu machen, meine Einsamkeit zu theilen. Ein Schritt, der unter allen andern Verhältnissen vielleicht unsinnig und thörlühn gewesen wäre, schien ihr so einfach und natürlich, daß sie gar nicht zögerte und zweifelte. Um so verwirrt und besürzter wurde ich. Wie mit einem Zauberschlage enthüllte sich mir eine tiefe, mächtige Leidenschaft, aber durfte ich sie und mich von dem Altgrunde verschlingen lassen, der zu unsern Füßen starrte? Waren nicht alle die Gründe, welche mich früher von der Freundin getrennt hatten, noch durch meine letzten Erlebnisse vermehrt worden? Aber ich weiß nicht, wodurch die große Veränderung meiner Sinnesart hervorgebracht war; die alten Gründe hatten ihre alte Kraft nicht mehr. Die Leidenschaft drängt sich mit einem gewaltigen Ernste in den Vordergrund meiner Seele, und ich fühlte, daß ich kein Mann hätte sein müssen, wollte ich ihr widerstehen. Dieses Beispiel der Liebe und Entzagung machte mich so stolz und muthig, daß eine Welt von Hindernissen nicht mich mißtraulich auf meine Kraft und meine Zukunft gemacht hätte.

Es war ein schöner, sonnenhellter Frühlingstag, als wir in der Einsamkeit des Waldes, nur von wenigen Zeugen umgeben, die Hände ineinander legten. Das gute

Omen hat uns nicht betrogen. Eine seltsame Freudigkeit und Zuversicht bemächtigte sich meiner; alle meine Verhältnisse erschienen mir in rosenfarbem Lichte, und die Arbeit, welche mich sonst niedergebrückt hatte, wurde mir zum Vergnügen. Welch einen Unterschied fand ich zwischen den beiden Frauen. Jede Stunde des Lebens war mir jetzt eine reiche Quelle des Vergnügens. Bei jeder Gelegenheit entdeckte ich einen tiefen, unverstegbaren Brunnen von Geist und Empfindung, und wo ich nur einen Ton des Gedankens und des Gefühles anschlug, fand ich einen lauten, vollen Widerklang.

Mancher Sturm freilich wühlte noch die Wellen unseres Lebens auf, aber wir hatten die Kraft, ihn zu ertragen. Die Gluth des Sommers, vielleicht auch übertriebene Arbeit, warf mich auf das Krankenlager. Aber durch die Hitze des Fiebers hindurch klang die freundliche Stimme meiner Frau und besänftigte mein Blut. Sie rezitirte mir meine Lieblingsdichter; sie saß an meinem Krankenlager und las mir aus Shakespeare und Goethe vor; sie erzählte mir aus meiner Vergangenheit das, was mir am angenehmsten war, und wußte von meinen Hoffnungen grade die zu beleben, auf die ich den meisten Werth legte.

Und wieder kam der Herbst mit seinem klaren Himmel und reichen Farben; wiederum fielen die Blätter ab, und wir saßen, von Sturm und Schnee umringt, in dem einsamen Blockhause. Aber Welch ein Unterschied zwischen dem Leben damals und jetzt. Je länger wir mit einander sprachen, je weniger mochten wir aufhören, und je tiefere Blicke ich in ihr Inneres warf, desto mehr überraschte sie mich durch neue Eigenschaften und Vorzüge. Ihr Einfluß auf mich war von der wohlthätigsten Art, und manche rauhe Seite meines Charakters milderte sich.

Der nächste Sommer brachte uns schon ein niedliches Bretterhaus; im Winter wurden Bücher, Pinsel und Palette wieder hervorgeholt und die Muses verschmähten unsere stille Wohnung nicht. So ging es fort und fort; von Arbeit zu Genuß, und von Genuß zur Arbeit; unsere Verhältnisse besserten sich; unsere Liebe blieb sich gleich. So sind jetzt ein Duzend Jahre verflossen; ein fröhlicher Kreis von Kindern spielt um uns her, und zieren unser Haus mehr, wie die Porträts, Landschaften und Blumenstücke, welche bezeugen, daß auch ein Leben von Sorgen und Mühen die Liebe und die Treue zur Kunst nicht überwältigen kann.

Dies ist eine einfache Erzählung, mein freundlicher Leser, und du findest nichts von jenen überraschenden Scenen und Katastrophen darin, die du von solcher Lektüre erwartest. Aber die Lehre, welche daraus hervorgeht, ist auch für dich vielleicht von Bedeutung. Wir sehen überall im Leben, daß wahre Bildung des Geistes und des Herzens uns befähigt, uns in jede Lage zu fügen und in derselben Muth und Würde zu zeigen, daß dagegen der Mangel an Bildung und Kenntnissen überall und wenn er mit den besten Eigenschaften und Fähigkeiten gepaart ist, auch den Charakter verflacht, und uns hindert, den Muthseligkeiten des Lebens zu widerstehen.

---

## Die Thätigkeit der deutschen Vereine

Allenthalben rührt und regt es sich. Es scheint wirklich noch deutscher Sinn und deutsche Kraft in Amerika zu walten. Möge nur nicht die alte Indifferenz wieder das frische, aufwachende Leben unterdrücken!

Das Beispiel der Einigkeit und Einmütigkeit von Wisconsin hat genügt. In Ohio haben sich die freien Vereine schon zu einem Bunde vereinigt; in Indiana werden sie es nächstens thun. Auf der Convention zu Columbus, O., hatten sich über 20 Vereine versammelt. Das hauptsächlichste Resultat dieser Vereinigung ist eine politische Plattform, welche als der Gesamtausdruck der öffentlichen Meinung unter dem freisinnigen Theile der deutschen Bevölkerung zu betrachten ist. So sehr wir uns über ein solches Heraustrreten aus dem alten Partheiwesen, über diese Sicherheit und Selbstständigkeit der Ueberzeugung freuen, so ehrenwerth und zweckmäßig die in dieser Plattform enthaltenen Ansichten sind: glauben wir doch, daß die Plattform als solche nicht ihr Ziel erreichen wird. Unserem unmaßgeblichen Urtheile nach sollten solche Conventionen mehr dazu benutzt werden, eine feste, formelle Organisation der Fortschritts-Vereine herzustellen, als eine derartige Plattform zu entwerfen, welche viel zu ausführlich ist, als daß sie in jedem einzelnen Punkte mit der Meinung jedes Einzelnen übereinstimmen kann. Eine Plattform muß so allgemein, wie möglich, gehalten sein, soll sie einen allgemeinen Wirkungskreis haben. So sehr wir bedauern, daß die Convention von Wisconsin das politische Gebiet mit einer gewissen Aengstlichkeit vermieden hat, halten wir das Verfahren unserer Freunde in Ohio für etwas zu speziell. Wir hätten ihrer politischen Thätigkeit eine mehr negative, allgemeine Geltung gewünscht. Eine Unabhängigkeits-Erklärung von allem Partheiwesen, ein Ablehnen des Compromißwesens in der Politik, welches jetzt von den höchsten Gesezen an bis zu den kleinsten Wahlen getrieben wird, eine allgemeine Verpflichtung, daß Jeder nur nach seinem eigenen Gewissen stimme: dies wäre am Ende genügend gewesen, um bis zur Bildung einer neuen politischen Parthei, die naturgemäß aus den Ruinen der alten Partheien hervormachsen muß, die Unabhängigkeit und Ehrenhaftigkeit der deutschen Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Hiemit wollen wir die Plattform ihrem materiellen Inhalte nach nicht verwerfen; unsere Meinung geht nur dahin, daß die Form derselben verfehlt sei, da sie zu sehr in das Detail eingeht.

Das Centralcomite in Wisconsin hat vor einigen Wochen seinen ersten Jahresbericht der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist erfreulich zu sehen, daß auf dem Lande die Sache gut voranschreitet. In der Stadt selbst bleibt noch Manches zu wünschen übrig; vor Allem die Vereinigung der freien Gemeinde mit dem Freimänner-Vereine. Die Nothwendigkeit dieses Schrittes ist so einleuchtend, daß es kaum einzusehen ist, daß man denselben nicht schon früher gethan hat. Beide Vereine arbeiten zur selben Zeit, in demselben Geiste, nach demselben Plane. Warum sich die Arbeit nun verdoppeln? Es ist eben nicht leicht, jeden Sonntag einen tüchtigen, wissenschaftlichen Vortrag zur Hand zu haben, eine Debatte mit allen ihren Gründen und Gegen Gründen durchzuführen. Warum nun dasselbe zur selben Zeit an zwei von einander getrennten Orten? Wenn sich noch Meinungs-Verschiedenheiten, oder besser gesagt, verschiedene Nuancen und Färbungen derselben Meinung im Freimänner-Vereine und in der freien Gemeinde vorfinden sollten, so wird dadurch am Ende die Debatte

nur um so lebhafter und interessanter. Die Verschmelzung dieser beiden Vereine würde auf die geselligen Zustände unserer Stadt eine wohlthätige Rückwirkung haben. Wir wünschen mit der größten Lebhaftigkeit, daß man bei der Behandlung dieser Frage mehr die Resultate der Zukunft als die Hindernisse der Vergangenheit berücksichtigen möge.

Unser Musik-Verein erfreute uns wieder mit zwei schönen Leistungen, mit der Aufführung der Oper „Czaar und Zimmermann“ und einem trefflichen Concerte. Dieser Verein bedarf des Lobes nicht mehr; er ist der Neid aller andern Städte. Wir bedauern, daß wir dasselbe nicht von unserem deutschen Theater sagen können. Das Unternehmen hat schon so gute Anfänge gemacht, und so schwere Proben überstanden, daß man tüchtige Fortschritte von demselben erwarten durfte. Aber davon ist noch wenig zu bemerken; die Auswahl der Stücke ist oft nicht mit Geschmack und Umsicht getroffen, und die Darstellung nachlässig. Allerdings wollen wir berücksichtigen, daß Personenwechsel, Krankheit u. s. w. den Aufschwung des Theaters einigermaßen gehemmt haben, aber wenn wir auch vorerst auf glänzende Resultate des Fortschritts verzichten, haben wir doch das Recht, wenigstens ein Streben nach Fortschritt sehen zu wollen.

In Chicago, wo auf einmal das deutsche Leben ganz andere Form und Kraft zu gewinnen scheint, hat das deutsche Theater seine erste schwere Zeit überstanden und kann das Unternehmen unseres Freundes Kurz als fest begründet angesehen werden. Der Freimänner-Verein daselbst entwickelt eine lebhafteste Thätigkeit und hat sich energisch auf das Feld der Politik geworfen. Wir können unsern Freunden mit Recht das stolze Wort zurufen: sie pergas!

Während hier im Westen das deutsche Leben rüstig voranschreitet, scheint sich auch im Osten unter der deutschen Bevölkerung neue Thätigkeit und Nützlichkeit zu zeigen. Die Deutschen New-York's scheinen den Vorwurf der Indifferenz und der Zersplitterung des gesellschaftlichen Lebens, der ihnen früher vielfach gemacht wurde, in Vergessenheit bringen zu wollen. Die Agitation gegen die Nebraska-Bill hat einen Umschwung der öffentlichen Meinung hervorgebracht, der vortheilhaft auf die vielen Vereine und Gesellschaften, welche dort existiren, nachwirkt. Wenn man bedenkt, was die musikalischen, wissenschaftlichen und geselligen Vereine New-York's leisten könnten, wenn sie sich dieselbe Mühe gäben, wie unsere westliche Bevölkerung, wenn dieselbe Einigkeit, dasselbe Zusammenstreben dort herrschte, so kann man nur lebhaft bedauern, daß die bedeutenden Mittel, welche dort vorhanden sind, bisher noch kein entsprechendes Resultat hervorgebracht haben. Man sagt vielfach, daß in New-York das „Büßneß“ zu mächtig sei, als daß das gesellige Leben gedeihen könnte. Aber ist im Westen die Sorge für das Materielle, das rast- und ruhelose Treiben des Geschäftes nicht viel größer, als in den älteren Städten und Staaten? Bei der Hastigkeit, mit welcher der Westen sich entwickelt, gewinnen wir doch noch die Muße, in Musik-Vereinen, Freimänner-Vereinen, auf dem Theater u. s. w. freundliches und Nütliches zu leisten, und je größer die Anstrengungen für das materielle Fortkommen sind, desto achtsamer bilden wir unser geselliges Leben aus. Aber es scheint, daß man dort, wo man die meisten Hülfsmittel zu einem genüßreichen und nützlichen Vereinsleben hat, dieselben am wenigsten benutzt, und daß die Schwierigkeiten, welche sich hier im Westen jedem künstlerischen und wissenschaftlichen Bestreben entgegenstellen, grade das Reizmittel zu solchen Bestrebungen in sich tragen.

## An die Abonnenten der „Atlantis.“

### Auflösung der Partnerschaft.

Die Unterzeichneten, Herausgeber der „Atlantis“, erklären hiermit, daß sie sich in freundschaftlichem Wege von einander getrennt haben.

Essellen übernimmt die fernere Herausgabe der Zeitung von diesem Tage allein auf seine eigene Rechnung, wie alle Verpflichtungen den Abonnenten gegenüber. Alle rückständigen Abonnements sind an ihn zu entrichten.

Milwaukee, 24. März 1854.

H. Harpe u. Chr. Essellen.

In Bezug auf vorstehende Erklärung ersuche ich das Publikum der „Atlantis“ derselben seine Theilnahme und sein Vertrauen zu bewahren. Das Unternehmen wird jedenfalls fortgesetzt. Die rückständigen Abonnenten werden dringend aufgefordert, die Beiträge einzusenden.

Chr. Essellen.

Wir bedauern, daß wir zu den vielfachen Unterbrechungen und Aenderungen, welche mit der „Atlantis“ schon vorgenommen sind, noch eine weitere hinzufügen müssen. Kaum, daß die Zeitung von Detroit nach Milwaukee übergesiedelt war, wurde die Wochenschrift in ein Monatsheft verwandelt, und wenige Wochen nach dieser letzten Aenderung trat die Geschäftstrennung ein, welche die Herausgabe dieses Heftes wiederum um zwei Wochen verzögerte. Wenn wir trotz alledem noch die Geduld des Publikums für uns in Anspruch nehmen, so können wir dies auf keine andere Weise motiviren, als durch die aufrichtige und feste Versicherung, daß wir unserem Unternehmen treu bleiben und dasselbe trotz aller Hindernisse fortführen. Die Widerstandskraft, welche in jedem Hindernisse, in jeder Schwierigkeit liegt, fehlt dem Herausgeber dieser Blätter nicht, und Unternehmungen dieser Art bedürfen der Prüfungen, um ihre Lebensfähigkeit zu beweisen.

Der Redakteur der „Atlantis“ wird eine Reise nach dem Osten antreten, und nach Verlauf von wenigen Wochen wieder auf seinem Posten sein. Er ersucht seine Freunde, ihn in den Bemühungen, seinen Leserkreis zu erhalten und zu vergrößern, zu unterstützen.

Der Gedanke, welcher bei der Gründung dieser Zeitung vorkam, hat sich als richtig und praktisch durchführbar bewiesen. Die „Atlantis“ sammelte sich in fast allen Theilen der Union ein kleines, aber sicheres Publikum; sie fand selbst in mehreren Städten des Westens, wie in Milwaukee, Chicago, Cleveland, St. Louis einen ausgedehnteren Leserkreis, als zu vermuthen war. Vielfache Beweise der Zustimmung und Billigung wurden dem Herausgeber von solchen Leuten und Kreisen gegeben, auf deren Urtheil alles Gewicht gelegt werden konnte. Wir erinnern uns dieser Freundschaftsbeweise mit um so größerer Dankbarkeit, weil sie den Muth und die Liebe zur Sache durch schwere Tage hindurchtrieten.

Das Unternehmen ist so weit gediehen, daß es nicht fallen gelassen werden kann. Die Hindernisse, welche wir finden, dienen nur dazu, demselben einen neuen Schwung zu geben.

Wir kannten diese Schwierigkeiten schon von Anfang an, und haben uns darüber gar keine Illusionen gemacht. Wir zweifelten am Publikum, und noch mehr an uns selbst. Weit entfernt, daß alle diese Zweifel gehoben wären, haben wir doch manche Garantie für die Durchführbarkeit unserer Bestrebungen gewonnen. Das einzige Resultat, was wir von diesen Bestrebungen erwarten, ist die Möglichkeit, sie fortzusetzen. Dazu ist nur ein wenig Vertrauen und Theilnahme nothwendig, und herzlich ersuchen wir darum unser Publikum.



# Atlantis.

Neue Folge.  
Band 1. Heft 3.

1854.

Alte Folge.  
Bd. 3. Nr. 61-64

## Vorbemerkung.

Die „Atlantis“ darf nach dieser langen Unterbrechung nicht wieder vor ihr Publikum treten, ohne sich über die Veranlassung derselben zu rechtfertigen. Dieselbe bestand lediglich in pekuniären Schwierigkeiten, die zum großen Theil durch die Lässigkeit des Publikums selbst hervorgebracht waren. Die Abonnenten mögen deshalb mir persönlich die Verzögerung nicht zur Last legen. Ich habe die Atlantis bis jetzt durch alle Unterbrechungen und Schwierigkeiten hindurchgerettet und bin gegenwärtig in der Lage, die Fortdauer des Blattes als gesichert zu betrachten. Es schien mir immerhin zweckmäßiger, das Unternehmen zu unterbrechen, als nieder zu brechen. Da außerdem die Atlantis sich gerade nicht mit den Tagesereignissen beschäftigt, die Ausgabe derselben also nicht gerade von dem Datum abhängig ist; da ferner das Abonnement nicht der Zeit, sondern der Nummer nach gerechnet wird: so glaube ich, daß das Publikum dieser Verzögerung wegen der Atlantis seine Theilnahme nicht entziehen wird.

Der Zweck, welcher bei der Gründung der Atlantis vorwaltete, nemlich ein Centralorgan für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen zu bilden, wird durch die freundliche Theilnahme tüchtiger literarischer und wissenschaftlicher Kräfte, die uns zugesagt sind, der Verwirklichung näher kommen. Wir erlauben uns, diejenigen Freunde, die uns ihre Mitwirkung zugesagt haben, hier an ihr Versprechen zu erinnern.

Die Atlantis wird jetzt in Chicago, in der Office der Illinois Staatszeitung, gedruckt, und sind Arrangements getroffen, um deren regelmäßiges Erscheinen zu sichern. Für die Staaten Massachusetts, New York, Pennsylvania, New Jersey, Maryland und Distrikt Columbia hat die Buchhandlung von Helmig u. Stark 202 Williamstreet den Debit übernommen, und sind alle Aufträge aus den genannten Staaten an diese Firma zu richten.

Briefe und Wechselblätter werden unter der Adresse: Atlantis, Letterbox 1843. Chicago, Illinois, an mich gelangen.

Chicago, den 20. Juni 1854.

Chr. Effellen.

## Osten und Westen.

Nirgend in der Welt vielleicht sind absolute und unbedingte Urtheile so wenig am Plage und so gefährlichen Irrungen ausgesetzt, wie in Amerika und über amerikanische Zustände. Drüben in Europa, wo alle Verhältnisse einen entschiedenen Charakter und eine feste, verknüpferte Form angenommen haben, kann man seinen Ansichten schon eher eine schroffe, rücksichtslose Haltung geben, als in diesem jungen, unreifen Lande, wo Alles im Werden und Entstehen begriffen ist und die Ereignisse in einem raschen, wechselnden Strome an uns vorüberbrausen. Hier muß man nicht so sehr die Thatfachen selbst beurtheilen als die Art und Weise, das Wann und Wie, das mit der Entstehung dieser Thatfachen verknüpft ist. Es scheint den Verhältnissen dieses Landes nicht angemessen zu sein, daß das Urtheil und die Kritik ebenso fertig und vollendet, wie einst Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, in die Welt tritt; auch die Kritik muß die Entwicklungsfähigkeit haben, deren sich alle Zustände dieses Landes erfreuen.

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,  
Der werdende wird immer dankbar sein.“

dieses Wort unseres Altvaters Götze sollte man sich immer in's Gedächtniß rufen, wenn wir in Gefahr kommen, uns ein einseitiges und absprechendes Urtheil über amerikanische Zustände zu bilden. Und wir finden häufig Gelegenheit und Veranlassung zu einem solch schroffen, absprechenden Urtheile. Die amerikanischen Verhältnisse haben für uns manches Fremde, Unerfreuliche, Widerwärtige; wir werden durch Vieles verletzt und zurückgestoßen; unsere Erinnerungen von drüben passen selten zu den hiesigen Erfahrungen. Aber der Mißmuth, die Verstimmung darüber darf nie die Basis unseres Urtheiles über amerikanische Verhältnisse bilden, sondern sollte uns immer zu einem gewissen Mißtrauen gegen unsere Ansichten und Auffassungsweise veranlassen. Gestehen wir uns ein, daß, wenn wir in dieses Land kommen, wir nicht nur wenig von den Zuständen dieses Landes wissen, sondern häufig auch nicht einmal das rechte Auge, ja oft nicht einmal den rechten Willen für das Verständniß der hiesigen Zustände haben. Wir besaßen drüben mehr oder weniger, als wir hier finden; eine fertige Civilisation lag dort um uns her, in welcher Jeder seinen bestimmten Platz und seine anerkannte Geltung hatte. Aus den gewohnten Thätigkeiten, Bestrebungen und Genüssen herausgeschleudert, finden wir uns hier Anfangs in einer trostlosen Einsamkeit, in welcher wir nur allzusehr dazu befähigt sind, jede Schattenseite der hiesigen Verhältnisse zu erkennen; unsere persönliche Verstimmung findet überall im politischen und gesellschaftlichen Leben ein Echo. Wenn wir nun mehr gerecht, wie leidenschaftlich sein

wollen, müssen wir aus unserer persönlichen Situation nicht die Motive zu unserem allgemeinen Urtheile nehmen, sondern diese Urtheile aus den Verhältnissen selbst zu entwickeln suchen. Wir gewinnen auf diese Weise nicht nur ein richtigeres Urtheil, sondern auch eine versöhnlichere Stimmung, und unser Tadel über Schlechtigkeiten, welche wir hier vorfinden, wird um so gerechter und wirksamer sein, je bereitwilliger wir uns zur Anerkennung des Guten zeigen.

Bei meiner letzten Anwesenheit in New York hatte ich vielfach Gelegenheit, schroffe, harte Urtheile über Amerika zu hören, Urtheile, die oft richtig motivirt waren, aber in ihrer Unbedingtheit und Ausschließlichkeit eine falsche Richtung einzuschlagen schienen. Wie es überhaupt in der Atmosphäre, dem Klima der großen Handelsstadt am Hudson liegt, daß alle Meinungen und Ansichten eine schroffe, einseitige Haltung annehmen, — eben weil dort die entgegengesetztesten Ansichten gegeneinander prallen und sich gegenseitig verstärken — so sind auch die Urtheile über Amerika, über die Zukunft des Landes, über die politischen Partheien u. s. w. epigrammatisch zugespitzt. Ich halte jedoch dafür, daß New York am wenigsten der Platz ist, wo man sich ein ruhiges, unbefangenes Urtheil über Amerika angewöhnen kann, daß überhaupt die Eigenthümlichkeiten dieses Landes an der Ostküste nicht so deutlich hervortreten, als im Westen, wo mir der Schwerpunkt der amerikanischen Geschichte und die Zukunft dieses großen Landes zu liegen scheint.

Der amerikanische Osten, das Gesicht gegen Europa gewendet, von einem schiffswimmelnden Meere umspült, beherbergt ein Handelsvolk, das, wie alle Handelsvölker, in kosmopolitischer Charakterlosigkeit allen fremden Einflüssen zugänglich ist, und uns eine Mosaikkarte der verschiedensten Nationen und nationalen Eigenschaften darbietet. Dort liegt nicht das neue Rom, sondern das moderne Karthago, die aristokratische Geld- und Handelsrepublik. Dort wohnen ungefähr dieselben Leute, die wir in London und Smyrna, in Petersburg und Hamburg finden. Die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters sind hier vielfach gemildert und verändert. Die Nähe des Meeres mäßigt nicht nur das Klima, sondern auch die nationalen Unterschiede; der Blick des Volkes ist mehr auf die Beziehungen nach Außen, als auf die Entwicklung der innern Angelegenheiten gerichtet; das Geschäft verschlingt nicht nur größtentheils die Politik, sondern auch das gesellige Leben. So finden wir hier wenig jene Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge, welche wir mit dem Namen Nationalität bezeichnen, — falls es überhaupt statthast ist, in Amerika von einer Nation und Nationalität zu sprechen.

Dasjenige, was von europäischer Kultur über den Ocean herüber-

wandert, bleibt zum großen Theil im Osten sitzen; es ist leider weniger der Kern der europäischen Kultur, die wissenschaftliche Bildung, die Kunst und Literatur, als der Lurus, die äußeren Formen des gesellschaftlichen Lebens, die Demoralisation der Sitten und dergleichen Abfälle und faulen Früchte der europäischen Entwicklung. Die Amerikaner, mehr ein zufälliges Völkertonglomerat, als ein Volk, sind trotzdem, daß sie nur eingewanderte Menschen und Ideen besitzen, nicht sehr fähig und willig, die Eigenthümlichkeiten anderer Nationen und Zeiten in sich aufzunehmen; sie besitzen nicht, wie die Deutschen, jene wunderbare Eigenschaft, sich in das innerste Wesen einer fremden Nation oder einer vergangenen Geschichtsperiode hineinzuversetzen und deren Eigenthümlichkeiten mit ihrem Volkscharakter zu verschmelzen. Die Oberflächlichkeit ihrer Bildung, eine natürliche Folge der Schnelligkeit ihrer Entwicklung, erlaubt ihnen nur, die Oberflächlichkeiten der europäischen Kultur zu adoptiren, und diese verschmelzen sich nicht einmal mit dem amerikanischen Charakter, sondern werden bloß äußerlich nachgeahmt und kopirt.

Der Osten ist schon ein älteres Land, und die Verhältnisse dort sind schon mehr fest und abgeschlossen, als im Westen. Die östlichen Städte haben schon einigermaßen ihre Geschichte; sie sind ziemlich bis an ihre Grenzen ausgebaut und wenn noch neue Vorstädte hinzugefügt werden, wird dadurch die äußere Physiognomie derselben nicht wesentlich verändert. Der Besitz, die Geschäfte sind in festen Händen; der Einwanderung ist es nicht leicht, mit der alten Geldaristokratie zu konkurriren. Die Einwanderung bildet daher dort immer nur eine zweite Klasse der Bevölkerung; wenn wir durch die Straßen gehen, zeigt uns schon der äußere Anstrich der Häuser, welche Stellung speziell die jüngere deutsche Einwanderung einnimmt. Während zu ebener Erde die großen Geschäfte der Amerikaner sich befinden, sehen wir im Basement den Deutschen in der — Lagerbierhalle sitzen. Der Einfluß der Deutschen auf das gesellschaftliche und politische Leben ist deshalb verhältnißmäßig zu der großen Zahl derselben nur gering und wurde bisher auf eine Weise verwendet, die nicht gerade den Deutschen zur Ehre gereichte. Wenn dies seit dem Nebraskakonflikt in New York und andern östlichen Städten etwas anders geworden ist, und die Deutschen sich geweigert haben, sich als die Diener der Sklavenpartei zu betrachten: so ist dies allerdings als ein erfreulicher Fortschritt zu betrachten; aber wir sehen noch nicht, daß aus dieser veränderten politischen Stellung eine große Vermehrung des politischen Einflusses resultirte. Es ist gewiß, daß wir unter der deutschen Bevölkerung der östlichen Städte sehr viel Geist und Intelligenz finden; New York bietet in dieser Beziehung wohl ebenso viel, wie Berlin oder eine andere große Stadt Deutschlands. Aber diese Intelligenz

weiß sich in den meisten Fällen nicht recht mit dem praktischen Leben abzufinden und sich demselben einzuverleiben; sie steht isolirt da und erschöpft sich in unmöglichen Theorien oder in Ausbrüchen des Mißmuthes und der Verzweiflung.

Wenn wir dies nun von New York und den andern größern Städten des Ostens sagen können, wie sieht es erst unter der deutschen Bevölkerung im Innern der östlichen Staaten aus? New York ist immer eine Weltstadt und bietet alle Reize und Vortheile derselben, so daß der Aufenthalt daselbst gewiß jedem denkenden und strebenden Menschen zum Genuß wird. Aber die kleineren Städte von Albany bis Buffalo, die Städte im Innern Pennsylvaniens oder der New England Staaten: — dort leben Hunderttausende von Deutschen in einer geistigen Agonie, in einer politischen Unmündigkeit und in engen materiellen Verhältnissen, die unter andern Umständen gewiß zu einer bessern Rolle und einer einflußreicheren Stellung gediehen wären. In kleinlichen Zänkereien und Klatschereien leben sie dort ihr Krähwinkelleben hin; Brodneid und religiöser Haber verzehrt die letzten Spuren des geselligen Lebens und der Eintracht. So kommt es, daß diese Deutschen, was den politischen Einfluß und das gesellige Leben anbetrifft, noch weit unter den Irländern stehen, welche durch die doppelten Bande der Nationalität und Religion zu einem Ganzen verbunden sind, das, oft willenlos oder durch fremden Willen geleitet, doch immer sein Gewicht in die politische Waagschaale legen kann. Es ist traurig zu sehen, wie der Deutsche seinen Fleiß und seine Ausdauer in diesen engen kleinen Verhältnissen vergeudet, während ihm doch ein großes weites Land offen steht, welches seine Thätigkeit mit materiellem Besitze, wie mit gesellschaftlichem und politischem Einflusse, reichlich zu belohnen willens und fähig ist.

Dieses Land ist der große amerikanische Westen. Er bietet sich der deutschen Einwanderung als eine neue Heimath dar mit großen Hoffnungen und Aussichten; gewährt jeder Thätigkeit, jedem Streben hinreichendes Material, sich zu realisiren, und genügt den kühnsten Anforderungen, die der Deutsche den amerikanischen Verhältnissen gegenüber zu stellen berechtigt ist. Wer Thätigkeit mit Ausdauer verbindet und von der Wirklichkeit nur das Mögliche erwartet, der findet hier in jeder Sphäre der Thätigkeit hinreichenden Spielraum, sich geltend zu machen und seinen Willen im praktischen Leben durchzusetzen. Allerdings muß man immer berücksichtigen, daß die Civilisation des Westens erst seit wenigen Jahren aus dem Urwald hervorgetreten ist; man kann die Zukunft dieser Länder nicht nach dem beurtheilen, was jetzt existirt, sondern nach dem Unterschiede zwischen jetzt und früher. Der westliche Mann muß sich manche Entbehrungen auferlegen, auf manche liebgewordene Gewohnheit verzichten; aber findet er

dafür nicht mehr wie hinreichenden Ersatz in den großen und schnellen Resultaten seiner Thätigkeit und in der frischen lebendigen Entwicklung aller Verhältnisse rings um ihn her? Die Zustände der westlichen Länder sind noch biegsam und flüchtig; ein entschiedener Wille, ein austauerndes Bestreben kann sich diesen Zuständen noch mittheilen und einprägen; die Verhältnisse um uns her wachsen und wir mit ihnen; auf diese Weise gehört die Zukunft uns, wenn wir die Gegenwart ertragen.

Die westlichen Staaten sind Ackerbaurepubliken und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den östlichen Staaten, die den Handelsinteressen fast ausschließlich angehören. Der Amerikaner ist freilich auch im Westen immer noch Kaufmann; in dem letzten Blockhause des Urwaldes rechnet und spekulirt er noch. Aber der Handel bringt ihm dort im Allgemeinen lange nicht so viel ein wie der Ackerbau, und deshalb widmet er dem letzteren vorzugsweise seine Thätigkeit. Auch ist der Westen zum großen Theile in den Händen solcher Nationen, die sich dem Ackerbau und der Viehzucht mit besonderer Vorliebe hingeben, wie der Norweger, der Holländer und vor Allem der Deutschen. Die Geschichte zeigt uns, daß die auf dem Ackerbau gegründeten Staaten eine viel solidere Basis, eine größere Machtentwicklung und längere Dauer hatten, als die vorzugsweise dem Handel ergebenden Staaten; auch herrschten dort bessere Sitten, freiere Einrichtungen und einfachere Gesetze, wie in den letzteren. In dieser Beziehung werden die Unterschiede zwischen dem Osten und Westen von Jahr zu Jahr deutlicher und schroffer hervortreten.

Die Politik der westlichen Staaten, bis jetzt noch vielfach mit Schmutz überdeckt und der Verkäuflichkeit oder der Unwissenheit überliefert, wird, — dies sehen wir mit Sicherheit voraus, — in Kurzem eine edle Haltung und reinliche Form gewinnen. Die materiellen Interessen des Nordwestens, — diese sicherste Basis der Politik, besonders in Amerika, — verlangen gebieterisch eine radikale Landreform-Politik, direkt gegen jede Annäherung des Südens, wie gegen jedes andere Privilegium und Monopol gerichtet. Die Mißbräuche, welche aus dem bisherigen politischen System hervorgingen, besonders in Bezug auf die Agrargesetzgebung, haben die Interessen der nordwestlichen Staaten so nachdrücklich und empfindlich verletzt, daß eine Aenderung dieses Systems zu einer unausbleiblichen, unmittelbaren Nothwendigkeit geworden ist. Bis jetzt ist immer noch die Möglichkeit uns übrig gelassen, diese Mißbräuche ohne große Konvulsionen und Katastrophen aus der Politik der westlichen Staaten zu verbannen; jetzt ist immer noch eine reinliche und ehrliche Politik möglich; noch ist die Zukunft dieser Staaten nicht dem Monopole, der Geldmacht und der Korruption überliefert. Wir geben zu, daß wir auf dem Punkte angelangt sein, wo ein

weiteres Voranschreiten auf der bisherigen Bahn und in dem bisherigen Parteiwesen für die Zukunft des Westens entscheidend und verderblich sein würde; schon ist Manches verpfuscht und verdorben. Aber wir haben noch eine reiche Hülfquelle in den öffentlichen Ländereien, von denen die einzelnen westlichen Staaten noch viele Millionen Acker besitzen; werden diese Ländereien wirklichen Ansiedlern vorbehalten und den Eingriffen der Kapitalisten und Spekulanten verschlossen, so ist diesen Staaten eine große, mächtige Zukunft garantiert. Unsere Schulen und Universitäten sind im Besitz eines ungeheuren Grundbesizes, der mit der Zeit eine tüchtige Basis für unser radikales Freischulsystem bildet. Die Tendenzen und Interessen des Nordwestens sind direkt gegen den Süden gerichtet; die dortige Bevölkerung begreift instinktmäßig, daß die freie Arbeit und die Sklaverei, die Rechte der Einwanderung und die südlichen Rechte sich gegenseitig ausschließen, und daß ein Kampf auf Leben und Tod zwischen beiden eröffnet werden muß. Der Schutz der Arbeit gegen die Geldmacht ist ein Thema, welches wohl nirgend einen so ergiebigen Boden findet, als in den Staaten, die nur durch die Arbeit und durch die arbeitende Bevölkerung groß und mächtig geworden sind. Daß in den Ländern, in welchen die eingewanderte Bevölkerung den Amerikanern numerisch ungefähr gleichsteht und auch in pekuniärer und intellektueller Beziehung zu konkurriren vermag, der Nationalismus mit seinen Temperenz- und anderen Zwangsgesetzen nicht emporkommen kann, ist selbstverständlich. So finden wir überall in den Verhältnissen und den Interessen der westlichen Staaten und Territorien Anhaltspunkte für eine radikale, unabhängige, ehrliche Politik, welche sich hier viel eher, als in den andern Regionen der Union, freie Bahn verschaffen kann.

Denn es herrscht im Westen nicht die Indifferenz, fast möchte ich sagen, die Verachtung gegen Politik und politische Bestrebungen, welche man unter der sogenannten gebildeten Klasse des Ostens findet, wo der ehrliche, fleißige Geschäftsmann die Politik den Rowdies und Loafers überläßt und sich von dem Schmutz und der Gemeinheit derselben fernhält. Im Westen ist der größte Geschäftsmann, wie der kleinste Farmer, direkt auf die Politik angewiesen; sein Wohl und Wehe hängt von der Art und Weise ab, wie die allgemeinen Interessen des Landes verwaltet werden. Die Theilnahme an den politischen Parteibewegungen und Wahlen ist also im Westen natürlicherweise allgemeiner, als in den Staaten, die mehr ihren auswärtigen Handel, als die Entwicklung der innern Zustände im Auge haben.

Mit diesen Worten soll durchaus die jetzige herrschende Politik einzelner nordwestlicher Staaten nicht gebilligt werden; — sie ist bis zur Stunde fast werth, der Korruption in Washington an die Seite gestellt zu werden. Aber

es ist unsere Ansicht, daß die westliche Politik sich reformiren muß und kann, daß die Nothwendigkeit einer radikalen, ehrlichen Politik hier ebenso groß ist, wie die Hindernisse, die sich einer solchen Politik entgegenstellen, unbedeutend und vorübergehend sind. Wir halten dafür, daß es eine dankbare Arbeit sei, sich im Westen um die Politik zu kümmern, namentlich in einer Zeit, in welcher die größten Interessen des Landes auf dem Spiele stehen. Der allgemeine Grundsatz, daß in einem republikanischen Gemeinwesen Niemand gegen die Politik gleichgültig und neutral sein dürfe, gilt besonders für die westlichen Staaten, deren ganze Zukunft von der Politik abhängig ist. Die Resultate einer solchen allgemeinen politischen Thätigkeit übersteigen die Arbeit und Mühe, die man darauf verwendet, bedeutend.

Dies gilt speziell für die deutsche Bevölkerung der westlichen Staaten. Je weiter wir nach dem Westen gehen, desto größer wird auf der einen Seite der politische Einfluß der Deutschen, auf der andern Seite ihr materielles und politisches Interesse an der Politik. In den westlichen Staaten, besonders in denjenigen, in welchen das Stimmrecht auf ein- oder zweijährigen Aufenthalt ausgedehnt ist, ist die deutsche Bevölkerung der amerikanischen ungefähr ebenbürtig. Jede Wahl in Wisconsin, Iowa, Illinois, Michigan, Ohio kann durch die Deutschen entschieden werden, wenn sie ihre vereinte Macht auf die Seite werfen, wo ihre Grundsätze und Interessen liegen. Freilich wenn sie sich an das Schlepptau einer Partei, speziell der Nebraska-Partei binden lassen, und ohne Kritik und selbständiges Urtheil sich den Parteinominationen unterwerfen, dann geht ihre politische Macht verloren. Aber die Tage, während welcher die deutsche Bevölkerung sich dieses gefallen ließ, sind gezählt.

Man muß bei der Beurtheilung westlicher Zustände immer bedenken, daß die deutsche Bevölkerung dort fast eben so alt ist, wie die Civilisation und die Staatenbildung selbst, und daß die Schnelligkeit, mit welcher dort alle Verhältnisse emporgewachsen, dem neuen Einwanderer erlaubt, sich bald in die Zustände einzuleben und mit denselben vertraut zu machen. Wer seit fünf oder sechs Jahren im westlichen Lande ist, gilt schon für einen alten Siedler; er hat seinen Wohnplatz, der jetzt zu einer großen reichen Stadt gediehen ist, noch in der Kindheit gesehen, und weiß sich noch des ersten Brückhauses zu erinnern, welches gebaut wurde. Der Unterschied zwischen Grau und Grün, aus dem bisher gewisse Politiker auf der einen, wie auf der anderen Seite so viel Kapital zu machen suchten, verschwindet immer mehr und mehr; die Verhältnisse im Westen sind zu grün und blühend, als daß die Bevölkerung im Allgemeinen ergrauen könnte; die frische Strebbarkeit und Regsamkeit, die sich in allen materiellen Gebieten zeigt, bemächtigt sich auch der Gemüther und Geister. Wer irgend eine der grös-



feren Städte an den Seen nach einem Jahre Abwesenheit wiederseht, wird freudig überrascht durch den Aufschwung, den dieselbe in diesem kurzen Zeitraume gemacht hat, und wenn er sich die Mühe nimmt, sich mit den Ansichten und Bestrebungen der Deutschen bekannt zu machen, so wird er hier denselben raschen, überraschenden Fortschritt finden, den er an den Gebäuden und Straßen, Hafengebäuden, Eisenbahnen &c. bemerkt. Die materiellen Verhältnisse der Deutschen haben sich gebessert; ihre Ansichten sind freier, ihre Selbstständigkeit und Selbstgefühl größer geworden; Vereine aller Art haben sich gebildet, in denen wenigstens die Anfänge edler Geselligkeit, wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens zu finden sind. Weit davon entfernt, daß die Deutschen sich jetzt schon in allen Verhältnissen eines befriedigenden Zustandes rühmen könnten, ist doch alle Aussicht vorhanden, daß dies bald der Fall sein wird, und wenn ich deshalb die westlichen Zustände der deutschen Betriebsamkeit anempfehle, denke ich mehr an das, was uns schon die nächste, die allernächste Zukunft bringt, als an die Verhältnisse des gegenwärtigen Momentes.

Es ist gewöhnlich, daß sich bei denjenigen Schriftstellern, welche der deutschen Emigration den Westen anempfehlen, eine bestimmte Vorliebe für irgend einen Staat kund gibt, ja, daß ihre derartigen Bemühungen auf irgend einen bestimmten Einwanderungsplan gerichtet sind. Dies ist in vorliegenden Zeilen nicht der Fall. Die Staaten des Westens, so verschieden auch ihre natürliche Bildung und geschichtliche Entwicklung ist, haben das miteinander gemein, daß sie jedem nützlichen Streben, jeder berechtigten Thätigkeit freien Spielraum und hinreichendes Material gewähren; die Vorzüge, deren sich einige Landstriche und Städte besonders rühmen, sind im größeren oder geringeren Maasse überall zu finden; es ist nicht nothwendig, daß die einzelnen Städte und Staaten des Westens auf einander eifersüchtig sind. Welche Gegenden der Einwanderung besonders anzupfehlen sind, dies ist eine Frage, die man in jedem einzelnen Falle speziell beantworten muß; dies richtet sich nach den jedesmaligen persönlichen Verhältnissen. Im Allgemeinen kann man das als Regel annehmen, daß je größer die Gesundheit, der Muth und die Ausdauer eines Einwanderers ist, er desto westlicher ziehen solle. Dieselben Verhältnisse, die sich vor zehn Jahren in Detroit und Chicago vorfanden, dieselben Gelegenheit, sich mit wenig Mitteln Wohlstand und sichere Zukunft zu erwerben, finden sich heute in den Städten am oberen Mississippi, in Davenport, Dubuque, St. Paul u. s. w. vor. Michigan, Wisconsin, Illinois, Iowa haben für Jeden bequeme Wohnsitze, den das reiche, schöne Ohio oder das wohlhabende Indiana nicht wehrt. Ueberall bieten sich blühende Städte und fruchtbare Ländereien dem Einwanderer zur Heimath an; überall sind die Verhält-

nisse von unberechenbarer Ausdehnungsfähigkeit, bis zu der Grenze hin, wo die Sklaverei beginnt und der wachsenden Civilisation und Bevölkerung zuruft: Bis hieher und nicht weiter!

Fürwahr, diejenigen meiner Landsleute, welche in Amerika verzweifeln, und diesem Lande keine Jugendlichkeit und Entwicklungsfähigkeit zutrauen, möchte ich ersuchen, auf einem jener schwimmenden Paläste über unsere Seen zu fahren und Amerika dort aufzusuchen, wo es sich in seiner ganzen Frische und Kraft zeigt, im Westen. Kommt mit mir nach Cleveland, in diese freundliche, behagliche Waldstadt; ich will euch an einem schönen Sommerabende auf den Leuchthurm führen und euch von dort aus ein Panorama zeigen, an welches ihr in der Schweiz und am Rheine noch mit Vergnügen zurückdenkt. Klar, wie ein Spiegel, liegt der See zu unseren Füßen; die weißen Segel verschwinden in der Ferne, während am Ufer die Lokomotive hin und her rollt, und am Hasen sich die lebendigste Thätigkeit zeigt. Zwischen Waldegrün hindurch seht ihr eine wohlgebaute, behagliche Stadt, viele Meilen sich im Umkreise erstreckend. Anmuthige Hügel, mit Gärten und Landhäusern bedeckt, bilden den Hintergrund der reizenden Landschaft. Das rasch aufstrebende Toledo ferner, die anmuthige „Stadt der Blumen“ Monroe, Detroit mit seiner kolossalen Geschäftsthätigkeit, Chicago, dessen schnelle und großartige Entwicklung alle historischen Beispiele überbietet, Milwaukee, diese Stadt der Künste und edler Geselligkeit, über deren Hügeln der Duft der Poesie schwebt: alle diese Städte sind eurer Zuneigung und eures Vertrauens würdig; ihr findet manchen braven Mann darin, dem ihr die Hand drücken könnt. Und diese ganze Civilisation ist das Produkt weniger Jahre; noch vor einem viertel Jahrhundert lebte dort der rothe Mann sein scheues Leben und der Biber, das Sinnbild der Einsamkeit, baute an derselben Stelle seinen Damm, wo jetzt das Dampfschiff und die Lokomotive sich begegnen. Sollien wir nicht so kühn sein, uns ein viertel Jahrhundert weiter zu träumen und uns das Bild jener Städte auszumalen, wie sie sich dann unserem erstaunten Auge darstellen werden! Sternwarten, Universitäten, Theater, Museen werden sich dann am Ufer unserer Seen erheben; die Akropolis ragt über dem schiffwimmelnden Hasen empor; das Gewühl und Getümmel der volkreichen Städte zieht sich bescheiden vor der Marmorhalle zurück, wo der Denker sein Volk in den ernstern Lehren der Wahrheit unterrichtet. Sollten wir nicht so kühn sein, auch diesem Lande eine klassische Zukunft zu profezeien? Gewiß, es ist so schwer und so selten, daß man in Amerika sich Illusionen hingeben kann, daß man jeden heitern Augenblick seines Lebens benutzen sollte, um die Hoffnung in die Zukunft und das Vertrauen zur Menschheit in sich selbst zu stärken.

Nun, ich wollte mit diesen Zeilen einen bestimmten praktischen Zweck verbinden, und auf einmal sehe ich mich in Illusionen und Träumereien vergraben. Damit ich nun nicht ganz den Faden verliere, wiederhole ich die Absicht dieser Skizze. Sie ist deshalb geschrieben, um alle diejenigen nach dem amerikanischen Westen zu rufen, welche mit dem Willen, sich in Amerika eine Zukunft zu gründen, Thätigkeit mit Ausdauer verbinden. Sie mögen in unsere Mitte kommen und uns helfen, unsere Städte auszubauen, unsere Wälder zu lichten, unser geselliges Leben zu veredeln und den Künsten und Wissenschaften eine neue Heimath zu gründen.

---

### **Der Dogmatismus in Politik, Wissenschaft und Kunst.**

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Mensch die Partei, der er angehört, für die allein berechnete hält, und seine persönlichen Ansichten mit dem Heiligenschein dogmatischer Unfehlbarkeit umkleidet. Ein strebender, denkender Mensch, der mit aller Sicherheit der Ueberzeugung und mit allem Feuer der Begeisterung irgend eine Idee ergreift und verfolgt, wird kaum dem Gedanken Raum geben können, daß diese Idee nur eine bedingungsweise, eine theilweise Wahrheit enthalte, daß die Wahrheit auch außerhalb dieser Idee liegen könne. Nein; er ist so fest von der Wahrheit seiner Grundsätze, von der Unfehlbarkeit seines Systems überzeugt, daß er dieselbe Ueberzeugung auch von Anderen verlangt; daß er dasjenige, was bei ihm freier Entschluß war, bei Andern zur gebieterischen Pflicht macht. Auf diese Weise entsteht leicht eine Intoleranz, die unberechtigt ist und lästig wird.

Die Geschichte der Philosophie zeigt uns, daß alle Ideen, welche zum ersten Male in den Köpfen der Denker auftauchen, für absolute Wahrheiten ausgegeben werden. Die einzelnen Lehrsätze der alten griechischen Philosophen sind alle in absoluter Form ausgesprochen, und die verschiedenen philosophischen Systeme, von denen jedes für sich Unfehlbarkeit beansprucht, schließen sich vollständig aus. In der modernen Philosophie finden wir diese Unfehlbarkeit und Exklusivität noch viel deutlicher ausgeprägt, und ein Schüler von Hegel ist gewiß von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit der Hegel'schen Methode ebenso überzeugt, wie ein Schellingianer von der absoluten Weisheit seines Meisters.

Das eigentliche Feld für diese absolute, dogmatische Unfehlbarkeit ist die Religion. Gott ist der eigentliche, allgemeinste Ausdruck für das Absolute,

und wenn deshalb die Stifter der Religionen ihre Ideen göttlich nannten und ihnen göttlichen Ursprung zuschrieben, so bewiesen sie nur in anderer deutlicherer Weise dasselbe dogmatische Streben, welches auch die Philosophen bei der Abfassung ihrer Systeme leitete. Dieser religiöse Dogmatismus wirkte die schrecklichsten Folgen. Der religiöse Mensch ist so fest überzeugt von der absoluten Geltung seiner Glaubenssätze, daß er eine Abweichung davon für das ungeheuerlichste Verbrechen ansieht. Er kann nicht dulden, daß irgend Einer anders denke, als er selbst; er führt einen Vernichtungskrieg gegen alle andern Meinungen, und der Scheiterhaufen des Inquisitionstribunals ist die letzte, nothwendigste Consequenz der Unfehlbarkeit seines religiösen Dogma's.

Wir wollen das Dogma auf religiösem Boden nicht bekämpfen, denn hier hat die Kritik schon längst ihre Pflicht gethan. Aber wir finden ein Streben nach dogmatischer Unfehlbarkeit und Ausschließlichkeit auch auf dem politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Gebiete, das um so schärfer in's Auge zu fassen ist, da es sich selbst der radikalsten Ansichten bemächtigt. Ja, grade das tüchtigste Streben, der kräftigste Wille hat die größte Neigung und Anlage dazu, sich zu einer dogmatischen Form zu krystallisiren, und eine ausschließliche Haltung allen andern Bestrebungen und Ansichten gegenüber anzunehmen. Da ist es nun sehr nothwendig, daß der Kritik das größte Recht und der weiteste Spielraum angewiesen werde, damit der Gedanke in Fluß bleibe und die Freiheit der Forschung gegen alle Beschränkungen gesichert sei.

In der Politik finden wir den Dogmatismus in allen Formen und bei den verschiedensten Parteien. Der Czar von Rußland ist der Hohenpriester seiner orthodoxen Kirche und der Gehorsam gegen ihn ein religiöser Glaubenssatz. Mit einem ähnlichen orthodoxen Starrsinn verlangte Robespierre Gehorsam gegen die Glaubenssätze der ersten französischen Revolution. Hier, wie dort, sehen wir dieselbe Unduldsamkeit, dieselbe Unfehlbarkeit; der politische Gedanke gewinnt die Form eines religiösen Dogma's, die Kritik wird gefangen genommen und der Zweifel als Verbrechen betrachtet. In dem monarchischen Europa, wo die Politik überhaupt der Kritik unzugänglich ist, und, in feste Formen gebannt, nicht mehr als der Ausdruck des lebendigen und beweglichen Volkswillens erscheint, ist dieser dogmatische Charakter der Politik eher erklärlich, als in Amerika, diesem freien, schrankenlosen Lande, wo Alles in voller, lebendiger Entwicklung begriffen, und die Politik nur der weiche, biegsame Ausdruck der raschveränderlichen öffentlichen Meinung ist. Aber selbst hier verknöchern die politischen Prinzipien zu dogmatischen Formen; die einzelnen Partheien stellen ihre Plattformen auf und verlangen, daß die Kritik und die öffentliche Mei-

nung diese Plattformen als ihre Schranke und Grenze betrachten. Welcher Unfug ist z. B. mit der Baltimore Plattform der herrschenden demokratischen Parthei begangen worden! Die öffentliche Meinung sollte mit Gewalt in diese Plattform hineingezwängt werden; es wurde von vornherein bestimmt, daß gegen gewisse Punkte, z. B. gegen die Sklaverei, das Sklavenauslieferungsgesetz gar keine Kritik und Agitation geduldet werden solle. Das Kompromiß von 1850 wurde als eine Finalität betrachtet, d. h. als eine ein für alle Male abgemachte Sache, als ein politisches Dogma, das über alle Diskussion und Kritik erhaben wäre. Liest man die leitenden Blätter der demokratischen Parthei, so findet man überall das Echo dieser dogmatischen Unfehlbarkeit. Gegen diejenigen, welche nur ein Haar breit von den Grundsätzen der Plattform abweichen, wird in diesen Zeitungen mit einer Erbitterung verfahren, die an die Kezegerichte und Inquisitionstribunale des Mittelalters erinnert. Dies Verfahren wird um so bedenklicher, wenn ein großer politischer Einfluß, Reichthum und Ansehn die politische Intoleranz unterstützt, wie dies während der gegenwärtigen Administration der Fall ist.

Es ist am Ende nichts in der Welt natürlicher und zweckmäßiger, als daß eine politische Partei ein Programm ihrer Grundsätze und Bestrebungen aufstellt. Aber dieses Programm darf nie als eine Verpflichtung verstanden werden. Eine Partei, die ihre Anhänger auf ihre Plattform verpflichtet, überliefert sich dadurch schon von vornherein dem Stillstand und dem Rückschritt. Wie auch in einem demokratischen Staatswesen die Parteien sich gestalten, wie sehr ihre Bestrebungen und Grundsätze auch auseinanderlaufen: immer sollte der erste Paragraph einer jeden Plattform das unbedingte Recht der Kritik und Diskussion garantiren. In der Politik darf keine Disciplin, kein Gehorsam gelten; die Uebereinstimmung der Grundsätze und Bestrebungen, durch welche eine Partei zusammengehalten wird, muß eind vollständig freiwillige sein; der weiteren Entwicklung dieser Grundsätze darf kein Hemmschuh angelegt werden.

Freilich, es ist sehr einfach und bequem, eine Plattform zu entwerfen, ein Programm aufzustellen; die Partei scheint durch ein solches Thun schon fix und fertig; es handelt sich nur noch um den Beitritt zum Bunde und um die Ausführung des Programmes. Für den ersten Augenblick scheint viel mit einer solchen Plattform gewonnen zu sein. Aber bald sieht man, daß diejenigen, welche sich zur Plattform verpflichtet haben, doch vielfach in ihren Gedanken und Bestrebungen auseinandergehen; es zeigen sich tausend verschiedene Nuancen und Färbungen desselben Grundgedankens; die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten, die wir überall in der Natur finden, macht sich auch hier geltend. Da kommt man nun leicht in Gefahr,

durch die Plattform und die darin enthaltenen Ansichten die Entwicklungsfähigkeit der politischen Ideen, den freien lebendigen Fluß des Gedankens, hemmen zu wollen; man betrachtet die Plattform als eine politische Zwangsjacke, als ein Procrustesbett, in dem die Gedanken der einzelnen Parteiangehörigen festgeschraubt werden. Auch wenn die Partei für sich diesen Zwang nicht geltend machen sollte, glauben die Parteiangehörigen oft selbst, dies thun zu müssen. Sie halten es für eine moralische Verpflichtung, für einen Ehrenpunkt, der Partei und dem Programme treu zu bleiben, und sollten sich etwa davon abweichende Ansichten mit der Zeit in ihnen bilden, so werden diese mit einem Mißtrauen aufgenommen, welches den Fortschritt der Ideen oft schon im Keime zerstört. Die Freiheit der Kritik, die Entwicklung des Selbstbewußtseins erleidet jedenfalls eine Beschränkung. Selbst wenn die Parteiangehörigen von ihrer Partei richtige Ansichten und ein gutes Programm bekommen haben, fehlt ihnen doch das stolze Bewußtseins, daß diese Ansichten ihr eigenes, höchstpersönliches Eigenthum, das Produkt ihrer eigenen Entwicklung sind; sie sind nicht die Herren ihrer eigenen Meinung und können kaum unterscheiden, was von ihren Ueberzeugungen ihnen selbst, was Anderen angehört.

Ich halte dafür, daß Jedermann einer Partei angehören müsse. Aber es soll Jeder, der in der Partei steht, auch den Muth haben, über der Partei zu stehen. Diejenigen nützen ihrer Partei am meisten, welche derselben die Stirn zeigen können. Immer sollte man die Kritik, welche man gegen andere Parteien braucht, zunächst gegen sich selbst und die eigene Partei anwenden, und bedenken, daß wenn man selbst den Stolz hat, eine eigene Meinung zu besitzen, man dieses Recht und diesen Stolz auch Anderen zuerkennen muß. Denn nichts ist in der That widerwärtiger und ekelhafter, als wenn ein Mensch seine eigene Meinung als die alleinberechtigte, als die absolute ausgibt, und von Andern verlangt, daß sie genau ebenso und dasselbe denken sollen, wie er selbst. Dieses Verlangen findet man häufig bei oberflächlichen Menschen, die sich deshalb für unfehlbar halten, weil sie nicht so viel Verstand haben, sich selbst kennen zu lernen.

Von dem allgemeinen Gebrauche in Amerika, daß man jede Ansicht, speziell jede Testfrage, die sich im politischen Leben geltend macht, gleich in ein bestimmtes Programm zu bringen sucht, haben auch die freisinnigen deutschen Vereine in Kentucky und Ohio Anlaß genommen, ihre Ansichten und Wünsche in Bezug auf politische und gesellschaftliche Reformen in einem ausführlichen Programme zu entwickeln. Sollen die „Plattformen,“ wie sie von den Deutschen dort aufgestellt wurden, eben keine Plattformen, sondern nur Agitationsmittel sein; will man sie nicht dazu benutzen, eine neue Partei zu gründen und auf diese Plattform zu verpflichten, sondern

nur, um Front gegen die alten Parteien zu machen und radikale Ansichten unter dem Volke zu verbreiten; so wird gewiß jeder unabhängige Politiker sich mit einem solchen Versuche im Allgemeinen einverstanden erklären. Dann enthalten diese Plattformen nicht die Beendigung, sondern die Herausforderung der Kritik; die öffentliche Meinung wird nur aus der alten Gewohnheit herausgerissen, nicht aber sofort wieder in eine neue Zwangssacke gesteckt. Wenn ich nicht alle Bedingungen eines freien politischen Lebens erkenne, so besteht die erste und nächste Aufgabe der unabhängigen Presse darin, die Ideen in Fluß und die öffentliche Meinung wachsam zu erhalten, jeden Versuch zurückzuweisen, die politischen Ideen in dogmatische Formen zu zwingen, und alle Eingriffe in die Selbstständigkeit der individuellen Meinung zu bekämpfen. Nur kein Absolutismus, keine allein seligmachende Doktrin in der Politik. Und wenn der moderne sociale Heiland selbst käme und uns seine Weltbeglückungstheorie fir und fertig auf den Präsentirteller brächte, wir würden uns nicht auf seine Plattform verpflichten, sondern bedenken, daß dasjenige, was wahr, zweckmäßig und nothwendig ist, gewiß immer in der öffentlichen Meinung und in den politischen Bestrebungen den Sieg davon tragen wird, wenn die öffentliche Kritik rücksichtslos waltet und der Mensch daran gewöhnt wird, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen.

Eine ähnliche Systemreiterei, wie in der Politik, finden wir fast in allen wissenschaftlichen Gebieten. Grade dem Deutschen scheint es zur Gewohnheit, zur zweiten Natur geworden zu sein, auch seinem wissenschaftlichen Streben eine bestimmte dogmatische Form aufzuprägen und demselben eine einseitige exklusive Haltung zu geben. Ein deutscher Gelehrter ist ohne System nicht zu denken, und dieses System macht ihn in den meisten Fällen unfähig, die Forschungen Anderer hinreichend zu würdigen, denn es ist damit gewöhnlich eine große Intoleranz verbunden. Bei dem großen Fleiße und Talente, mit welchen der Deutsche seine wissenschaftlichen Bestrebungen verfolgt, könnte er auf allen Gebieten der Wissenschaften noch viel mehr und Besseres geleistet haben, als bisher, wenn er sich nicht in die Schranken des Systemes gebannt und dadurch seinem eigenen Forschen einen Hemmschuh angelegt hätte. Sehen wir z. B. welche ausschließliche, unversöhnliche Haltung die verschiedenen medizinischen Systeme gegeneinander annehmen! Mit welcher Erbitterung verfolgt der Allopath den Wasserarzt; wie streng verdammt er dessen Methode; mit welcher Entrüstung weist er ihn aus den privilegierten Kreisen der Wissenschaft zurück! Dennoch könnte er vielen Fällen von dessen Methode großen Nutzen ziehen. Und nun gar der Hydropath! Der frömmste Katholik kann nicht so sehr von seinem allein seligmachenden Glauben überzeugt sein, als der Hydropath

von der absoluten Unfehlbarkeit seiner Theorie; überall und in allen Fällen soll dieselbe gelten; jedes andere Heilverfahren wird als Humbug und Betrug verschrieen. Der Streit zwischen Hömöopathen und Allopathen ist nach im frischen Angebenken. Innerhalb dieser großen Systeme bilden sich nun wieder tausend andere kleinere; jeder Professor sieht sich als den Mittelpunkt der medizinischen Welt und als die höchste Autorität in medizinischen Dingen an; alle andern Ansichten und Bestrebungen werden verkezert. Daß eine solche Systemmacherei der Wissenschaft selbst am meisten schaden muß, ist leicht einzusehen. In neuerer Zeit, durch die großen Fortschritte, welche in allen Zweigen der Naturwissenschaften gemacht worden sind, scheint allerdings hierin eine Aenderung und Besserung eingetreten zu sein; man behandelt mehr den Kranken, als die Krankheit, und entnimmt das Heilverfahren nicht so sehr dem allgemeinen Systeme, als dem speziell vorliegenden Falle. Ein vernünftig denkender Arzt wird wohl gegen keines der gebräuchlichen Heilverfahren, — so weit sie auf wissenschaftlichem Boden beruhen, — eine erklusive, feindliche Stellung annehmen, sondern die Heilmittel, deren er benöthigt ist, dort nehmen, wo er sie findet, sei dies nun in der Wasserheilkunde oder in der Allopathie oder anderswo. Am Ende ist die Wissenschaft doch nur ein und dieselbe; sie hat nur eine Quelle, die Beobachtung der Natur. Ich möchte hier durchaus nicht so mißverstanden werden, als wollte ich eine Vermischung der verschiedenen Systeme, einen wissenschaftlichen Eklektizismus rechtfertigen. Unter allen wissenschaftlichen Theorien ist der Eklektizismus gewiß der schwächste und oberflächlichste, und ein Mann von solider wissenschaftlicher Bildung wird gewiß ebensowenig dem Eklektizismus huldigen, wie ein Politiker von Charakter und Ueberzeugung der Neutralität und Parteilosigkeit in politischen Dingen. Aber ebensowenig, wie man sich politischen Dingen von seiner Partei das Urtheil über die vorliegenden Fragen diktireen lassen, ebensowenig wie man sich ein für alle Mal auf eine Plattform verpflichten darf: ebensowenig ist es rätlich, auf dem wissenschaftlichen Gebiete sich irgend einem Systeme zu verpflichten. Nicht dem Systeme, sondern den vorliegenden Thatfachen muß man sein Urtheil entlehnen. Wir müssen unser Urtheil nicht generalisiren, sondern individualisiren, nicht der vorgefaßten Meinung, sondern dem jedesmal vorliegenden Falle anpassen. Ein solches Verfahren stimmt ganz mit der modernen Wissenschaft, besonders mit den Gesetzen der Naturwissenschaften überein, die auch ihre Resultate nach dem Schlusse der Induktion entwickeln. Aus den Beobachtungen allein das Urtheil bilden, dies ist der sicherste und einfachste Weg zur Erkenntniß. Denn darüber stimmt man jetzt doch wohl in allen wissenschaftlichen Kreisen überein, daß es nur Erfahrungswissenschaften gebe; die „angeborenen Ideen“ und die „apriorischen Begriffe“ hat



man in die Kumpellkammer der Vergangenheit geworfen. Damit ist der Dogmatik allerdings die Quelle versiegt; denn die Erfahrungswissenschaften verknöchern sich nicht zum Dogma und lassen sich nicht systematisch konstruiren, sondern bleiben lebendig und flüssig, wie die Thatsachen selbst, denen sie entspringen.

Ja, die Zeit, in der man die Wissenschaften selbst in Systeme und ihre Anhänger in „Schulen“ theilte, ist glücklicherweise vorüber. Der Streit der Realisten und Idealisten auf philosophischem, der Kampf der historischen und philosophischen Schule auf juridischem Gebiete; die pädagogischen Debatten zwischen Humanisten und Realisten; die zahllosen unfruchtbaren Zänkereien der Theologen: alle diese Erinnerungen des scholastischen Mittelalters sind unter dem Einflusse, den die Naturwissenschaften über alle andern wissenschaftlichen Gebiete gewonnen haben, verschwunden. Während man sich früher hauptsächlich um die Methode kümmerte, in welcher man die Thatsachen behandeln solle, geht man jetzt direkt an die Thatsachen selbst. Ein ähnliches Verfahren ist auch in politischer Beziehung sehr zu empfehlen, nemlich, daß man die einzelnen politischen Fragen nicht von dem Standpunkt der Parteien und Plattformen auffasse, sondern sie ihrem eigenen Wesen nach beurtheile.

Auch auf künstlerischem Gebiete scheint der Dogmatismus und die Systematik immer mehr und mehr zu verschwinden. In der Poesie, in der Musik, der Malerei bildeten sich verschiedene Systeme und Schulen, die oft diesen Künsten eine einseitige Richtung mittheilten. In welcher engen Bänden war die klassische Literatur der Franzosen eingezwängt; welche Menge von Formen und Regeln schrieb die französische Poetik vor; wie streng abgegrenzt waren die verschiedenen Gebiete der Poesie; in welcher steifen Formen bewegte sich das Drama! Die Einheit der Person, der Zeit und der Handlung, die Aristotelischen Grundsätze über die Bühne, wurden als ein unfehlbares Dogma betrachtet, von welchem abzugehen als ein Verbrechen gegen die Kunst selbst gehalten wurde. Aengstlich und pedantisch maß man dem geflügelten Worte des Dichters das Silbenmaß vor und stellte tausend Formen und Gewohnheiten an die Schwelle des Tempels der Kunst. Da zerstörte Shakespeare mit riesiger Kraft alle diese Formen und Fesseln und gab der Poesie, speziell der dramatischen Literatur, ihre volle, unbedingte Freiheit wieder. Anstatt mit der fertigen Form an den zu behandelnden Gegenstand heranzukommen und diesen in jene hinein zu zwingen, anstatt diese Form irgend einem hergebrachten Systeme zu entlehnen: entnahm Shakespeare die Form, die Art und Weise der Behandlung seinem Gegenstande selbst; war dieser lyrischer Natur, so fand er die lieblichsten Verse und

Reime dafür; bewegt sich die Handlung im gewöhnlichen Alltagsleben, so drückt sich auch Shakespeare in gewöhnlicher Prosa aus; für die dramatische Situation fand er den lebendigsten, fließendsten Dialog. Die Form der Darstellung richtet sich immer nach dem jedesmaligen Gegenstande, und die Sprache schließt sich als ein bequemes Gewand dem Objekte an. Zwei Jahrhunderte fast verstanden die Dogmatiker der Poesie nicht die große Revolution, welche Shakespeare nicht nur für das Drama, nicht nur für die Poesie, sondern für alle Zweige der Kunst hervorgerufen hatte, und noch in unsern Tagen sind noch lange nicht alle Consequenzen, die in der anscheinenden Formlosigkeit Shakespeare's liegen, gezogen. Noch bemerken wir in der Musik, der Malerei vielfache Spuren eines Dogmatismus, eine unselbstständige Nachbeterei veralteter Grundsätze, eine slavische Beobachtung der Formen, die dem freien, kühnen Aufschwunge der Kunst hinderlich ist. Wie einseitig stehen sich z. B. die verschiedenen Schulen in der Musik gegenüber. Wie mancher Verehrer der klassischen Musik hält es für eine Herabwürdigung, eine Beleidigung, in eine Meyerbeer'sche Oper zu gehen. Auf der andern Seite, welche blinden, slavischen Anhänger zählte dieser Meyerbeer noch vor 8—10 Jahren! Mit welcher religiösen Gläubigkeit hängt ein großer Theil der musikalischen Welt an Beethoven! Ueberall findet man mehr ein Nachahmen derjenigen Formen, in welchen sich die großen Meister bewegt haben, als eine selbstständige, originelle Auffassung, eine Methode, die keine andern Regeln und Gesetze kennt, als die aus dem Gegenstande selbst hervorgehen, welcher der musikalischen Composition zu Grunde liegt. In dieser Beziehung scheint Richard Wagner in die Fußstapfen Shakespeare's zu treten; seine anscheinende Formlosigkeit, die ihm so vielfach zum Verwurf gemacht wird, beruht am Ende auf denselben richtigen Gesetzen der Kunst, die auch schon Shakespeare befolgt hat, daß nemlich die Form und die Methode nur der immer biegsame, flüssige und lebendige Ausdruck des behandelten Gegenstandes selbst ist.

Die Philosophen der Hegel'schen Schule faßten die großen Fragen, die dies Jahrhundert bewegen, in den einen Gegensatz zusammen: Immanenz und Transcendenz. Wenn wir diesen Gegensatz hier adoptiren, so geschieht es deshalb, um in einem Worte das hier Gesagte zu concentriren. Wir wollen, daß die Form dem Gegenstande, das Urtheil der Thatsache immanent sei. Eine solche objektive Haltung unseres Urtheiles wird uns Ehrlichkeit unserer eigenen Ansichten, Versöhnlichkeit gegen die Ansichten Andern geben. Sollten wir auch hier und da im Einzelnen fehlen, so wird doch im Allgemeinen der hier angedeutete Weg der richtige sein. Denn wir geben unsern einmal gefaßten Ansichten niemals den Charakter der dogmatischen Unumstößlichkeit und vermeiden denjenigen Fehler, welcher in der

Politik, wie in der Wissenschaft gleich widerwärtig ist, nemlich, daß wir unsere Ueberzeugungen für unfehlbar halten.

Die Ideen, die dies Jahrhundert durchströmen, sollen sich nicht zu dogmatischen Formen verknöchern, sondern flüssig und lebendig, überall der Kritik zugänglich, überall der Entwicklung fähig, uns in eine freie Zukunft herüber führen. Wir leben in einer beweglichen, schnell dahineilenden Zeit, und so wenig, wie wir heute noch das sind, was wir gestern waren, wollen wir uns verpflichten, Morgen noch dasselbe, wie heute, zu denken. Wir brauchen uns an die Wahrheit nicht zu fesseln; sie wird uns überall hin und immer begleiten, wenn wir bei unserm Urtheile auf nichts anderes Rücksicht nehmen, als auf die Thatsachen selbst.

### Die Philosophie und die Naturwissenschaften.

Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß die Philosophie und die Naturwissenschaften zwei ganz entgegengesetzten und getrennten Gebieten des menschlichen Denkens angehören, daß die Quellen, denen sie entspringen, ebenso verschieden von einander sind, als die Methode, nach welcher sie behandelt werden.

Diese Verschiedenheit zwischen beiden Wissenschaften wurde nicht zu Gunsten der Philosophie gedeutet. Je eifriger man sich mit den Naturwissenschaften befaßte, desto entschiedener verwarf man die philosophische Methode des Erkennens. Es wurde Mode und Gewohnheit, sich über die Philosophie und ihre Systeme lustig zu machen, und Jeden, der sich noch mit logischen und spekulativen Untersuchungen befaßte, für einen Pedanten zu halten.

Solcher Vorwurf war vielleicht in der Geschichte der Philosophie begründet. Der bei Weitem größte Theil der philosophischen Arbeiten von Thales an bis auf unsere Zeit war für die wirklichen Interessen der Menschheit verloren. In scholastischen Untersuchungen, in unmöglichen Theorien vergeudeten die Gelehrten einen großen Theil ihrer Zeit, und je weniger sie sich um das Nächste und Nothwendigste kümmerten, desto eifriger suchten sie die letzten Gründe der Dinge, die Grenzen des Raumes und der Zeit zu entdecken. Die Unfruchtbarkeit der philosophischen Arbeiten resultirte aus der Verkehrtheit der philosophischen Methode. Die Philosophen betrachteten die

Gedanken als angeborene, als apriorische, als absolute Ideen, und die Thatsachen nur als Aeußerungen, Manifestationen dieser Ideen. Sie entwickelten die Idee nicht aus den Thatsachen, sondern diese aus jenen. Um zur Erkenntniß zu gelangen, schlugen sie nicht den Weg der Beobachtung ein, sondern den der theoretischen Spekulation. Da sie sich mehr um ihre abstrakten Ideen, als um die vorhandenen Thatsachen kümmerten, konnte es nicht fehlen, daß ihre Ideen nicht zu den Thatsachen paßten und keine Wirkung auf dieselben ausübten.

Daher war auch bisher jede Verbindung der Philosophie mit den Naturwissenschaften den letzteren schädlich. Die Griechen, dieses sinnige, denkende Volk, würden gewiß auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet mehr und Besseres geleistet haben, hätte sich nicht die philosophische Methode ihres Denkens bemächtigt. Selbst dem Aristoteles, diesem scharfsinnigen Denker, der namentlich in der Politik so manche glückliche Beobachtungen gemacht hat, verdankt die Menschheit nicht eine einzige naturwissenschaftliche Entdeckung, und Alles, was er auf diesem Felde sagt, trägt den Stempel der Undeutlichkeit und Leichtgläubigkeit an sich. Im Mittelalter machten die scholastischen Streitigkeiten in Verbindung mit dem religiösen Wahnsinn jede naturwissenschaftliche Erkenntniß unmöglich. Erst die moderne Philosophie seit Bacon von Verulam schien den naturwissenschaftlichen Studien günstiger zu sein, aber auch hier finden wir die Eingriffe der philosophischen Spekulationen in das Gebiet der Naturwissenschaften vielfach unberechtigt. Davon giebt uns die Naturphilosophie Hegels das deutlichste Beispiel; hier ist Vieles unrichtig, fast Alles unklar, und es erweckt noch heute bei Manchem ein spöttisches Gelächter, wenn er sich an den Beweis Hegels erinnert, warum es zwischen dem Mars und Jupiter keinen Planeten geben könne.

In diesem Verhältniß zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie scheint übrigens in den letzten Jahren eine Aenderung eingetreten zu sein, welche ebenso sehr der Philosophie zur Ehre, wie den Naturwissenschaften zum Nutzen gereicht. Die Philosophie hat angefangen, sich aus den Höhen der absoluten Idee zurückzuziehen, und sich mit den vorliegenden Thatsachen zu beschäftigen, während die Naturwissenschaften sich von der kleinsten Detailkrämeret, von dem mechanischen Zusammenzählen der Beobachtungen und Experimente zu einer freien, allgemeinen, idealen Weltanschauung erweitert haben.

Diese Aenderung ist vorzugsweise der Hegel'schen Schule zu verdanken. So unklar Hegel selbst in seiner Naturphilosophie erscheint, und so auffallende Unrichtigkeiten er sich in diesem Theile seines Systemes hat zu Schulden kommen lassen: so klar und verständlich hat er die Prinzipien ont-

wickelt, nach denen die Natur erkannt und begriffen werden muß. Indem Hegel die Teleologie, die Lehre von der Zweckmäßigkeit, bekämpfte, und die Nothwendigkeit alles Wirklichen zum Bewußtsein und zur Erkenntniß brachte, befreite er die Naturwissenschaften von vielen Fehlern und Irrthümern und half der Beobachtung und Forschung auf den einzig richtigen Weg. —

Die „Atlantis“ hat schon in einem früheren Artikel: „Herrscht Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit in der Natur?“ die Stellung entwickelt, welche die moderne Philosophie den Naturwissenschaften mitgetheilt hat. Es ist von der größten Wichtigkeit, zu erkennen, daß die Natur nicht auf einen bestimmten Zweck hinarbeitet, sondern einfach den Gesetzen der Nothwendigkeit folgt. Das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Stoff und Kraft zu erkennen, dies ist die eigentliche Aufgabe der Naturwissenschaften; sie konnte nur dann begriffen und gelöst werden, als die Philosophie alle verkehrten Vorstellungen in dieser Beziehung aus der Wissenschaft verbannt hatte. Indem Hegel das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung als eine Reflexionsbestimmung erklärte, und nachwies, daß Ursache und Wirkung beide identisch wären, beide eine und dieselbe Thatsache enthielten, machte er die Naturforscher darauf aufmerksam, daß man vor Allem sich an die Thatsachen selbst halten müsse, um sich in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung zurecht finden zu können. So legte er er den Grund zu einer Beobachtungswissenschaft, die auf dem festen Boden der Thatsachen basiert, in den vereinzelt Thatsachen selbst nicht stehen blieb, sondern aus denselben die allgemeinen Gesetze des Weltalls entwickelte. Hegel lehrte, daß der Grund einer Sache dieser Sache selbst immanent sei, daß kein Grund außerhalb dieser Sache, kein höherer Zweck angenommen werden dürfe. Was wirklich ist, das ist vernünftig; dieser vielbestrittene und in politischer Beziehung so viel verdächtige Satz, zeigte der naturwissenschaftlichen Beobachtung den richtigen Weg, und lehrte in der Erkenntniß des Wirklichen die Vernunft selbst finden. Dieser belebende und fördernde Einfluß der Philosophie auf die Naturwissenschaften ist freilich im Allgemeinen noch wenig erkannt; viele Chemiker, Physiker u. s. w. glauben der Philosophie gegenüber eine vornehme, ablehnende Haltung annehmen zu müssen. Um so erfreulicher ist es, wenn endlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete Stimmen laut werden, die der Wahrheit in dieser Beziehung die Ehre geben. Wir halten es für zweckmäßig, eine Aeußerung Moleschotts, eines auch dem größeren Publikum bekannten Forschers, hier anzuführen. Er sagt (Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren) über den Zusammenhang zwischen Philosophie und Naturwissenschaften Folgendes:

„Es war Hegels That, daß er die Nothwendigkeit alles dessen, was ist, eben weil es ist, in weiteren Kreisen erkennen lehrte. Auch die Naturforscher haben es größtentheils durch ihn gelernt, wenn sie es auch nicht Wort haben wollen, weil sie es gewöhnlich aus dritter Hand lernten und Hegel selbst nicht verstanden oder nicht lasen.

„Ihren größten Fortschritt verdankt die Naturwissenschaft unserer Tage bewußter oder unbewußter Anwendung jenes Gesetzes der Nothwendigkeit, so wie es andrerseits der gefährlichste Feind aller gesunden Beobachtung ist, daß auch die Männer, welche die Teleologie bekämpfen, beinahe täglich leiden an Rückfällen in die alte Sünde.

„Mir schien es Pflicht, dieses allgemeine Glaubensbekenntniß hieher zu schreiben, selbst auf die Gefahr hin, daß viele Naturforscher in meinen Worten naturphilosophische Spekulationen in dem anrühlich gewordenen Sinne wittern werden. Gerne nehme ich das Verdammungsurtheil von denen hin, denen die Beobachtung um ihrer selbst und nicht um des Gesetzes willen wichtig ist. Mir hat das empirische Wissen nur dann volle Geltung, wenn es Baustoffe liefert zu den Weltgesetzen, die das menschliche Hirn erfassen kann. Für jeden Theil der Einen großen Naturwissenschaft wurzelt die Begeisterung nur in der Erkenntniß, wie sich derselbe zur Weltweisheit verhält. Deshalb braucht man nicht zu ermüden in der Sammlung von Thatsachen, da die Erkenntniß nur aus Anschauungen erwächst und nur viele Anschauungen uns zu Gesetzen verhelfen.“

Gewiß, wenn früher die Naturwissenschaft sich über eine Einmischung der Philosophie in ihr Gebiet zu beklagen hatte, so ist dieser Nachtheil mehr wie aufgehoben durch die großen Dienste, welche Hegel und seine Schule der naturwissenschaftlichen Forschung geleistet haben. Früher wußten die meisten Naturforscher nur einen Wust von Beobachtungen und Experimenten zu sammeln; ähnlich den Philologen und Alterthumsforschern erstickten sie unter der Masse von Details, welche auf eine pedantische, geistlose Weise eingetheilt und klassifizirt wurden. Man erinnere sich nur an das Linnésche System der Botanik, um die Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit dieses Verfahrens einzusehen. Die Philosophie brachte in diesen Wust der Thatsachen die allgemeinen, übersichtlichen Ideen; sie verwandte die einzelnen Bausteine, welche von fleißigen Beobachtern gesammelt waren, zum Baue des großen Tempels der Wissenschaft; unter ihren Händen wurden die aufgespeicherten Thatsachen lebendig und gruppirten sich zu einem großen, harmonischen Gedanken. Die großen Fortschritte, die in unsern Tagen die Naturwissenschaften an und für sich, wie in ihrem Verhältniß zum praktischen Leben und zur Civilisation dieses Jahrhunderts gewonnen haben, kom-

men wenigstens zur Hälfte, auf Rechnung der so viel verachteten und verschmähten Philosophie. Freilich, bisher erschien es vielfach in den chemischen Laboratorien, den physikalischen Kabinetten, den anatomischen Theatern als ein Beweis einer gründlichen Bildung und eines praktischen Strebens, tüchtig auf die Philosophie zu räsonniren und sich von aller Verbindung mit philosophischen Ideen loszusagen. Diejenigen, welche mit solchem Gerede ihre eigene Unwissenschaftlichkeit und Oberflächlichkeit verdecken wollen, können wir hier unberücksichtigt lassen. Aber wenn selbst große Denker und Forscher, wie Mulder in Utrecht, die Ansicht aussprechen, daß, um in den Naturwissenschaften etwas leisten zu können, man eine Abneigung gegen die Philosophie besitzen müsse: so ist dies um so mehr zu bedauern, je größeres Gewicht die Jünger der Wissenschaft solchen Ansichten beizulegen berechtigt sind. Es scheint solchen Ansichten vielfach die Ueberzeugung zu Grunde zu liegen, daß nur der ein Philosoph sei und philosophische Ideen habe, welcher einem bestimmten Systeme, einer philosophischen Schule angehöre. Nichts kann falscher sein, als eine solche Ansicht. Wo finden wir noch heute die Hegel'sche Schule? Nirgends, wenn nicht vielleicht bei jenen preußischen Professoren, die am meisten von der Beweglichkeit und Universalität des Hegel'schen Geistes entfernt sind, bei einem Hinrichs in Halle, einem Rosenkranz in Königsberg, denen man den Vorwurf machen kann, die großen Gedanken ihres Meisters verknöchert oder verwässert zu haben. Aber die Ideen dieses Philosophen, seine Methode des Denkens finden wir in allen Gebieten der Wissenschaft; sie bilden gewissermaßen die Lebensluft, ohne welche heutzutage kein wissenschaftliches Streben gedeihen kann. Gerade daß die Hegel'sche Schule zertrümmert ist, beweist die Lebensfähigkeit der Hegel'schen Methode, welche viel zu universell ist, als daß man sie in die Schranken eines Systemes oder einer Schule hätte bannen können. War dasselbe nicht auch mit der Kantischen Schule der Fall? Dachten in den ersten dreißig Jahren dieses Jahrhunderts nicht alle wissenschaftlichen Menschen nach Kantischen Kategorien, in den meisten Fällen, ohne es zu wissen und zu wollen, ohne einmal ein Kantisches Buch in die Hand genommen zu haben. So auch finden wir die Hegel'sche Anschauungsweise und Methode heute vielfach in solchen wissenschaftlichen Kreisen, die fest davon überzeugt sind, außerhalb der Philosophie oder derselben sogar feindlich gegenüber zu stehen. Alle Wissenschaften heutiger Zeit haben einen solchen organischen Zusammenhang unter sich und verfolgen eine solche allgemeine Tendenz, daß sie als Theile eines großen wissenschaftlichen Ganzen angesehen werden können, dem wir nach dem Vorgange der Alten den Namen: Weltweisheit, Philosophie beizulegen berechtigt sind. In diesem Sinne sind Arago und Alexander von Humboldt ebenso sehr Philosophen,

wie Fichte und Hegel; in diesem Sinne können wir Jeden einen Philosophen nennen, der die einzelne Thatsache, die einzelne Beobachtung nur als ein Mittel betrachtet, die großen Gesetze des Weltalls zu finden.

„Niemals sollten,“ sagt Alexander von Humboldt, „Mißbräuche oder irrige Richtungen der Geistesarbeit zu der die Intelligenz entehrenden Ansicht führen, als sei die Gedankenwelt, ihrer Natur nach, die Region phantastischer Truggebilde; als sei der, so viele Jahrhunderte hindurch gesammelte überreiche Schatz empirischer Anschauung von der Philosophie, wie von einer feindlichen Macht, bedroht. Es geziemt nicht dem Geiste unserer Zeit, jede Verallgemeinerung der Begriffe, jeden auf Induktion und Analogieen gegründeten Versuch, tiefer in die Verhüllung der Naturerscheinungen einzudringen, als bodenlose Hypothese zu verwerfen, und unter den edlen Anlagen, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat, bald die nach einem Causal-Zusammenhang grübelnde Vernunft, bald die regsame, zu allem Entdecken und Schaffen nothwendige und anregende Einbildungskraft zu verdämmen.“

---

### Ein Wort an die Arbeiter.

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß die meisten literarischen oder gesellschaftlichen Unternehmungen, welche sich direkt und ausschließlich an die Arbeiter wenden, keinen oder nur sehr geringen Fortgang haben. Die Arbeiterzeitungen fristen nur eine kurze Zeit ihr Leben; ein deutliches Beispiel hat man neuerdings an der „Reform“ gesehen; die Arbeiterkolonien zeigen uns eine ununterbrochene Kette von Leiden, Aufopferungen und Zwistigkeiten; wir erinnern an die Weitling'sche Kolonie; die Arbeitervereine, welche noch isolirt in verschiedenen Städten existiren, beweisen keine große Thatskraft und Lebensfähigkeit. Diese Thatsache wiederholt sich in Europa, wie in Amerika, diesem freien, aufstrebenden Lande, in dem sich doch sonst alle gerechtfertigten Bestrebungen geltend machen können, mit einer solchen Steitigkeit und Regelmäßigkeit, daß wir veranlaßt werden, nach den Gründen derselben zu fragen. Wir wissen, daß wir mit dieser Untersuchung ein Feld betreten, auf welchem mehr, wie anderswo, Vorurtheile und Verdächtigungen gebräuchlich sind; nirgend findet man so ausschließliche Theorien und unfehlbare Doctrinen, als bei denjenigen Schriftstellern, welche die Arbeiterfrage als ihre spezielle Domain ausbeuten. Aber wir hoffen, daß wir denjenigen Arbeitern, denen es um eine unpartheiische Erkenntniß ihrer



Lage zu thun ist, und die lieber eine Darstellung der Thatfachen als Schmeicheleien hören wollen, gerecht werden, wenn wir die Resultatlosigkeit der bisherigen Bestrebungen den Arbeitern und ihren Führern selbst zunächst zur Last legen. Die Arbeiter haben bisher viel Humbug mit sich treiben lassen. Die kommunistischen Schriftsteller sprachen ihnen unaufhörlich vor, daß sie das „ausgewählte Volk“ wären, daß ihnen die ganze Welt und die ganze Zukunft der Menschheit geböre, daß sie einen besonderen, exklusiven Stand innerhalb der menschlichen Gesellschaft bildeten u. dergleichen, so daß die Arbeiter dies selbst vielfach glaubten, umso mehr, da die gedrückte Lage, in welcher sie sich befanden, die Ungerechtigkeit, der sie überall ausgesetzt sind, in diesem Glauben ein nothwendiges Gegengewicht und Trostmittel fano. Die näheren Bedingungen, unter welchen die Arbeiter sich zu dieser hohen Stellung emporheben sollten, wurden gewöhnlich verschwiegen; eine allgemeine Revolution, ein „Klassenkampf“ und dergl. sollte, wie ein Heiland, das tausendjährige Reich der allgemeinen Gleichheit und Glückseligkeit herbeiführen. Jeder Socialist hatte sein besonderes System, die Arbeiter glücklich zu machen; Phalansterien, Kolonien, Tauschbanken, Associationen, wechselten in bunter Reihe miteinander ab; nur darin stimmten alle diese Systeme und Theorien miteinander überein, daß eine Theorie die andere ausschloß, eine Ansicht die andere verdächtigte und verkehrte. Wir gestehen mit dem größten Vergnügen zu, daß der größte Theil dieser idealen Theorien auf dem Boden der Ueberzeugung, der wärmsten Begeisterung für Menschenwohl wuchs; in den Schriften eines Fourier, Proudhon, Louis Blanc geben sich die edelsten Gefühle und reinsten Absichten kund. Aber es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Theorien sich immer mehr auf den letzten Zweck, als auf die nächste Veranlassung beziehen, und vielleicht nur in der Beziehung praktischen Werth haben, daß sie dem Arbeiter die Möglichkeit einer bessern Zukunft unablässig vor Augen stellen. Aber dieser Nutzen wird durch die Nachtheile vielfach überboten, welche daraus entstehen, daß der Arbeiter im Kreise der Menschheit eine isolirte Stellung einnimmt, und seine Bestrebungen von den allgemeinen Tendenzen der Zeit, von der Entwicklung der Civilisation auf politischem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete trennt; daß er die Arbeiterfrage als die einzig berechtigte Frage der Zeit betrachtet, und für alles Leben und Streben, das außerhalb dieser Frage liegt, kein Auge und Ohr hat. Wenn wir uns deshalb im Allgemeinen gegen die socialistischen Systeme erklären, so geschieht dies unter der ausdrücklichen Versicherung, daß wir die Berechtigung des Arbeiters zur Verbesserung seiner Lage, daß wir das Recht der Arbeit der Geldmacht gegenüber vollständig anerkennen. Wir billigen die Motive, welche jenen Systemen zu Grunde liegen, halten aber die Art und Weise, in welcher die

Agitation betrieben wird, die Mittel, die man zur Abhülfe des bestehenden Nebels braucht, für vollständig verfehlt und unzumuthig. Hierüber müssen wir uns des Näheren erklären.

Die allgemeine Frage: Was ist ein Arbeiter? eine Frage, welche von vielen Arbeiterzeitungen und socialistischen Schriften mit einer schwülstigen Phrasologie umgangen wird, beantworten wir einfach dahin: Arbeiter ist Jeder, der seiner eigenen Thätigkeit die Mittel zu seinem Lebensunterhalte verdankt, vorausgesetzt, daß diese Thätigkeit entweder produktiv ist, oder der Produktion nützt. Einen Unterschied zwischen Kopf- und Handarbeit kennen wir ebensowenig, wie einen direkten Gegensatz zwischen der Arbeit mit Kapital und der Arbeit ohne Kapital. Denn am Ende arbeitet doch jeder Arbeiter mit Kapital; ob dieses Kapital nun in Geld, Land, Werkzeugen oder Kenntnissen besteht, dies geht unsere Frage speziell nicht an. Wenn der Schuster Schuhe und der Schneider Kleider macht, so können Beide die Fertigkeit, die sie sich in ihrem Fache angeeignet haben, als ihr Kapital betrachten, geradeso gut, wie der Arzt seine medizinischen Kenntnisse, der Maler seine technischen Studien, der Dichter seine Phantasie, der Farmer sein Land sein Kapital nennt. In diesem großen Kreise der Arbeit bemerken wir nun allerdings die verschiedensten Abkufungen; der Fabrikarbeiter, der sein ganzes Leben nur an einen einzigen Handgriff gewöhnt ist und verhungern muß, wenn durch eine Verbesserung der Maschine dieser Handgriff überflüssig wird, befindet sich natürlich in einer viel abhängigeren, traurigeren Lage, als der Arzt, der Chemiker, der Schriftsteller, dessen Kenntnisse und Arbeiten der Menschheit in jedem Falle unentbehrlich sind. Wir brauchen die Stufenfolge der verschiedenen Arbeiterklassen hier nicht speziell aufzuführen; im Allgemeinen finden wir, daß je mehr Fertigkeiten und Kenntnisse der Arbeiter besitzt, er desto unabhängiger und freier dasteht. Aus dieser Thatsache geht für die Arbeiter eine wichtige Lehre hervor. Nirgend stellt sich der Satz, daß ohne Bildung keine Freiheit möglich ist, so deutlich und unzweifelhaft heraus, als bei der Arbeiterfrage. Das Verhältniß zwischen Schule und Leben, zwischen Kenntnissen und Genüssen, zwischen Fertigkeiten und Resultaten ist ein ebenso natürliches, wie das zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Mittel und Zweck. Das nächste Streben des Arbeiters, der sich seine Freiheit und Selbstständigkeit sichern will, sollte also dahin gehen, sich so viel, wie möglich, allgemeine Bildung, wie spezielle Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben; das eine sichert ihm seine Stellung im gesellschaftlichen Leben, das andere seine materielle Selbstständigkeit; beides zusammen das Selbstbewußtsein, die Unabhängigkeit, die persönliche Würde, die den Stolz und den Adel des freien Mannes ausmacht. Es ist allerdings viel leichter, sich kommunistischen Träumereien

hinzugeben, hinter dem Bierglas über die „Gelehrten“ zu schimpfen, oder von Nacht auf Tag auf die Revolution zu warten, als sich zu geistigen Arbeiten und zu selbstständigem Denken zu zwingen. Wir wissen deshalb wohl, daß wir mit solchen Aeußerungen in ein Wespennest stoßen. In dessen solchen Behauptungen, „als wollten wir die Arbeiter erst zu „Gelehrten“ machen, ehe sie frei werden dürften,“ schulden wir keine Antwort. Man kann sich nicht roher gegen die Gesellschaft betragen, man kann nicht schädlicher auf die Arbeiter wirken, als wenn man ihnen einredet, daß sie nicht nothwendig hätten, nach Kenntnissen, nach allgemeiner Bildung zu streben, als wenn man eine Kluft zwischen Arbeit und Wissenschaft zieht. Es ist leider wahr, daß man in Europa eine Grenzlinie zwischen diesen beiden so nahe mit einander verwandten Gebieten von der andern Seite her zieht, und daß die sogenannte gebildete Gesellschaft sich von den Handwerkern, den Tagelöhnern, den Fabrikarbeitern vornehm fernhält. Aber mit derselben Entschiedenheit, mit welcher wir es rügen, daß die deutschen Studenten z. B. den braven, fleißigen Arbeiter als einen „Knoten“ verachten, müssen wir es tadeln, wenn hier in Amerika der Handwerker, der in vieler Beziehung leichtere und günstigere Verhältnisse für sein Fortkommen findet, als der wissenschaftliche Arbeiter, auf den letzteren stolz herabsieht und ihm gegenüber eine gewisse Ueberlegenheit an den Tag legt. Glücklicherweise findet man nur noch selten jenen Stolz der Unbildung, der ausschließlich denjenigen als einen Arbeiter anerkennt, der nicht zur gebildeten Gesellschaft gehört; glücklicherweise hört man nur noch selten das Wort: „Wir sind Arbeiter und brauchen keine Bildung.“ Diejenigen Zeitungen, welche eine solche rohe Auffassung vertraten und diesen Arbeiterdünkel nährten, gingen an der Abneigung der denkenden und strebsamen Arbeiter selbst zu Grunde. Es ist gewiß nichts erfreulicher und ermutigender, als mit einem gebildeten, voranstrebenden Handwerker zu verkehren; der wissenschaftlichste Mann kann im Umgange mit ihm noch lernen; der Umtausch der Gedanken wird für beide Theile gleich anregend und nützlich sein. Aber einen widerwärtigen Eindruck macht es, wenn der Arbeiter damit, daß er sein Bier bezahlen kann, daß er in seinem Boardinghause „dreimal des Tages Fleisch“ bekommt, ja daß er sogar ein Lot besitzt, zufrieden ist, und von diesem materiellen Wohlergehen Veranlassung nimmt, alle geistigen Bestrebungen und Berufe zu verachten. Gewiß, der Arbeiter soll das Gefühl seiner Selbstständigkeit haben; der Stolz, auf eigenen Füßen zu stehen, und Niemandem etwas zu verdanken zu haben, ist vollkommen berechtigt. Aber er sollte diese seine selbstständige Stellung dazu benutzen, sich auf eine gleiche Stufe mit denjenigen Klassen der Gesellschaft, denen er im Heimathlande untergeordnet war, zu stellen, nicht aber verlangen, daß gebildete Leute ihre Bil-

bung aufgeben, um gegen ihn nicht die Gesetze der Gleichheit zu verletzen. Soll der Bund zwischen der Handarbeit und der denkenden Arbeit geschlossen werden, so muß der Handarbeiter anfangen, zu denken, nicht aber vom denkenden Mann verlangen, sich seiner aus der Heimath herübergeretteten Bildung zu entschlagen.

Dies Alles ist so klar und deutlich; es versteht sich so sehr von selbst, daß wir uns gewiß zu dieser Auseinandersetzung nicht verpflichtet gefühlt hätten, wenn wir nicht im täglichen Leben vielfache Beweise jenes specifischen Arbeiterstolzes fänden und wenn wir nicht noch manchmal von gewissen Zeitungen die Ansicht aussprechen hörten, als müsse der Arbeiter gegen die „studirten Herren“ Mißtrauen und Abneigung hegen. Es ist wahr, die „studirten Herren“ haben oft Humbug mit den Arbeitern getrieben und dieselben zum Besten gehabt, aber dies in den meisten Fällen, wenn sie den Arbeitern schmeichelten und in Verbindung mit ihnen Front gegen alle übrigen Stände der menschlichen Gesellschaft machen wollten.

Wenn wir von den Arbeitern ein geistiges Streben verlangen, so kann man uns entgegenen, daß auch die Gelegenheit, die Mittel zu solchem Streben gegeben werden müssen. Bei der jetzigen Einrichtung der Gesellschaft ist es dem Handarbeiter selten gestattet, sich eine allgemeine Bildung zu erwerben. Dem Kinde fehlt die gute Schule, dem Manne die Zeit. Gewiß, wenn es unter den Arbeitern rohe, ungeschliffene Gesellen gibt, so kann man die menschliche Gesellschaft, den Staat, seine schlechten Gesetze und mangelhaften Einrichtungen, eher dafür verantwortlich machen, wie diese Arbeiter selbst. Das Unterrichtswesen und alle damit zusammenhängenden Anstalten sind hier zunächst in's Auge zu fassen; hier liegt die eigentliche Lösung der Arbeiterfrage; von diesem Punkte aus entwickeln wir unser sociales System.

Indem wir auf unsere frühern Artikel über das amerikanische Schulsystem, Schulzwang u. s. w. verweisen, bemerken wir, daß wir bei der Agitation für Reform und Verallgemeinerung des Schulwesens ein Thema ergriffen haben, welches durchaus und direkt der Politik angehört. Wir überweisen also die sociale Frage der Politik. Hiermit stellen wir uns in den schroffsten Widerspruch zu den meisten Socialisten, deren erste Sorge ist, den Arbeiter von aller Theilnahme an politischen Bestrebungen abzuhalten. Wie oft hört man zu den Arbeitern sagen: „Ihr habt oft genug den politischen Parteien die Kastanien aus dem Feuer geholt, ihr habt oft genug auf Barrikaden getämpft, und die Diplomaten, die Redner, die Politiker haben euch um die Beute des Sieges betrogen. Deshalb laßt euch nicht mehr auf das politische Parteiwesen ein, und agittirt allein für eure eigene Sache, die sociale Reform, die Arbeiterfrage.“

Es ist nicht zu leugnen, daß in der Politik viel falsches, betrügerisches Spiel mit den Arbeitern getrieben worden ist, — selbst von radikaler Seite her; namentlich in Frankreich, in Paris, mußte der Arbeiter sein Herzblut auf den Barrikaden versprechen, oft nur deshalb, um ehrgeizigen Advokaten Ministerstellen zu verschaffen. Aber anstatt aus dieser Thatsache die Folgerung zu ziehen, daß der Arbeiter sich aller politischen Bestrebungen entschlage, scheint mir daraus nur die Lehre hervorzugehen, daß er sich besser und gründlicher mit der Politik befaße, wie bisher. Der künstliche Unterschied zwischen Politik und Socialismus, den viele socialistische Schriftsteller aufgebracht haben und vermittelt dessen man den Arbeiter den politischen Bestrebungen entfremden wollte, schien mir von jeher unverständlich; ich habe niemals den Socialismus auf einem andern Felde, als auf dem politischen entdecken können, und alle socialen Reformen, die der Arbeiter erstrebt, gestalten sich zu politischen Fragen in dem Momente, wo man sie praktisch machen will. Die Politik ist ja nichts anderes, als die Wissenschaft von der Organisation der menschlichen Gesellschaft; alle Organisationsbestrebungen gehören also der Politik an und können nur durch sie gelöst werden. Es ist namentlich in den letzten Jahren viel Unheil daraus entstanden, daß man einen Unterschied zwischen den socialen und politischen Bestrebungen machte und den Arbeiter von aller Theilnahme an der Politik fernhielt; der Staatsstreich in Frankreich z. B. ist nur durch dies Manöver ermöglicht worden.

Noch deutlicher stellt sich dies in Amerika heraus. Hier sind die politischen Tagesfragen von großem, entscheidendem Interesse für die arbeitenden Klassen; das Staatsschulsystem, die Landreform, die Sklavereifrage, die innern Verbesserungen: alles dieses sind Gegenstände von großer materieller Bedeutung, die grade den Kern der Arbeiterbewegung bilden. Wollten die Arbeiter Amerika's sich nicht an diesen Fragen betheiligen, so würden sie geradezu Selbstmord an sich selbst begehen. Soll irgend hier die Politik eine radikale, consequente Haltung annehmen und aus dem Schmutz der Corruption und Intrigue herausgebracht werden, so kann dies nur durch Hilfe der großen Arbeitermassen geschehen, welche den politischen Institutionen dieses Landes dadurch einen großen Dienst leisten, daß sie ihr eigenes Interesse erkennen und berücksichtigen. Hier haben die Arbeiter eine deutliche Aufforderung und bequeme Gelegenheit, aus dem Nebel kommunistischer Theorien und idealer Wünsche herauszutreten und sich an praktische Fragen und Interessen anzuschließen. Lasse man sich nicht beirren durch die Einflüsterungen derer, welche die Bestrebungen und Interessen der Arbeiter von den Interessen des gesammten Volkes trennen wollen und die alle Agitation auf politischem Gebiete für Hnmbug erklären. Wir geben gewiß zu, daß

fest viel Humbug mit der Politik getrieben wird, aber anstatt davon Veranlassung zu nehmen, der Politik ganz und gar den Rücken zuzukehren, scheint mir darin nur eine Aufforderung zu liegen, durch eine energische Betheiligung an der Politik den Humbug aus derselben zu entfernen.

Schlagen wir irgend ein kommunistisches Buch, eine sozialistische Abhandlung auf, so finden wir dort dieselben Themata, welche die Stichworte der amerikanischen Parteien bilden. Voran steht die Landreformfrage. Diese ist für den Arbeiter jedes Standes von der größten Wichtigkeit. Dadurch daß Jedem, der sich dem Ackerbau widmen will, die nöthigen Hilfsmittel an Land und Ackergeräthschaften von Staatswegen geliefert werden, leeren sich die großen Städte von der Masse derjenigen Arbeiter, welche irgend ein Handwerk nur deshalb ergriffen haben, um die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Der in der Stadt bleibende Arbeiter wird nicht mehr durch übermäßige Concurrenz niedergedrückt; er kann für seine Arbeit anständige Preise verlangen, während die große Vermehrung der ackerbauenden Bevölkerung die Preise der Lebensmittel ermäßigt. Mit dieser einzigen Maßregel wird vielleicht mehr genützt, als mit allen socialistischen Systemen, welche seit Saint Simon das Licht der Welt erblickt haben. Die Schulfrage ferner, ein Thema, das die Quintessenz aller socialistischen Doktrinen bildet, nimmt in der amerikanischen Politik eine hervorragende Stellung ein; die constitutionellen Grundlagen, auf denen das amerikanische Schulwesen beruht, stimmen mit den Ansichten der radikalsten Socialisten zusammen, und es ist nur nothwendig, das Princip desselben nach allen Seiten hin zu entwickeln und alle Consequenzen daraus zu ziehen, um in einem der wichtigsten Punkte die Forderungen der Sozialreformer zu verwirklichen. Die Agitation gegen Sklaverei und deren Ausrottung ist ein Feld, welches speziell der arbeitenden Klasse angehört; der Arbeiter ist durch seine materiellen Verhältnisse, wie durch seine gesellschaftliche Stellung schon von vornherein Abolitionist. Die Leute des Südens, welche die Arbeit den Sklaven überantworten und in Folge dessen jeden Arbeiter, auch den freien Arbeiter, gleich einem Sklaven behandeln, sind die ärgsten Antisocialisten, welche man sich denken kann, und es ziemt dem freien Arbeiter des Nordens gewiß nicht, in einer und derselben politischen Partei mit ihnen zu stehen. Die Nebraskabill, welche den ganzen ungeheuren Flächenraum zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen, von Mexiko bis nach Canada der Sklaverei geöffnet hat, und als deren nächste Konsequenz die Gültigkeit der Sklaverei in allen freien Staaten, — die Freizügigkeit der Sklavenhalter mit ihrem Eigenthum, — schon jetzt von südlichen Gesetzgebungen verlangt wird, droht den freien Arbeitern der Ver. Staaten die ganze Zukunft zu rauben; die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt daher die

Arbeiterbevölkerung, sich lebhaft und energisch an dieser Frage zu betheiligen und die ganze Wucht ihrer Stimmen gegen dieses Gesetz in die Urne zu werfen. Die Besteuerung des Kircheneigenthums, die inneren Verbesserungen, die Landverwilligungen für Eisenbahnen, die Tarifffrage, alle diese Lösungsworte, nach denen sich die politischen Parteien unterscheiden, sind mit dem Arbeiterinteresse auf das Innigste verwachsen. In diesen Fragen besteht der Socialismus unserer Tage, ein Socialismus, der viel möglicher und praktischer ist, als die Phalanstère von Fourier, die Tauschbank von Proudhon und die Colonie Cabet's.

Gewiß, der Arbeiter, den sein Beruf schon lehrt, jeder Sache eine praktische Seite abzugewinnen, sollte sich überall an das Nächstliegende halten, und seinen reformirenden Bestrebungen immer eine bestimmte praktische Tendenz geben. Der gesunde Menschenverstand, der in den Arbeitermassen wohnt, verbürgt uns die größten Reformen in der Politik, sobald Jeder einseht, daß die Politik ihm vielfache Mittel zu socialen Reformen darbietet. Es soll mit diesen Worten durchaus nicht gesagt sein, daß der Arbeiter seine Interessen ausschließlich der politischen Agitation anvertrauen solle. Es gibt noch manche andere Mittel für seinen Zweck. Associationen, Unterstützungsgesellschaften, Arbeitseinstellungen erweisen sich in den meisten Fällen sehr zweckmäßig, und wir wollen dem Arbeiter gewiß nicht rathen, diese Waffen aus der Hand zu geben. Im Gegentheil, damit der Arbeiter auch in politischer Beziehung seinen Willen und sein Recht durchsetzen könne, ist ein weitverzweigtes System von Associationen nothwendig, welches ihm seine materielle Existenz, wie seinen politischen Einfluß sichert.

Wir haben die Arbeitervereine vielfach in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, in Amerika beobachtet, und viel guten Willen und tüchtiges Streben darin gefunden. Aber wir bemerkten sehr häufig einen doppelten Fehler, erstens, daß man dem Arbeiterverein einen lokalen oder gar professionellen Charakter gab; zweitens, daß er zu einem geheimen Bunde, zu einer kommunistischen Sekte gestempelt wurde. Hier in Amerika kommt der letztere Fehler wohl selten vor; es wäre auch allzu unzuweckmäßig und lächerlich, wollte man einen geheimen Bund stiften in einem Lande, wo jedes Bestreben sich öffentlich geltend machen kann und das Recht der Vereinigung hinter einem starken Bollwerke constitutioneller Gesetze verschanzt ist. Aber sehr häufig finden wir den zweiten Fehler, nemlich, daß die Unterstützungsvereine der Arbeiter sich auf irgend eine bestimmte Profession beschränken, daß in einer und derselben Stadt ein besonderer Schneider-, Schreiner-, Hutmacherverein existirt, und daß diese einzelnen professionellen Associationen durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehalten werden. Weit entfernt, daß wir die verschiedenen Vereine zerstören wollten oder für

unzweckmäßig hielten, möchten wir nur auf die Nothwendigkeit einer allgemeineren Vereinigung der einzelnen kleineren Vereine aufmerksam machen. Ohne eine solche Vereinigung wird der Arbeiter wohl schwerlich irgend eine Maßregel, einen Strike oder dergleichen ausführen können. Aber wenn die verschiedenen Gewerke zusammenhalten, sich gegenseitig im Widerstande gegen die Geldmacht unterstützen und den Grundsatz beobachten: Einer für Alle, Alle für Einen: dann läßt sich jede Arbeitseinstellung irgend eines speziellen Gewerkes leicht durchführen und der Arbeiter hat die Regulirung der Löhne immer in seiner Hand.

Hiermit haben wir die nächsten Anhaltspunkte der Arbeiterbewegung, so weit wir dieselbe für berechtigt und praktisch halten, angeführt. Streben nach Bildung, Betheiligung an den vernünftigen Bestrebungen auf politischem Gebiete, ausge dehnte, wohlorganisirte Associationen: dies scheinen uns die Mittel, welche dem Arbeiter zur Befriedigung seiner gerechten Wünsche zur Verfügung stehen. Auf diesen drei Punkten kann eine mächtige Arbeiterbewegung basirt werden. Viele werden die vorgeschlagenen Maßregeln für zu weitgehend, die Meisten sie für allzu bescheiden halten, aber wir glauben, nur diejenigen Mittel angegeben zu haben, welche zum Zwecke führen, und nur einen solchen Zweck zu verfolgen, der im Einklang mit der Natur des Menschen und den gegebenen Thatsachen steht.

---

## **Sklaverei und Temperenz.**

Eine Bemerkung zur Neubildung der Parteien.

Die Politik ist das Feld der Widersprüche und Verwirrungen. Jeder Wahrheit scheint hier etwas Lüge, jeder Lüge ein Körnchen Wahrheit beigemischt zu sein. Die Politiker aller Parteien wissen darum auch trefflich im Trüben zu fischen. Es ist ein gewöhnliches Manöver, durch eine populäre Maßregel schlechte Prinzipien einzuschmuggeln, und unter liberalen Vorwänden reaktionäre Gewaltthatigkeiten durchzusetzen. Unter dem Vorwande, das allgemeine Stimmrecht wiederherzustellen, richtete Louis Napoleon die französische Republik zu Grunde; die demokratische Partei benutzt die Agitation gegen das Temperenzgesetz, um für die Sklaverei Propaganda zu machen.

In einem Lande, wo die öffentliche Meinung den Gang der Politik regulirt, muß dieselbe erst in Verwirrung gebracht werden, will man der



Politik krumme Wege vorzeichnen. Der alte Grundsatz: Theile und herrsche! bildet auch hier noch immer das Mittel zur politischen Corruption. Man sucht die Interessen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung gegeneinander aufzuheben, vermengt die verschiedenen politischen Fragen miteinander, schmeichelt den Vorurtheilen, beutet die Gewohnheiten aus, bemächtigt sich der Leidenschaften, um die Stimme der Vernunft in dem Rathe der Völker zu unterdrücken.

Selten hat man eine so unglückliche und gefährliche Combination widersprechender Prinzipien und Maßregeln gesehen, als in den letzten Tagen, wo in die große Frage der Sklaverei, welche die Grenzlinie zwischen den beiden politischen Parteien der Zukunft bildet, die Temperenz-Agitation sich einschlich, und das Verständniß der politischen Situation vielfach erschwerte.

Unter dieser unnatürlichen Verbindung widersprechender Prinzipien leidet vornehmlich die deutsche Bevölkerung. Es wird der eingewanderten Bevölkerung überhaupt nicht besonders leicht gemacht, Kenntniß und Uebersicht über die politischen Verhältnisse dieses Landes, über das Parteiwesen u. s. w. zu gewinnen; sie weiß oft nicht, in welcher Partei sie den Fortschritt erstreben kann, wo sie den Rückschritt befürchten muß; die Testfragen, welche die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Parteien bilden, liegen dem Interesse und der Beurtheilung der Deutschen oft fern. Die Sprache der Zeitungen, der öffentlichen Versammlungen verwirrt ihn oft mehr, als daß sie ihn belehrt. Die Eigenthümlichkeiten der Selbstregierung, das Verhältniß zwischen der Union und den Staaten, das Wesen und die geschichtliche Entstehung der Kompromisse: Alles dieses zu beurtheilen, ist der Deutsche durch seine heimischen Zustände gerade nicht besonders vorbereitet. Wenn er sich trotzdem leichter, als ein Franzose, Irländer u. s. w. in den hiesigen Verhältnissen zurecht findet, so ist dies wohl hauptsächlich seiner allgemeinen Bildung und seinem richtigen Urtheile zuzuschreiben.

Wenn nun in dem unbegriffenen Wirrwarr der amerikanischen Politik ein Thema austaucht, von ebenso allgemeiner Verständlichkeit, wie von allgemeinem Interesse: dann ist es wohl keine überraschende Erscheinung, daß die eingewanderte Bevölkerung dieses Thema als den nächsten Ausgangspunkt ihres politischen Handelns acceptirt.

Der Deutsche hat einen großen Hang zum Individualismus, zur persönlichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Unfreiheit im Staatsleben erträgt er schon eher, als Unfreiheit im eigenen Hause. Er kümmert sich nicht allzu sehr um eine schlechte Regierung; er bezahlt mit Gleichmuth seine Steuern, wenn er nur in seinen vier Pfählen sein eigener Herr ist, und man ihm in seinen Neigungen und Gewohnheiten keinen Abbruch thut. Diese

Eigenthümlichkeit kann man allerdings mit Recht mit dem Namen „Philisthbum“ bezeichnen; sie ist aber ein Grundzug des germanischen Volkscharakters, der manches Große und Gute gewirkt hat; selbst die Habeas-Korpusakte, dieses Fundament aller modernen bürgerlichen Freiheit, ist diesem Streben nach persönlicher Unabhängigkeit entsprungen.

Nun findet der Deutsche bei seiner Ankunft in Amerika ein Gesetz vor, welches seine individuelle Freiheit in einem wesentlichen Punkte auf das Empfindlichste verletzt. Man beschränkt ihn in der Wahl seiner Gewerbe, in seinen Vergnügungen, seinen häuslichen Gewohnheiten, ja sogar in dem Genuße der Lebensmittel. Nicht so sehr die Neigung zu geistigen Getränken macht ihm das Temperenzgesetz verhaßt und unerträglich, — der Deutsche ist nicht mehr an den Genuß von Alkoholen gewöhnt, als der Engländer, Franzose oder irgend eine andere Nation, — als vielmehr die Verletzung der persönlichen Freiheit, die Verkennung der persönlichen Würde, die beschämende Bevormundung, welche in diesem Gesetze liegt. Der Bürger eines freien Staates, der alle Souverainitätsrechte genießt, die drüben nur einem Fürsten zustehen, wird hier unter ein Gesetz gestellt, das man in Deutschland nur unmündigen Schulkindern gegenüber anzuwenden pflegt. Und dieses Gesetz richtet seine Tendenz speziell gegen die eingewanderte Bevölkerung; es steckt ein nativistischer Hochmuth dahinter, welcher jeden freien, stolzen Mann kränkt und erbittert.

Es ist nun wohl natürlich, daß der eingewanderte Bürger den Anfang seines politischen Strebens mit der Agitation gegen dieses Gesetz macht; für oder gegen Temperenz, dies ist das Stichwort seiner ersten Betheiligung an der Politik.

Diesjenige Partei, welche sich bis jetzt am meisten von dem Temperenzgesetz, wie von allen andern nativistischen Bestrebungen fern gehalten hat, ist die demokratische Partei. Ihr gehörte bisher auch der bei Weitem größte Theil der eingewanderten Bevölkerung an.

Grade in unsern Tagen scheint das Bündniß sich noch zu verstärken. Das halboffizielle Organ der jetzigen demokratischen Verwaltung, die „Washington Union,“ erklärt sich offen gegen alle nativistischen Bestrebungen, und in ähnlicher Weise äußern sich vielfach die Organe, Conventionen und Organe der demokratischen Partei. Es war ein demokratischer Gouvernör von New York, der das Temperenzgesetz mit seinem Veto belegte; die demokratische Staatskonvention von Indiana stellte als ihr politisches Programm nur zwei Fragen auf, für die Nebraskabill, gegen das Temperenzgesetz, und diese Fragestellung scheint sich über die ganze demokratische Partei ausbreiten zu wollen. Auch die Gegner der demokratischen Partei nehmen diese Position nur allzubereitwillig auf; gegen die Nebraskabill,

für das Temperenzgesetz: dies ist die Lösung, unter welcher die Gegner der Sklaverei in das Feld ziehen.

Die Verbindung dieser beiden Fragen ist eine so unnatürliche und un Zweckmäßige, daß aus ihr die größten Gefahren für die politische Entwicklung, für die Parteibildung im Allgemeinen, wie speziell für die politische Stellung der eingewanderten Bevölkerung hervorgehen.

Es hat sich in dem Kampfe über die Nebraskabill herausgestellt, daß die demokratische Partei die spezifisch südliche, die Sklavenhalterpartei ist. Der große prinzipielle Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Freiheit und Sklaverei, kann am Ende durch keine Kompromisse verdrängt werden; die andern Parteifragen sind nicht mächtig genug, sich mit dieser Lebensfrage in die Herrschaft der öffentlichen Meinung zu theilen. Der Abgrund zwischen Nord und Süd muß am Ende alle anderen politischen Interessen und Rücksichten verschlingen. Die längst befürchtete Katastrophe scheint jetzt in Erfüllung zu gehen. Die demokratische Partei hat sich der südlichen Grundsätze und Interessen bemächtigt; alle anderen Fraktionen und Parteien schaaren sich um das nördliche Banner.

Wir geben zu, daß wenn die Whigpartei bei der letzten Präsidentenwahl den Sieg davon getragen hätte, die Früchte dieses Sieges ebenfalls dem Süden zugesprochen worden wären; auch die Whigpartei als solche war der Sklaverei immer günstig; das Sklavenauslieferungsgesetz wurde unter einem Whiggouvernement durchgesetzt, und seine Väter waren die hervorragendsten Väter der Whigpartei.

Aber eine Partei der Opposition ist immer besser, als wenn diese Partei die governmentale ist. Die Whigs wurden vom Schlachtfelde zurückgedrängt, und die Demokraten beuteten ihren Sieg zu Gunsten des Südens und der Sklaverei aus.

Das Staatsrecht dieser großen Republik wurde unter den Händen der demokratischen Verwaltung und Majorität verfälscht. Die Sklaverei, bisher ein lokales Uebel, das durch besondere Gesetze geschützt war, wurde ausdrücklich erlaubt; lokale Verbote, die der Einführung derselben entgegenstanden, wurden ausdrücklich aufgehoben; der Bund garantiert die Einführung der Sklaverei, wo und wie es den Einwohnern eines Territoriums nur gefällt. Dadurch ist die Sklaverei zu einem allgemein gültigen, ewigen Institute gemacht.

Ob die Whigpartei vielleicht etwas Aehnliches gemacht haben würde, wenn sie die Mittel dazu besessen, dies brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Wie die Thatsachen vorliegen, ist die demokratische Partei die Urheberin jenes schandwürdigen Gesetzes, und sie hat alle Verantwortlichkeiten und Resultate derselben zu tragen. Ihr gegenüber werden sich alle Freiheit-

lichen Elemente zu einer Antisklaverei-Partei organisiren. Denn die verhaßte Whigpartei wird in ihrer alten, verrotteten Form nicht wieder aufleben. —

Welche Haltung bei dieser Parteiorganisation die deutsche Bevölkerung annehmen wird, dies könnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, wenn die Temperenzfrage sich nicht in diese Parteiorganisation einmischte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die demokratische Partei sich mit Hilfe der eingewanderten Bevölkerung vor der Niederlage zu retten sucht, welche ihr bei der nächsten Wahl bevorsteht. Bei der englisch-amerikanischen Bevölkerung des Nordens hat sie so ziemlich allen Anhang verloren; jetzt sollen die Irländer und Deutschen das Banner der Sklaverei verteidigen, und zur Lockspeise gibt man ihnen den Alkohol frei.

Werden die Deutschen sich durch dieses Spiel bestechen lassen? Ist der Abscheu gegen das Temperenzgesetz so mächtig, daß er den Abscheu gegen Sklaverei überwiegt.

Wir haben uns schon an einem andern Orte (in der Illinois Staatszeitung) dahin ausgedrückt, daß wir beide Fragen durchaus nicht für gleichberechtigt halten, daß wir nicht glauben, daß beide an prinzipieller Bedeutung, wie an praktischer Tragweite miteinander sich messen können. Das Temperenzgesetz ist eine unverständige und unzweckmäßige Maßregel, welche allerdings Gefahren für die persönliche Freiheit enthält, aber überall, wo sie angewendet werden soll, sich als unpraktisch und unausführbar erweist. Wir halten die Temperenzagitation für eine bedauerungswerthe Krankheit der öffentlichen Meinung, aber diese Krankheit hat nur einen lokalen und momentanen Charakter. Nach den Versuchen, welche bisher mit dem Maine Liquor Law angestellt sind, hat dasselbe vielfach zu Geschäftsbeschränkungen, Verationen, polizeilichen Brutalitäten und infamen Denunziationen Veranlassung gegeben, aber an eine consequente Befolgung desselben war niemals zu denken. Die Temperenzagitation ist mehr lächerlich, wie furchtbar und wird, allen bisherigen Erfahrungen zufolge, bald aus der öffentlichen Diskussion verschwunden sein. Wir sind deshalb berechtigt, diese ganze Frage mit der Geringschätzung zu behandeln, welche unzweckmäßigen Versuchen und unmöglichen Bestrebungen gegenüber paßt; der größte Schaden, den sie hervorgerufen hat, ist jedenfalls die dadurch herbeigeführte Verfälschung der Parteien und der Wahlen.

Die Sklavereifrage, speziell die Agitation gegen das Sklavenauslieferungsgesetz und die Nebraskabill, bildet dagegen den prinzipiellen Kern der ganzen amerikanischen Politik; alle andern Grundsätze, Bestrebungen, Parteiunterschiede finden hier ihren natürlichen Schwerpunkt und ihr Centrum in dieser Frage liegt der Angelpunkt der amerikanischen Geschichte. Sie be-

rührt alle Interessen, Gefühle und Ueberzeugungen dieser großen Nation; sie hat für alle Bewohner dieses Landes einen gleich hohen Werth; der kleine Farmer im Westen, der große Kaufmann in der Stadt; der gelehrteste Mann und der einfachste Arbeiter, der ärzste Nativ und der eingewanderte Deutsche: Alle sind durch gleiches Interesse an diese Frage gebunden. Jedes Herz, das fühlen, jeder Kopf, der denken kann, beschäftigt sich mit diesem Thema, in welchem alle Motive der Menschlichkeit, der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit sich in einem Punkte versammeln. Niemals hat sich der Menschheit eine Aufgabe dargeboten, bei welcher sich so sehr alle Gründe der Humanität geltend machten, als bei der Bekämpfung der Sklaverei.

Es gibt Momente im menschlichen Leben, wo der Mensch von einer großen und gewaltigen Leidenschaft erfaßt wird, die ihn über alle gewöhnlichen Rücksichten und Bedenklichkeiten hinwegbebt. In eine solche Stimmung muß uns die Sklavereiagitation versetzen. Hier dürfen wir uns nicht um Parteien, Nationen und Glaubensbekenntnisse kümmern, sondern haben nur die einzige Frage an uns zu stellen: Sind wir Menschen und des menschlichen Namens werth oder nicht. Am allerwenigsten dürfen wir bei dieser Frage an — das Bierglas denken.

Schreiber dieser Zeilen ist gewiß ein rückhaltloser Gegner des Temperenzwahnens. Aber er möchte nicht, daß die deutschen Bürger Amerikas die Freiheit zu trinken, höher anschlagen, als die höchsten Gesetze des Rechtes und der Menschlichkeit.

Es ist viel von einer Neubildung der Parteien, der Betheiligung der Deutschen an derselben, ihren radikalen Plattformen u. s. w. gesprochen worden. Wir glauben, daß die Deutschen in dieser Beziehung und im gegenwärtigen Momente am meisten nützen könnten, wenn sie mit aller Energie der traurigen Vermischung der Temperenzfrage mit der Sklavenfrage entgegenreten. Wir müssen den Amerikanern, die mit uns gegen die Nebraskabill und das Sklavenfanggesetz agitiren, sagen, daß sie der herzlichsten und aufrichtigsten Mitwirkung der deutschen Bevölkerung gewiß sein können, daß wir in dieser Frage vollständig und consequent mit ihnen denselben Weg verfolgen. Aber wir wollen sie aufmerksam machen, daß wir sie in ihrer einseitigen Temperenzagitation mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen werden. Bundesgenossen in dem großen und wichtigen *Principle*, werden wir bei der kleinen und unberechtigten *Masregel* getrennte Wege gehen. Wenn wir auf diese Weise eine Sonderstellung einnehmen, so ist dies nicht unsere Schuld, nicht das Resultat eines deutsch-nativistischen Strebens; es ist unsere Pflicht, in jeder Frage den Grundsätzen des Rechtes und der Freiheit zu folgen. Aber das nächste Resultat

einer solchen Stellung wird sein, daß unsere amerikanischen Bürger unseren Ansichten Rechnung tragen werden. Stehen wir einmal in bedeutender Anzahl in den Reihen der Fortschrittspartei, so wird man ganz gewiß durch Verfolgung der Temperenzagitation uns nicht wieder heraus zu weisen suchen. So lange wir jedoch der Fortschrittspartei nicht angehören — wer wird es dieser verargen, wenn sie sich nicht um uns kümmert?

Wir stimmen mit der „New Yorker Abendzeitung“ und der „Illinois Staatszeitung“ vollständig darin überein, daß, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann, wir bei Staats- und Congresswahlen die Sklavereifrage ausschließlich, bei Munizipalwahlen die Temperenzfrage vorwiegend berücksichtigen sollen. Eine solche Entscheidung entspricht ganz der Natur beider Fragen, von denen die eine von der höchsten politischen Bedeutung, die andere von großem lokalem Werthe ist. Eine solche Theilung der deutschen Stimmen zwischen den Partheien ist von dem Vorwurfe der Prinzip- und Parteilosigkeit weit entfernt. Wie aber auch immer die Bildung der Parteien vor sich gehen möge: denselben, welche uns durch die Aussicht auf den Biertopf in die Reihen der Sklavenspartei ziehen möchten, diene zur Antwort, daß wir unbequeme Maßregeln lieber ertragen, als die großen Grundsätze der Freiheit verrathen.

---

## Künstlerische Bestrebungen in Amerika.

1. Theodor Kaufmann's Gemälde-Reihe.
2. Die Germania.

Amerika ist nicht das Land für künstlerische Bestrebungen, hört man überall sagen und klagen. Die Blumen duften hier nicht, die Vögel singen hier nicht, und auch die Musen und Grazien bleiben einem Lande fern, wo die eiserne Nothwendigkeit und der allmächtige Dollar regiert. Dieses alte Lied wird immer aufs Neue angestimmt; man hört es so oft, daß man fast daran glauben möchte. Und gewiß, der äußere Anblick der hiesigen Verhältnisse stimmt mit dieser Klage überein. Ein rastloser, unaufhörlicher Trieb zum Erwerben durchdringt alle Schichten der Bevölkerung; alle Thätigkeit und alles Streben ist dem Nützlichen und Praktischen zugewandt, und in dem raschen Kreislauf der Ereignisse schlingt die Nothwendigkeit die Fäden hin und her. Die beschauliche Seelenruhe, die idyllische Behaglich-

Zeit, in welcher wir zu künstlerischen Genüssen bereit sind, scheint hier zu fehlen; aus dem Lärm des Geschäftslebens gerathen wir selten in jene geweihte Stimmung, in der es allein dem Sterblichen vergönnt ist, den Lorbeerhain des Parnassus zu betreten. Aber trotzdem hat die alte Klage nicht ganz und überall recht. Das Gesetz der Freiheit wirkt auch hier seine Folgen, nemlich, alle Blätter und Blüten am Baume der Menschheit zur Entfaltung zu bringen. Die republikanische Lust, die über den Hügeln Athens schwebte, weht auch hier, wenn auch noch etwas rauh und winterlich. Schon sprechen unter der Schneedecke einzelne bescheidene Weicheln hervor und verkünden uns den Frühling. Ist dieser Frühling erschienen, dann werden wir sehen, daß die menschliche Civilisation auch die Natur veredelt, daß die Nähe der Musen auch den Blumen Duft und den Vögeln Lieder verleiht.

Die einzelnen Anfänge künstlerischen Strebens in Amerika zu beobachten, ist gewiß für Jeden von dem größten Interesse, der sich nicht nur an den Resultaten, sondern auch an der Entwicklung derselben freut.

### I. Theodor Kaufmann's Gemäldereihe.

Theodor Kaufmann, der gleich seinem berühmten Landsmanne, dem Komponisten Richard Wagner, durch die Revolution aus seiner Heimath vertrieben wurde, sucht die Verbindung des künstlerischen und politischen Strebens, welches den Künstler eben deshalb, weil er der Kunst angehört, zum Revolutionär macht, auch in seinen Werken darzustellen. Er veranschaulicht die Entwicklung des menschlichen Geistes in einer Reihe von Gemälden; wir sehen hier gewissermaßen eine Philosophie der Geschichte in Bildern. Was seine Anschauungsweise von ähnlichen Leistungen in Deutschland, z. B. von den Fresken des Cornelius und Kaulbach im Berliner Museum, die ja auch eine symbolisch-geschichtliche und religiöse Bedeutung haben, unterscheidet: dies ist die Bestimmtheit, mit welcher Kaufmann die einzelnen geschichtlichen Momente ergreift und charakterisirt. Wir wollen die Reihe der Bilder hier anführen. Die Stufen der Entwicklung unseres Erbballs, welche der Entstehung des Menschen vorhergehen, sind in dem Bilde des „Einhorn“ dargestellt. Das zweite größere Tableau zeigt uns die erste Entstehung der Idee von Gott. „Adam und Eva“ sehen den Blitzstrahl aus den Wolken fahren und fallen zu Boden, um die unbekannte Macht, die hinter der Naturerscheinung steckt, anzubeten. „Jupiter“ in seiner olympischen Ruhe zeigt uns im dritten Bilde die weitere Entwicklung dieser Gottesidee. Aber im nächsten Tableau sehen wir ein „Menschenopfer“ als die höchste und furchtbarste Consequenz des religiösen Glaubens. „Homer“ erscheint, der erste Dichter; der reli-



göße Bahn verläßt sich zur Poesie. Ein merkwürdiges Verhängniß, das schon der erste Dichter blind sein mußte. Der „Tod des Sokrates“ bezeichnet uns das Fortschreiten des menschlichen Bewußtseins zur philosophischen Erkenntniß. Der sterbende Philosoph hinterläßt der Menschheit das Christenthum, das in der „Auferstehung des Lazarus“ personifizirt ist. Warum der Maler grade diese Scene aus der großen Tragödie des Neuen Testaments gewählt hat, ist uns nicht recht klar geworden. Gewöhnlich repräsentirt man das Christenthum bildlich durch die Kreuzigung, die Taufe, das Abendmahl oder die Himmelfahrt. Wenn wir nun auch zugeben, daß durch diese Bilder das eigentliche Wesen des Christenthums nicht ausgedrückt wird, so finden wir doch auch dasselbe nicht vollständig in dem Kaufmannschen Gemälde, in dem wir höchstens die christliche „Liebe“ repräsentirt sehen. Die kulturhistorische Bedeutung des Christenthums besteht doch hauptsächlich darin, daß an die Stelle der verschiedenen Nationalitäten die Idee der Menschheit trat und die Vielgötterei sich in den einigen und dreieinigem Gott auflöste. Die Bergpredigt, wo die verschiedensten Nationen sich zu den Füßen des Meisters versammeln, — ein Hirt und eine Herde, — hätte vielleicht ein passenderes Sujet geliefert. Doch wir wollen auf diesen Punkt nicht zu großes Gewicht legen. Das Portrait des heiligen „Augustinus“ erinnert uns an die Verkörperung der lebendigen Lehre des Christenthums zu einer todten, scholastischen Form. Die „Verehrung der heiligen Jungfrau“, das Portrait „Philipp's II. von Spanien“ zeigen uns die Höhenpunkte des Katholizismus, während die „Inquisition“ und „Johann Teze“ uns auf das Erscheinen „Luthers“ vorbereiten, der die Thesess an die Kirchenthüre zu Wittenberg anschlägt. Nach der Reformation die Entstehung der Naturwissenschaften, die durch „Galiläi“ repräsentirt wird. Den Schluß bildet endlich ein großes und meisterhaft componirtes Gemälde aus der französischen Revolution, die Prozession der Göttin der Vernunft. Die hervorragendsten Personen jener großen Zeit sind in diesem Gemälde zusammengestellt. Voltaire geht voran, den Wehrauchkessel schwingend, um anzudeuten, daß er das Zeitalter der Vernunft vorbereitet habe; Talleyrand, der zweideutige, Allen dienstbare Jesuit, in seinem Priesterornate, — Danton, Marat mit ihren wilden, leidenschaftlichen Physiognomien, Robespierre in der Stellung und Haltung eines puritanischen Predigers, die Guillotine in Thätigkeit: Alles dieses giebt uns ein effectreiches Bild der damaligen Zeit und wirkt ungefähr in ähnlicher Weise auf uns, wie die große Ouvertüre zu Robespierre von Litzolf, welche die Germania so prachtwoll erkutirt.

Die ganze Serie dieser Bilder ist noch nicht vollendet, die Haupttableaux jedoch sind fertig. Ueber die technische Ausführung wollen wir



uns kein spezielles Urtheil zuzustehen. Die An'age und Auffassung ist markig und kräftig. Diese Reihe von Gemälden würde als eine Zierde irgend einer öffentlichen wissenschaftlichen Anstalt, einer Universität, öffentlichen Bibliothek ganz am Plage sein, und es wäre sehr zu wünschen, wenn sie in guten Lithographien oder Holzchnitten mit beigefügter Beschreibung dem größeren Publikum übergeben würde.

Herr Kaufmann hat eine Malerakadem'e errichtet, die, in ihrem ersten Entstehen begriffen, kleine aber doch ermutigende Fortschritte macht. Der Unterricht, welcher hier ertheilt wird, ist nicht nur ein technischer, sondern auch ein ästhetischer und weicht von der in Amerika allgemein gebräuchlichen Manier der Charlatanerie und des Humbugs ab. Was uns vor Allem an dem Künstler gefreut hat, ist die Beharrlichkeit seines Strebens und das Vertrauen auf die Erfolge der Zukunft. Der Künstler, der sich dem Humbug nicht unterordnen will, ist gewiß hier in Amerika nicht auf Rosen gebettet. Anstatt nun hierüber in Mißmuth zu verfallen und in unfruchtbaren Deklamationen über die hiesigen Zustände sich zu ergeben, ist es besser, unermülich voranzustreben, daß der künstlerische Geschmack des Publikums sich verbessere. Solches Lob kann man unserem Freunde zollen. Er hat sich den frischen Muth für die Zukunft bewahrt, der ihn alle Beschwerden des Momentes ertragen lehrt. Gewiß, der Künstler, der hier die Kunst rein und frei erhalten will, muß viele persönliche Opfer bringen; er muß, was das Schwerste ist, oft selbst von der Höhe der Kunst heruntersteigen und sich zum Handwerker erniedrigen, um sein Leben zu fristen und sich für die Kunst aufzusparen. Der Musiker muß oft Ballmusik machen, um am andern Abend Beethovens Symphonien spielen zu können. Der Maler oft seine Zeit an schlechtbezahlte und deshalb übereilte Portraits verschwenden, um nur seine Kunst nicht mit einem andern Brotsfache vertauschen zu müssen. Dies Loos wird den Künstlern nicht nur hier in Amerika, sondern auch drüben. Aber die treue, herzliche Liebe zur Kunst rettet durch alle diese Gefahren hindurch, und wenn Jemand ein rechter Künstler ist, so wird der kleinste Fortschritt in der künstlerischen Bildung des Publikums ihm bemerkbar werden, und seinem Streben die Kraft der Ausdauer und das Licht der Hoffnung geben.

Wer Herrn Kaufmann in seinem bescheidenen Atelier am Broadway, New York, aufsucht, wird aus einer Unterredung mit ihm gewiß die Hoffnung gewinnen, daß auch hier in Amerika den schönen Künsten eine Zukunft bevorsteht, wenn sich das Talent mit der Ausdauer, das Können mit dem Willen überall so, wie hier, vereinigt.

## II. Die deutsche Musikgesellschaft Germania.

Wenn irgend Jemand hier in Amerika dem deutschen Namen Ehre und Anerkennung verschafft hat, so ist es die Germania. Aber sie hat noch mehr gethan wie dieses. Sie hat in diesem Lande, welches erst an der Schwelle der Civilisation steht, Liebe zur Musik und das Verständniß derselben verbreitet. Sie hat der Demoralisation des modernen Virtuositenthums gegenüber den Sinn für klassische Musik aufrecht gehalten und auch in der Musik den revolutionären Fortschritt angestrebt, den unser Jahrhundert von allen Gebieten des Wissens und Lebens verlangt. Sie hat gezeigt, daß man auch ohne Barnum und seinen Humbug die Ohren und Herzen der Amerikaner gewinnen kann, daß einem edlen künstlerischen Bestreben in Amerika nicht aller Erfolg fehlt, daß das Volk hier, wenn es sich auch das Schlechte gefallen läßt, doch das Gute zu schätzen bereit ist.

Wie? In dem Augenblicke, wo die treffliche Musikgesellschaft auseinander geht, eben weil sie kaum die Kosten ihrer Existenz mehr decken kann, sprechen wir mit einer solchen Anerkennung von dem amerikanischen Geschmack? Hätten wir nicht viel mehr Recht, in unmuthige Klagen zu verfallen über die Undankbarkeit und Verwilderung eines Publikums, welches Künstler, die sechs Jahre an seiner musikalischen Ausbildung gearbeitet, die ihm so viele ausgezeichnete Genüsse bereitet haben, ohne Weiteres aus seinem Dienste entläßt?

Gewiß, es ist ein großer Verlust, daß die Germania sich auflöst; ein solches Orchester wird Amerika so leicht nicht wieder bekommen. Aber wir sind überzeugt, daß dasjenige, was sie geleistet hat, fortbestehen und für die Zukunft fortwirken wird. So flüchtig die Töne unserem Ohre vorübertrauschen, so bleibend ist der Eindruck, den sie auf jeden denkenden und fühlenden Menschen machen; die Stimmung, in welche uns eine wirklich gute Musik versetzt, bleibt ein integrierender Theil unserer selbst und wird immer einen veredelnden Einfluß auf uns ausüben. Wenn auch für den Moment der Charlatanismus, der musikalische Humbug wieder sein Haupt erheben sollte, wird das Publikum doch nachgerade daran denken, daß es schon einmal bessere Musik gehört, und vor dieser Erinnerung wird sich der Humbug zurückziehen müssen. Wenn man die musikalische Bildung des amerikanischen Publikums vor sechs Jahren mit der heutigen vergleicht, so bemerken wir einen zurriedenstellenden und ermutigenden Fortschritt. Es liegt zu nahe, hier eine Stelle aus der „Neuen Zeitschrift für Musik“, welche in Leipzig von Herrn Brendel ausgezeichnet redigirt wird, zu citiren, in welcher speziell die musikalischen Zustände in Boston besprochen werden. Hier schreibt Herr Hoplit an Herrn Dwight, den Bostoner Herausgeber:

des „Journal of Music“ Folgendes: „Wenn man ein erhabenes Ziel einmal fest in's Auge gefaßt hat und consequent verfolgt, zwingt man zuletzt auch die widerstrebendsten Verhältnisse, uns zu dienen. Die Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes bieten sich endlich von selbst dar, weil die vor-gefaßten Meinungen und vorgefundenen Umstände auf die Dauer nicht maßgebend sein können, sondern umgekehrt die einseitigen Zwecke sich dem höheren Zwecke beugen und anschließen müssen, um nicht durch die zwin-gende Macht der Idee vernichtet zu werden.

„Die überraschende Entwicklung des musikalischen Lebens in Boston bietet hierfür den besten Beweis. Ihre Revue vom 20sten April v. J. über die „Werke bedeutender Componisten, welche in Boston während des lehtverflossenen Winters zur Aufführung gelangten,“ giebt wahrhaft er-st a u n e n s w e r t h e Resultate. In dieser Rundschau glänzen oben an sämtliche Symphonien Beethoven's, von denen jede, mit Ausnahme der e r s t e n (und schwächsten), zwei oder drei Mal zur Aufführung gelangte. Boston darf sich rühmen, Beethoven's 9te Symbonie in e i n e m Winter z w e i Mal aufgeführt zu haben! Schon durch diese e i n e Thatfache erhebt sich Boston zu einem musikalischen Range, den ihm weder Old-Eng-land, noch viele deutsche, hochgerühmte Capellen streitig machen werden.

„Fügen wir ferner hinzu, daß Mendelssohn durch sämtliche vier Symphonien und sechs Duvertüren; Franz Schubert durch seine C-Dur-Symphonie; Gade durch seine C-Moll-Symphonie; Schumann durch die B-Dur-Symphonie u. s. f. in einer Saison vertreten waren; daß die Kammermusik funfzehn Compositionen Beethoven's; zehn Compositionen Mendelssohn's; das Clarinet-Quintett C. M. v. Webers; das C-Dur-Trio Franz Schubert's; Schumann's Quintett und Variationen für zwei Pianoforte u. s. f. zu Gehör brachte; daß endlich in Boston sogar Lieder von Schumann und Robert Franz wiederholt erklangen, ganz abgesehen von den Tratorien, Symphonien, Duvertüren ic. eines Bach, Gluck, Cherubini, Händel, Feydn, Mozart, Spohr u. s. w. — so wird man unser Hoch-achtung vor einer solchen Stadt und unsere Freude und Theilnahme an so gediegenen Kunstbestrebungen vollkommen gerechtfertigt finden.“

Wenn in dieser Stelle die „Neue Zeitschrift für Musik“ dem Bostoner Publikum alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so ist diese Bereit-willigkeit der Anerkennung der Germania gegenüber etwas mäßiger; zwar wird dieselbe unter den musikalischen Vereinen Boston's genannt, aber es ist hervorzuheben vergessen, daß grade die Germania diesen Aufschwung des musikalischen Lebens verursachte, daß ihr die musikalische Erziehung des Bostoner Publikums vorzugsweise zu verdanken ist. Und nicht nur in Boston, in den meisten größeren Städten der Union, hat sie den muskali-

sehen Geschmack belebt und erfrischt. Die Germania brachte die 9te Symphonie von Beethoven, den Sommernachtstraum von Mendelssohn, die Wagner'schen Kompositionen und Anderes zuerst nach Amerika. Was ihr Wirken so besonders anregend und fruchtbar gemacht hat, ist, daß sie klassische Sachen dem Publikum brachte, ohne gerade Abgötterei mit Beethoven und den andern klassischen Meistern zu treiben, daß die neuere Wagner'sche Richtung vorzugsweise begünstigt wurde. Die Mitglieder der Germania gehören selbst größtentheils dieser revolutionären Richtung an, und wenn das „Tonwerk der Zukunft“ einmal in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit unter die Menschheit tritt, kann man ihnen nicht mehr rühmen, daß auch sie zu den Pionieren gehörten, die diesem Tonwerke die Bahn brachen.

Wir hatten hier in Chicago vor wenigen Wochen das Vergnügen, vier Konzerte und den Sommernachtstraum von der Germania zu hören, und die glückliche Stimmung jener Tage wird niemals unserem Gedächtnisse entschwenden. Da hörten wir die Ouvertüre zum Freischütz, zum Tell, zum Oberon, zu Robespierre, zu Tannhäuser, ein Allegro scherzando aus der dritten Symphonie von Mendelssohn, ein Allegro scherzando aus der achten Symphonie von Beethoven, die Serenade von Schubert, arrangirt für Trompete, Violoncello und Oboe, Violonellos von Schulze, Blüthenjolos von Zerrahn und andere köstliche Sachen, aus denen wir die Heimathluft in vollen Zügen tranken. Da jedes Mitglied der Germania ein Künstler im vollen Sinne des Wortes ist, so waren die Ausführung, die Solis, wie das Ensemble meisterhaft; die einzelnen Tonstücke rollten so rund und glair vorüber, daß man an keine der großen technischen Schwierigkeiten dachte, welche die Künstler zu überwinden hatten. Einzelne unbedeutende Sachen, wie die „Traumphantastien“, in welchen durch die Träume eines jungen Mädchens ein feierlicher Choral hindurch klingt, ein kleines, anspruchloses Schweizerlied oder eine brillante Quadrille erregten den ungestimten Enthusiasmus des amerikanischen Publikums, während das deutsche Ohr mehr durch die großen Tonwerke von Beethoven, Mendelssohn, Weber und Wagner gefesselt wurde. Zwei Ouvertüren wirkten besonders mächtig und bedeutend auf uns, die zum Robespierre und zu Tannhäuser, so daß wir glauben, uns über die Eindrücke, die diese Tonwerke auf uns machten, Rechenschaft geben zu müssen.

Die Ouvertüre zu Robespierre von Litolff ist, so viel wir wissen, nicht für eine spezielle Oper geschrieben, — unseres Wissens existirt keine Oper dieses Namens von Litolff; sie bildet ein Tongemälde, welches mit starker Benützung der Marsseillaise uns die einzelnen Scenen des großen Drama's der franz. Revolution schildert. Daß eine solche musikalische Illustration der Weltgeschichte voll großer Effekte ist, geht aus dem Thema selbst

hervor. Alle Leidenschaften, welche jene große Zeit bewegten, klingen hier wieder; wir hören in der Introduction das dumpfe Gemurre des Volkes, das sich bald zu wilder Verzweiflung steigert; die gewaltigen Reden eines Mirabeau und Desmoulins, die rhetorischen Keulenschläge Danton's sind angedeutet; wir hören den Sturm der Bastille, wie den rauschenden Lärm des Hoflagers zu Versailles, wo die galanten Edelleute aus der Zeit Ludwig XIV. das Lied: „O Richard, du mein König“, anstimmen. In brillanter Weise klingt dann der Sieg der Freiheit aus dem bewegten Tonmeere empor; die Marschallaise gibt das Thema zu einem großartigen Triumphmarsche, der von der bedeutendsten Wirkung ist. Aber hoch, die Scene wird ängstlich und schwül; die Karren rollen mit dumpfen Gerassel über die Straße, und mit einem gellenden Aufschrei bezeichnet die Musik die Thätigkeit der Guillotine. Dann ein Klagen und Weinen der verlassen Frauen und Kinder, durch welches, wie zum Hohn, die Marschallaise hindurchklingt. Die Trommel ertönt und ruft die Kinder Frankreichs zur Schlacht; Sieg auf Sieg erfolgt, und ein glänzender Jubelmarsch zeigt uns an, daß Frankreichs Fahnen über ganz Europa wehen.

Wir wagen kaum, uns über den musikalischen Werth dieses Tonstückes zu äußern. Den größten Theil der großen Wirkung, welchen dasselbe ausübt, verdankt es offenbar seinem Thema. Wir fühlen uns so lebhaft an jene große Zeit erinnert; alle die großen Scenen derselben werden uns mit einer solchen Leidenschaftlichkeit vorgestellt, daß wir, kaum Herren unserer Stimmung, uns selbst und die Gegenwart um uns vergessen. Wenn man die Geschichte jener Tage liest, oder wenn man einer Aufführung des Drama's *Le Spierre von Grignon* beiwohnt, oder selbst, wenn man in einem Bilde, wie dem vorhin besprochenen *Tableaux von Kaufmann*, eine Revolutionscene erblickt, ist der Eindruck nicht so mächtig, so plötzlich, von solcher intensiven Stärke, wie wenn die Gewalt der Töne sich mit dem gewaltigen Stoffe verbindet. In der Geschichte rollt die große Katastrophe langsam, Abschnitt für Abschnitt, an uns vorüber; im Drama finden wir nicht die Bewegung der Massen; wir hören das Volk mit seinen hunderttausend Stimmen nicht selbst, sondern unser Blick ruht auf einzelnen Personen und psychologischen Entwicklungen; im Bilde erblicken wir nur eine Scene, nur einen bestimmten Abschnitt des großen Ganzen. In dieser Duvetüre dagegen concentrirt sich die große, gewaltige Zeit in einem fast momentanen Eindrucke; alle Leidenschaften wirbeln hier durcheinander; wir empfinden das, woran die Menschheit ein Jahrtausend litt, in einer kurzen Viertelstunde. Daber die ungeheure Wirkung, die leidenschaftliche Aufregung, welche dieses Tonstück in Jedem hervorruft, der über der kleinen, thallosen Gegenwart die große Vergangenheit noch nicht ganz vergessen hat.

Die Litolfsche Ouvertüre scheint mir indessen nichts anderes zu sein, als eine in großen Zügen ausgeführte Reproduktion der Marseillaise. Die Marseillaise, — das „Lied“ in demselben Sinne, wie man einst das alte und neue Testament „das Buch“ nannte, — enthält in seiner einfachen Weise und in seinem engen Rahmen alle Momente der großen Revolution; alle Empfindungen, vom Heldenmuthe der Schlacht bis zu der um ihren Geliebten trauernden Jungfrau sind hier ausgedrückt; hier grünt der Lorbeer für den Helden und die Cypresse fällt auf das Grab der Märtyrer der Freiheit hinab. Alles, was nur in einer solchen Katastrophe das menschliche Herz bewegen kann, klingt in dem Liede Rouget de L'Isle wieder. War es noch nothwendig, dieses Lied zu einer Ouvertüre zu erweitern?

Dies effektreiche Tonstück gab der Germania vielfache Gelegenheit, ihr brillantes Zusammenspiel zu zeigen.

Ueber die Ouvertüre zu Tannhäuser wissen wir nichts Besseres zu sagen, als daß wir das Programm, welches Richard Wagner selbst bei Gelegenheit der Aufführung dieses Werkes in Zürich verfaßte, hier mittheilen:

„Ein Zug von Pilgern schreitet an uns vorüber; ihr Gesang, gläubig, reuevoll und bußfertig, zur Hoffnung und zur Zuversicht des Heils sich erhebend, nähert sich im Anfange, schwillt dann — wie in nächster Nähe — zum mächtigen Ergusse an, und entfernt sich endlich. Abenddämmerung: leibtes Verhalten des Gesanges. — Beim Einbruche der Nacht zeigen sich zauberische Erscheinungen: ein rosig erdämmernder Duft wirbelt auf; wolüstige Jubelklänge dringen an unser Ohr; wirre Bewegungen eines grauenvoll üppigen Tanzes lassen sich gewahren. Dies sind die verführerischen Zauber des „Venusberges“, die in nächtlicher Stunde denen sich kundgeben, in deren Brust ein kühnes sinnliches Sehnen brennt. — Von der verlockenden Erscheinung angezogen naht sich eine schlanke männliche Gestalt: es ist Tannhäuser, der Sänger der Liebe. Er läßt sein stolz jubelndes Liebeslied ertönen, freudig und herausfordernd, wie um den üppigen Zauber zu sich heranzuzwingen. — Mit wildem Jauchzen wird ihm geantwortet: dichter umgiebt ihn das rosige Gewölk, entzückende Däfte hüllen ihn ein und berauschen seine Sinne. Im verführerischsten Dämmerseine vor ihm ausgegossen gewahrt sein wunderstichtiger Blick jetzt eine unsäglich reizende Weibsgestalt; er hört die Stimme, die in wollüstig süßem Erleben ihm den Sirenenruf zutönt, der dem Kühnen die Befriedigung seiner wildesten Wünsche verheißt. Venus selbst ist es, die ihm erschienen. — Da brennt es ihm durch Herz und Sinne; ein glühend zehrendes Sehnen entzündet das Blut in seinen Adern: mit unwiderstehlicher Gewalt treibt es ihn näher, und vor die Göttin selbst tritt er mit seinem Liebesjubelnde, das

er jetzt im höchsten Preise ertönen läßt. Wie auf einen Zauberruf thut sich nun das Wunder des Venusberges auf: ungesümmes Jauchzen und wilder Donneruf erhebt sich von allen Seiten; in trunkenem Jubel brausen Bacchantinnen daher, und reißen in ihrem wüthenden Tanze Tannhäu'er fort bis in die heißen Liebesarme der Göttin selbst, die ihn, den in Wonne ertrunkenen, mit rasender Gluth umschlingt, und in unnahbare Fernen, bis in das Reich des Nichtmehrseins, mit sich fortzieht. Es braust davon wie das wilde Heer und schnell legt sich dann der Sturm. Nur ein wollüstig klagendes Schwirren belebt noch die Luft, ein schaurig üppiges Säuseln wogt, wie der Athem unselig sinnlicher Liebeslust, über der Stätte, auf der sich der entzündende unheilige Zauber kundthat, und über die sich nun wieder die Nacht ausbreitet. — Doch bereits dämmert der Morgen herauf: aus weiter Ferne läßt sich der wieder nahende Pilgergesang vernehmen. Wie dieser Gesang sich immer mehr nähert, wie der Tag die Nacht immer mehr verdrängt, hebt sich auch jenes Schwirren der Lüfte, das uns zuvor wie schauriges Klagegetöse Verdammt'er erklang, zu immer freudigerem Gewoge, so daß endlich, als die Sonne prachtvoll aufgeht, und der Pilgergesang in gewaltiger Begeisterung aller Welt, und Allem was ist und lebt, das gewonnene Heil verkündet, dieses Gewoge zum wonnigsten Rauschen der erhabensten Entzückung anschwellt. Es ist der Jubel des aus dem Fluche der Unheiligkeit erlösten Venusberges selbst, den wir in dem Gottesliede vernehmen. So wallen und springen alle Pulse des Lebens zu dem Gesange der Erlösung; und beide getrennten Elemente, Geist und Sinne, Gott und Natur, umschlingen sich zum heilig einenden Kusse der Liebe."

Den Shakespear'schen und Mendelssohn'schen *Sommernachtsstraum* als ein Concertstück zu geben, dies ist allerdings ein gewagtes Unternehmen. Die Shakespear'schen Dramen muß man sehen, nicht hören; besonders der *Sommernachtstraum* ist so voller Leben, daß er auf der Bühne von der glücklichsten Wirkung ist. Wer den *Sommernachtstraum* einmal auf einer größeren Bühne gesehen hat, wird gewiß die scenhaften Walddecorationen, die elfenartigen Ballette und dergleichen Zugaben nicht gern vermissen. Dann auch verlangt man den *Sommernachtstraum* ganz zu hören, und nicht bloß bruchstückweise; eine vollständige Vorlesung aber überschreitet die Grenzen eines Concertabends. Auch wir bekamen nur die Hälfte des Drama's zu hören. Miß Kate Saron, eine englische Dame, die als Vorleserin der Shakespear'schen Dramen einen Ruf hat, ist eine anmuthige, gewinnende Erscheinung; sie liest mit vieler Lebhaftigkeit und spricht ein herrliches Englisch. Wie die Germania die Mendelssohn'sche Musik vortrug, darüber konnten sich die Engel im

Himmel freuen. Die prächtige Overture führte uns gleich mitten in die Zauberwelt der Elfen und Feen hinein. Im ersten Acte befindet sich ein allerliebtestes Scherzo, das von dem Publikum da Capo verlangt wurde. Das Allegro appassionato, das Nocturno, welches uns alle Wunder jener verzauberten und verliebten Mondscheinnacht vergegenwärtigte, der Feenmarsch, zu dem die Blumen mit ihren Glocken zu läuten schienen, vor allem der Trauermarsch im fünften Acte: dies sind Sachen, die einer glücklicheren Welt und einem zarteren Geschlechte, als dem unseren, angehören. Ja, wo der Riesengeist Shakespeare's sich mit dem Genie eines Mendelssohn's vermählt, da muß die edelste Blüthe des menschlichen Geistes sich entfalten. Jeder, der den Sermernachtstraum von der Germania gehört hat, wird sich gewiß mit der größten Befriedigung und Dankbarkeit dieser Leistung erinnern.

Die Germania war bei ihrer diesjährigen Reise von einer Sängerin, Fräulein Lehmann, begleitet, die einzelne kleine Sachen, wie ein Schweizerlied, eine schottische Ballade und dergleichen, zu großer Befriedigung des Publikums vortrug, wenn ihr auch größere Sachen, wie die *Costa diva*, nicht vollständig gelingen wollten. Daß das treffliche Orchester solcher Reizmittel nothwendig hat, um das Publikum in den Concertsaal zu ziehen, beweist allerdings eine große Verwöhnung und Verweichlichung des musikalischen Geschmacks.

Nun, die freundliche, malerische Gruppe, welche die Germania bildet, und die in der bekannten Lithographie sehr treu dargestellt ist, wird sich auflösen; eine Quelle reiner und edler Freude sehen wir wieder versiegen. Sechs Jahre lang haben diese Künstler sich mit dem amerikanischen Publikum beschäftigt. Während dieses verhältnißmäßig langen Zeitraumes bildeten sie ein so einiges und freundschaftliches Gemeinwesen, wie es in der Geschichte der Musik nicht seines Gleichen findet. Jeder in der Gesellschaft war dem Andern gleichberechtigt, der Dirigent galt nicht mehr, wie der Pauenschläger. Alle theilten sich gleichmäßig in den Erwerb, wie in die Gunst des Publikums. Da war keine Eifersucht, kein Künstlerneid, kein Vorträngen, kein Buhlen um Beifall bemerkbar. Man sagt überall, daß die Deutschen nicht untereinander einig wären; „so viel Köpfe, so viel Sinne“, dies ist ein Sprichwort, das gewiß in Deutschland gilt. Aber die fünfundzwanzig Männer der Germania bildeten eine seltene und ehrenvolle Ausnahme; sie waren sich gegenseitig immer treue Freunde und Brüder. Diese gegenseitige Freundschaft, diese unverbrüchliche Einigkeit wurzelte in der gemeinsamen Liebe zur Kunst. Dies ist ein praktischer Socialismus, mehr werth, als alle andern socialen Theorien und Experimente. Mögen wir bei unseren socialen Bestrebungen uns dieses schöne Beispiel vor Augen stellen.



Wenn die Germania sich auflöst, wird damit ihre Wirksamkeit nicht beendet sein. Die einzelnen Mitglieder derselben werden sich über die Städte Amerika's verteilen, und wo sie hinkommen, die Liebe zur Kunst verbreiten; Musikvereine werden unter ihren Händen entstehen; sie werden die Concentrationspunkte sein, an denen sich die verstreuten musikalischen Elemente anschließen. Auch unsere Stadt Chicago wird in dieser Weise von der Auflösung der Germania direkten Vortheil ziehen. Möge uns dieser Gewinn über den Verlust des trefflichen Orchesters einigermaßen trösten. Den wackern Künstlern aber rufen wir ein herzliches Lebewohl zu.

Wir glauben diesen Artikel nicht besser schließen zu können, als wenn wir die Ansicht eines deutschen Musikers über die musikalischen Zustände Amerika's (aus der „Neuen Zeitung für Musik“, Jahrgang 1853) hier mittheilen.

„Seitdem wir eine Geschichte haben, zieht der Entwicklungsgang der Menschheit von Osten nach Westen, vom Aufgang zum Niedergang. Das ferne Asien war die Wiege der Menschheit, wie die der Kunst; das ferne Amerika ist das Ziel der neuesten Völkerwanderung, wie Europa das Ziel der früheren Völker-Stürme. Wenn auch das alte Europa bis jetzt seine Idealität für sich behielt und die neue Welt nur das Ziel der Realität, in Handel, Gewerbe und Politik betrachtete, so verpflanzt sich doch Kunst und Wissenschaft in oft unscheinbaren, aber lebensfrischen Keimen, zuerst unmerklich, aber immer weiter und weiter. In der Wissenschaft nimmt bereits Amerika eine ehrenwerthe Stellung ein, und die Kunst wird und muß nachfolgen. Europa hat eine Kunstgeschichte von mehr Jahrhunderten, als Amerika eine selbstständige Existenz von eben so viel Jahrhunderten zählt. Und doch entwickelt sich Amerika so staunenerregend schnell, weil die vollendete Civilisation den Opfern und dem Ausschuf der Uebercivilisation auf dem Fuße nachfolgt.

„Auch in der Kunst, wie in der Politik, machten die Proletarier, die Virtuosen der Arme und Beine, den ersten Ausflug nach Amerika und ließen den Kopf da, wo sie ihn verloren hatten, in Europa, welches, der Ueberzahl müde, seine Kunstproletarier als erste Colonisten in alle Winde verstreute. Noch sind es erst wenige Jahre, daß Deutschland des Virtuosen-ethum's vom leeren Klingklang satt wurde, und jener Schmaroberpflanzen sich entledigte, die sich auf einem Boden auszubreiten wagten, den ein Gluck, Mozart und Beethoven für immer erobert zu haben glaubten.

„Kaum, daß diese alten Sünden (erst theilweise) abgeschüttelt sind, sollten sie auch schon vergessen sein? Das alte bethörte Europa wollte dem jungen, unerfahrenen Amerika vorwerfen, daß es die Geister des Nichts, die es an seiner Brust erst großgezogen hatte, eben so aufnimmt, als da

Mutterland; zum Theil durch einen falschen Glanz verführt, der ihnen von Europa voranging? Das wäre eine Inconsequenz und Selbstüberhebung, deren sich wohl gedankenlose Nachbeter, aber keine selbsttörende Menschen schuldig machen dürfen!

„Amerika bedarf kaum ein Jahrzehent zu einer Umwandlung, zu welchem abgelebten Europa ein Menschenalter gehört. Wir werden uns vielleicht in kürzerer Zeit, als wir selbst glauben, „dort drüben“ wieder begegnen, um bei der ersten Aufführung von Wagner's Tannhäuser in Boston mit neubefestigter Ueberzeugung dem Lande der Zukunft zuzurufen:

Westwärts zieht die Kunstgeschichte!

### Ocean-Porto.

Elihu Burritt, der bekannte Philanthrop und Friedensapostel, reist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten umher, um für eine Herabsetzung des Ocean-Brief-Porto zu agitiren. Dies scheint Manchem vielleicht ein sehr bescheldener Zweck zu sein, und den andern Bestrebungen Burritt's, seinen Friedenskongressen u. s. w. vielleicht nicht ebenbürtig. Aber faßt man den Vorschlag näher in's Auge, so findet man die große Tragweite desselben leicht heraus. Nach dem Projekte Burritt's, welches das einfache Ocean-Porto auf einen englischen Penny, zwei amerikanische Cents, herabsetzt, können Briefe von irgend einer Stadt in der Union nach irgend einer Stadt in den englischen Staaten und Kolonien für sieben Cents, nach Frankreich für zehn Cents, nach dem preussisch-österreichischen Postverbande für neun Cents geschickt werden, und diese Preise werden wahrscheinlich bald noch durch eine Reduktion des Inland-Porto ermäßigt werden. In England hat Burritt mit seinem Plane schon ziemlich Anklang gefunden; nicht nur die öffentliche Meinung hat sich allenthalben dafür erklärt, sondern derselbe ist schon Gegenstand parlamentarischer Verhandlungen geworden. Vor das Haus der Gemeinen gebracht, wurde dieser Plan einem Committee zur Untersuchung und Berichterstattung übergeben, und noch während der gegenwärtigen Session soll der Bericht abgestattet werden. Bei der großen Theilnahme, welche Burritt bei den hervorragendsten englischen Staatsmännern und Parlamentsmitgliedern fand, ist der Ausgang dieser Verhandlungen in England wohl nicht zweifelhaft. Jetzt ist es nothwendig,

in der Union zu agitiren, um die Mitwirkung des Kongresses zu dieser Maßregel zu erlangen. Zahlreiche Petitionen sind zu diesem Zwecke verbreitet und Burritt veranstaltet in allen größeren Städten der Union in derselben Weise, wie vor einigen Tagen in Chicago, öffentliche Meetings, um die Theilnahme des Volkes für seinen Plan anzuregen.

Ehe wir auf die philanthropische Seite dieses Unternehmens eingehen, wollen wir kurz den Geldpunkt untersuchen. Burritt rechnet, daß diejenigen Leute, welche jetzt einmal nach Europa schreiben, nach der vorgeschlagenen Postreform zweimal schreiben werden. Da jetzt ein Brief nach Großbritannien 24 Cents kostet, und künftig nicht einmal ein Drittel beträgt, so ist die Vermehrung um das Doppelte gewiß allzugerating angegeben. Ferner kommen jährlich gegen 400,000 Emigranten von Europa nach der Union und diese immer noch steigende Vermehrung gibt uns die Garantie dafür, daß der Briefverkehr des atlantischen Oceans in geometrischer Progression zunehmen werde. Hierzu muß man noch rechnen, daß unter dem zwei Cents Porto Circulare und Geschäftsanzeigen als Briefe versandt werden, daß die Versendung durch Private ein Ende nimmt, daß die todtten Briefe, die im Jahre 1851 in den Vereinigten Staaten Postämtern monatlich die Zahl von 10,000 überstiegen, auf eine unbedeutende Zahl herabsinken werden. Alles dieses läßt die Voraussicht Burritt's, daß unter der Herrschaft seines Systems die Vermehrung des ozeanischen Briefverkehrs um das Vierfache steigen werde, als vollständig gerechtfertigt erscheinen.

Die Schraubenboot-Compagnieen haben sich angeboten, für zwei Cents die Briefe über den Ocean zu bringen. Warum können die Cunard's und Collins-Dämpfer dies nicht auch?

Das Beispiel der englischen Portoreduktion hat ein für alle Mal die Thatfache bewiesen, daß das Pennypporto, in welchem vorsichtige Leute den Ruin der Postfinanzen erblickten, die Einnahmen erhöhte, statt zu vermindern, daß also, je billiger das Porto, desto größer die Einnahme sei. In anderen Staaten, wie Preußen, beobachteten wir denselben Effect, und wenn in Frankreich sich ein minder günstiges Resultat zeigte, so sind hierbei auch wohl die schlechten commerziellen Verhältnisse dieses Landes in Folge der häufigen Staatsumwälzungen in Betracht zu ziehen.

Man kann einwenden, daß durch die Vermehrung des Briefwechsels auch die Auslagen des Postdepartements vermehrt werden, daß mehr Beamte angestellt werden müssen u. dergl. Aber dem kann durch den Frankaturzwang, der nur unter dem Pennypporto möglich ist, und wodurch den Postoffizianten ihr Amt sehr erleichtert wird, vorgebeugt werden.

Die Finanzen jedoch bilden, wenigstens für Amerika, nicht die wesentlichste Seite dieser Frage. Der kommerzielle, politische, philanthropische Punkt steht voran. Wenn irgend ein Land durch Freiheit der Konkurrenz groß und mächtig geworden ist, so ist es die Union, und je mehr diese Handelsfreiheit ausgedehnt werden wird, desto größer wird der Wohlstand der Ver. Staaten sein. Auch die Portoreduktion ist ein wesentlicher Theil der Handelsfreiheit und eine Stütze der freien Konkurrenz. In dem gegenwärtigen Momente, wo das Gouvernement an der Herabsetzung der Tarife arbeitet, und in diesem Punkte werden auch die prinzipiellen Gegner der Verwaltung mit ihr übereinstimmen, — wäre es besonders am Plage, für diese Portoreduktion zu agitiren, zumal da ein Versuch zur Erhöhung des Inland-Porto's so eben zu Grabe getragen wurde.

Wenn der briefliche Verkehr zwischen den Ver. Staaten und Europa vervielfacht wird, so ist dies für die Entwicklung der politischen und sozialen Zustände hien und drüben von der größten Bedeutung. Die freie Cirkulation der Ideen führt den Sieg derselben herbei. Begünstigt einen lebendigen, regelmäßigen Umtausch der Gedanken, Erlebnisse und Erfahrungen; führt durch ein billiges Porto die durch den Ocean getrennten Familienglieder wieder zusammen; eröffnet der politischen Propaganda, welche durch Zeitungen wegen der europäischen Pressverhältnisse nicht möglich ist, den Weg der brieflichen Correspondenz: — ihr werdet die Folgen bald sehen; der Geist der amerikanischen Freiheit wird durch tausend kleine Rigen und Spalten in das Familienleben drüben eindringen; und überall und allenthalben wird der alte Satz sich bewahrheiten, daß, wer die Freiheit kennt, sie auch liebt. Man hält in Amerika vor Allem viel auf das Familienleben; nun: warum wollt ihr denn eine Steuer auf jeden Gruß legen, den der ausgewanderte Sohn seinem bejahrten Vater schickt; warum wollt ihr von dem Sparpfennige, durch welchen die fleißige Farmersfrau in Amerika das Leben ihrer alten Mutter drüben versüßt, erst eure Procente nehmen?

Speziell für die eingewanderte Bevölkerung ist dies ein Thema von der größten Wichtigkeit und wir brauchen unsere Leser wohl nicht erst aufzufordern, sich lebhaft an der Agitation Ethiu Burritt's zu betheiligen. Man hat diesen Mann vielfach einen Schwärmer, einen Idealisten genannt, aber wir sehen an vorstehendem Plane doch die praktische Tendenz des Amerikaners. Gewiß, die Reduktion des Ocean-Portos ist ein großer Beitrag zu der Lehre der Völkersolidarität und bildet ein wesentliches Glied in der Kette jener Bestrebungen, die alle Nationen zu einem Bunde des Friedens und der Freundschaft einladen.

## Ein Märchen.

1.

An einem schönen Sommernachmittage im Juni 1849 fuhren wir in einem Fischernachen den Neckar gen Heidelberg hinunter. Ost schon hatte ich diese idyllische Gegend durchwandert, aber niemals ihre Schönheit so lebhaft empfunden. Die Berge des Odenwaldes engen dort das Thal fast zu einer Schlucht ein; bald steigen sie hart am Ufer des Flusses empor, und scheinen über dem Wasser zu hängen; bald gestatten sie den raschen, lebendigen Wellen einen schmalen Wiesenrand, wo tausend Blumen sich im Winde schaukeln und die verwehten Blätter in das Wasser streuen. Hier und da erhebt sich eine mächtige Kastanie oder eine breite Buche am Ufer, und beherbergt eine ganze Welt der gefiederten Sängere. Die Berge prangen in frischem, jungfräulichen Waldesgrün; nur dort, wo die Biegung des Thales der frühesten Morgensonne Eintritt gestattet, sehen wir das lichtere, zartere Grün der Rebe. Ein köstlicher Duft liegt über dem Thale; die tiefe, schattige Bläue unten erhellt sich allmählig zu rosigem, goldenem Schimmer, der die Gipfel der Berge wie mit einer Krone umleuchtet. Bei jeder Biegung des Flusses zeigt uns das Thal neue Reize; bald glauben wir auf einem kleinen Landsee zu sein, und können keinen Ausweg für den rasch dahineilenden Fluß finden; bald sehen wir weit hinaus in die Ferne, wo der weiße Kirchturm zwischen den Linden des Dorfes hindurchblickt. Friedlich liegt das Dorf zu den Füßen der alten Burgruine, die mit ihrem grauen, ephreumumkleideten Gemäuer an die dunkle Zeit der Sagen erinnert. Die Natur ist hier nicht groß und gewaltig, wie dort, wo der Montblanc sich in den klaren Fluthen des See's spiegelt, oder dort, wo der Regenbogen sich über dem Fall des Niagara wölbt. In dem engen Neckarthale ist Alles Anmuth und Idylle; das menschliche Herz fühlt sich hier von den sanftesten Empfindungen bewegt, und die Wellen des Flusses tauschen uns die Lieder der Freundschaft und Liebe entgegen.

Wie wir nun so dahinfuhren, da war Alles so ruhig und friedlich um uns her, wie im verschwiegene Blumengarten aus den Märchen Scheherezadens. Die Wellen murmelten ihr längstgewohntes Lied; die Vögel sangen, die Bienen summten und nur leise rauschte der Wind in den Kronen der Bäume. Kein Mensch war auf der Landstraße am Ufer zu sehen, kein Dampfschiff flog über den Fluß; selbst die Dörfer schienen sich zwischen den grünen Bäumen zu verstecken, um kein menschliches Leben und Treiben zu verrathen.

Aber aus der Ferne, dorthier, wo das enge Neckertal sich zum breiten Rheinthale erweitert, tönte ein Lied, das wenig zu unserer Idylle paßte. Kanonendonner rollte bis in das friedliche Thal; Schlag auf Schlag er-

könnte das Lied des Krieges; wir konnten die einzelnen Schüsse fast zählen, und hören, wie bald näher, bald ferner der ungewisse Kampf tobte. Es war ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der Ruhe ringsumher und diesen ersten Klängen.

Achtam lauschten wir auf den verhallenden Donner. Galt doch auch unserem Gesichte das kriegerische Würfelspiel, das dort entschieden wurde. Die Preußen rückten grade in Baden ein, und fanden am Neckar von unserer Seite den ersten Widerstand. Drei Tage hatten die Gefechte an der Neckarlinie schon gewährt; mancher brave Republikaner war schon gefallen, aber immer noch war der Kampf unentschieden. Wir hatten mit unseren braven Freischaaaren den Odenwald besetzt, waren aber bald auf Heidelberg zurückbeordert worden, um bei dem ungewissen Zustande der Dinge zur Hand zu sein. Die Ungeduld trieb uns, in einem kleinen Rachen dem Marsche unserer Waffengefährten voranzueilen. Pfeilschnell glitt der Rachen den Fluß hinunter. Wir saßen schweigend da, aber der Schlag unserer Herzen überflügelte den Takt der Ruderschläge. Mein Reisegefährte Alfred, der Held dieser kleinen Erzählung, blickte aufmerksam zum Ufer hinüber und erwartete bei jeder Wendung des Thales eine ersehnte Erscheinung. Dort endlich, wo der Fluß jener stillen Klausnerci vorüberreilt, in welcher Goethe einige seiner schönsten Lieder gelebt und gedichtet, sahen wir ein weißes Tuch flattern, und Alfred benachrichtigte durch einen Büchschuß, dessen Echo weit durch das stille Thal rollte, die Freundin von unserer Ankunft.

Wer war Alfred? Die Leserinnen dieser Blätter werden doch wissen wollen, ob dieser Mann Ihres Interesses werth ist. Aber ich bin kaum im Stande, diese Frage zu beantworten. Wie kann man einen Mann begreifen, der sich selbst nicht begreift? Gewiß, ein guter Stern hatte bei Alfreds Geburt geleuchtet, und die Musen und Grazien Blumen über seine Wiege gestreut. Aus einem tiefen poetischen Gemüthe entsprang bei ihm eine lebendige, leidenschaftliche Liebe zur Kunst, zur Freiheit, zur Wissenschaft, zu Allem, was gut und schön ist, und den Menschen daran erinnert, daß er nach dem Bilde Gottes geschaffen. Er hatte als Dichter, als Schriftsteller, wenn auch noch nicht viel geleistet, so doch schon große Erwartungen rege gemacht; in der Musik zeigte er so viele Kenntnisse und Fähigkeiten, daß er, wenn er sich dieser Kunst ausschließlich, und nicht nur als Dilettant, gewidmet hätte, Bedeutendes geleistet haben würde. Eine rege, vielleicht nur allzu erregbare Phantasie, eine leidenschaftliche Theilnahme an allen Bestrebungen und Tendenzen der Humanität, ein scharfes, kritisches Urtheil und ein übersichtlicher Blick befähigten ihn zu einer hervorragenden Rolle in der Geschichte seiner Zeit. Aber alle diese

schönen Anlagen gruppirten sich nicht zu einem verständlichen, harmonischen Ganzen; sein geistiges Leben war ein Blitzen und Sprühen, aber kein ruhiges, erfreuliches Leuchten; er bewegte sich in jener Sturm- und Drangperiode, wo die großen Anlagen und Eigenschaften mehr den Menschen verwüsten, als glücklich machen.

Der Nachen steuerte dem Lande zu, und wir sprangen in den Garten, wo Emma des Freundes harrte. Was die Beiden miteinander sprachen, war mit der Leidenschaftlichkeit des Momentes, in welchem wir uns befanden, in Einklang. So seltsam, wie in der köstlichen Ruhe um uns her, in der feierlichen Stille der Natur der Kriegslärm sich ausnahm, ebenso kontrastirte die stürmische Leidenschaft des jungen Mannes mit der engelgleichen Freundlichkeit des Mädchens. Emma war eines jener glücklichen Wesen, dem die Natur ihre schönsten Gaben und das Glück die hellsten Strahlen zugeworfen; sie hatte immer auf der Sonnenseite des Lebens gewohnt, und von Allem, was die Dichter Großes und Schönes gedichtet, war ihr vielleicht nur die Poesie des Unglücks unverständlich. Wenn man in ihr klares, reines Auge blickte, dann begriff man, daß ihr Herz noch nicht von jenen Widersprüchen zerrissen war, die bei den andern sterblichen Menschen den größten, oft den einzigen Reiz und Werth des Lebens ausmachen. Wer das Glück hatte, in ihrer Gesellschaft zu verweilen, der kam in Gefahr, an der Wahrheit jener Göthe'schen Worte zu zweifeln:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
An seinem Bette einsam saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Sollte die gütige Natur auch niemals Ausnahmen machen; sollte es niemals einen Frühling ohne Winter, ein Licht ohne Schatten geben? Sollte der dunkle Weg der Zweifel und der Sorgen denn jedem Menschen beschieden sein? Dem Manne mag es bestimmt sein, nur durch Kampf hindurch zum Siege, nur vermittelst des Widerspruches zur Wahrheit zu gelangen. Aber gleich der bescheidenen Blume im Grase, welche der Sturmwind, der im Wipfel der stolzen Eiche tobt, verschont, sollte die Frau ein Leben der Poesie und Liebe leben, den Stürmen des Lebens fremd.

So war Emma. Auch jetzt schreckte sie die Katastrophe nicht, in der wir uns befanden; der Kanonendonner in der Ferne schien ihr etwas Gleichgültiges, Unverständenes zu sein; sie theilte nicht die Unruhe und Leidenschaftlichkeit, die aus den Augen ihres Freundes leuchtete. „Laß doch den Krieg,“ sagte sie ihm; „laß doch die wilde, rauhe Leidenschaftlichkeit, die dir und mir nicht paßt. Glaubst du, daß die Blumen hier schöner

blähen und die Sterne glänzender über uns leuchten, wenn ihr die Schlacht und den Sieg gewinnt? Glaubst du, daß meine Liebe zu dir tiefer und inniger würde durch ein kleines Lorbeerblatt, das der Zufall der Schlacht dir auf die Stirne weht? Warum diese Unruhe und diese Raftlosigkeit? Es ist ja so leicht, glücklich zu sein; was stemmen wir uns denn gegen dieses unser Schicksal? Laß Andere zehen, die minder gut und glücklich sind, wie du; meine Liebe genüge deinem Stolze.“

„Diese kurze Episode ist bald ausgespielt, und dann wollen wir glücklich sein,“ erwiderte Alfred. „Ich würde deiner nicht werth sein, wollte ich diese große Zeit verträumen. Des Mannes Tapferkeit ist die Ehre der Frauen. Wenn du mich liebst, so gönne mir, daß ich mir selbst und meinem Streben treu bin. Fürchte nichts für mich! Ich weiß es, die Götter lieben mich, denn sie haben dich mir gegeben; sie lassen mich nicht verderben. Bleibe glücklich bei deinen Blumen und deinen Liedern, und wenn du den Donner der Kanonen hörst, so freue dich über das Triumphlied der Freiheit.“

Solche und ähnliche Worte sprachen die Beiden miteinander, bewegte, leidenschaftliche Worte, die aus dem tiefsten Grunde der Seele emporstiegen. Die Nachtigallen saugen, die Blumenglocken läuteten dazu, und in dem Gemurmeln der Wellen glaubte man das Echo ihrer kosen Worte zu hören.

Bald ertönte Trommelschlag von der Landstraße her; unsere Kameraden kamen, und das letzte Wort des Abschieds mußte gesprochen werden. Der Nachen stieß ab, in kurzer Zeit hatten wir Heidelberg vor uns liegen. Tausend Lichter strahlten das Bild der Stadt im Flusse wieder; eine festliche Illumination verkündete uns den Sieg unserer Truppen. Gesang ertönte uns entgegen; die Straßen wogten von glücklichen Menschen; die Soldaten hatten ihre Helme mit frischem Grün und Kränzen geschmückt und die schönen Frauen wehten ihnen Dank und Beifall zu. Aber über der glänzenden Stadt ragte ernst und schweigend die alte Schloßruine empor, als wollte sie dem lustigen, lebhaften Treiben ein *Memento mori* zurufen.

2.

Es war in Paris, in jenen kalten Decembertagen, deren Frost die letzten Blüthen der französischen Republik zerstörte. Die schöne Stadt des Leichtsinnes und des Genusses hatte eine ernste, düstere Physiognomie angenommen. Kanonen waren auf den Straßen aufgefahren und zwischen einem Walde von Bajonetten drängte sich das Volk massenhaft auf den Boulevards umher, das große Ereigniß zu erwarten. Langsam, fast zö-



gerad kam die Katastrophe; Barrikaden wurden hier und dort gebaut, nicht in den Vorstädten der Junirevolution, nicht auf den gewohnten Schauplätzen der Emeute, in dem Faubourg St. Antoine, auf dem Bastillenplatz; sondern in den eleganten Quartieren der Bourgeoisie, auf den Boulevards von der Madeleine bis zu den Triumphbögen hinunter. An der Porte St. Denis war ein heißer Kampf; eine Barrikade von Leichen startete dem Feinde entgegen. Unter den Kämpfern war auch Alfred. Mancher der Kameraden war schon an seiner Seite gefallen, und auch ihn strömte das Blut von der Stirn herunter. Aber die Hitze des Kampfes ließ Alles vergessen. Das war eine Schlacht ohne Hoffnung, ohne Verzeßnung; es gab keine Gefangene, sondern nur Tote. Alfred fühlte, wie seine Kräfte durch den Blutverlust immer mehr schwanden; die Verzweiflung drängte ihn vorwärts, um die letzte Kugel zu empfangen. Endlich sank er zwischen den Leichen nieder. Aber in dem Momente des schwindenden Bewußtseins zeigt sich ihm ein wunderbares Schauspiel. Eine Frau, groß und schön, wie eine Göttin, trug einer wilden Schaar die Fahne der Revolution voran. Sein brechendes Auge sah noch die hohe, königliche Gestalt; er hörte ihre befehlende Stimme; ihr flammendes Auge wollte ihn in's Leben zurückrufen. Doch das seltsame Bild schien nur die Vision eines Sterbenden zu sein; bald umhüllte ihn Ohnmacht, und der Donner der Kanonen war nicht im Stande, ihn aufzuwecken.

In den Kasematten zu Vincennes sieht es eben nicht sehr behaglich aus. Als Alfred aus einer todesähnlichen Ohnmacht erwachte, schien es ihm fast, als wenn er schon im Grabe läge. Der erste Gedanke, welcher sich ihm aufdrängte, war die Erinnerung an die seltsame Erscheinung auf den Barrikaden. Welcher freudige Schrecken überfiel ihn, als er dieselbe Gestalt wieder vor sich sah. In der That, es war dasselbe Bild, welches sich dem brechenden Auge mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt hatte. Alfred wußte nicht, was ihm geschah, als die schöne Dame auf ihn zuschritt, und ihn mit den lieblichsten, freundlichsten Worten anredete. Sie begrüßte sein Wiedererwachen zum Leben, und wußte die frohesten Hoffnungen für die Zukunft ihm einzuschmelzeln. Sie untersuchte und verband seine Wunden; sie reichte ihm einen kühlenden Trunk dar; sie sorgte wie eine liebende Schwester für ihn. Alfred glaubte einen glücklichen Traum zu träumen, wenn sich Wally, — so hieß die fremde Dame, — mit ihm beschäftigte. Er fand bald, daß Wally auch die anderen Gefangenen mit derselben Freundlichkeit behandelte, daß sie in diesen finstern Räumen gleich einem Engel des Trostes waltete, und diese Wahrnehmung quälte ihn, wie wenn er Grund zur Eifersucht gehabt hätte. Er wurde sich bald einer tiefen, mächtigen Leidenschaft bewußt, gegen die alle früheren Empfindungen,

welche seine Seele bewegt hatten, ihm matt und werthlos erschienen. Die Liebe zu der Freiheit, dieser Stern seines Lebens, der jetzt grade in der dunkeln Kerker Nacht am hellsten leuchtete, verkörperte sich ihm in dem Bilde der schönen Barrikadenkämpferin; der bedeutende Moment, in welchem er sie zum ersten Male gesehen, gab ihr einen zauberhaften Reiz. Gewiß, der Mensch übt dann den größten Zauber der Anziehungskraft aus, wenn er Träger eines allgemeinen Bestrebens, eines großen Gedankens ist, und alle körperlichen und geistigen Vorzüge kommen uns nur dann recht zum Bewußtsein, wenn sie dem Ideale der Freiheit und Humanität dienen. Die schönste Zierde der Frau ist die Liebe zur Freiheit. Wo der unauslöschliche Haß gegen die Tyrannei und die warme Liebe zur Freiheit aus schöner Frauen Auge spricht, da waltet ein Zauber, dem Niemand widerstehen kann, der menschlicher Neigungen fähig ist. Alfred fühlte dies wohl; er machte sich keine Vorwürfe darüber, daß seine Leidenschaft von Stunde zu Stunde wuchs, daß alle die lieben Erinnerungen früherer Tage in seiner Seele erblühten. Wally berechtigte ihn zu dieser Leidenschaft, denn sie erwiderte dieselbe; Alfred war kein Mann, in dessen Nähe eine lebhafteste, leidenschaftliche Frau hätte gleichgültig bleiben können. So streute die Liebe in das Leben der dunkeln Kerker Nacht helle, glückliche Momente, den Edelsteinen gleich, die in finstern Fesselspalten leuchten, oder den köstlichen Perlen auf dem dunkeln Grunde des Meeres.

3.

Wir ruderten hinaus auf den Genfer See. Es war ein schöner Abend; die untergehende Sonne streute tausend Lichter auf den Spiegel des Meeres, und goß rothigen Schimmer über die braunen Felsen des Saleve. Der Montblanc und seine schneebedeckten Brüder spiegelten ihre leuchtenden Häupter in den Wellen, und jene kleinen, anmuthigen Nebenhügel, die den See wie mit einem Blumenkranze einrahmen, zeigten im Spiegel des Wassers ihre schwellenden, sanft abgerundeten Formen. Ein Himmel, rein und unbewölkt, wie einst sich über dem Olympos wölbte, breitete sich über dieses Paradies; einzelne Sterne blickten schon schüchtern und bescheiden zwischen das glühende Abendroth hindurch.

Welche köstliche Stille! Die Natur schien in Selbstanbetung versunken zu sein, und still bewundernd ihrer eigenen Schönheit zu schwelgen. Reise könnte von der savoyischen Küste her der silberne Ton einer Dorfglocke; leise murmelten die Wellen um den Rachen, und der einförmige Schlag der Ruder verstummte bald. Wir ließen den Rachen als ein Spiel der Wellen auf und nieder schaukeln, blickten bald in die Tiefe des klaren Meeres, bald zu dem flammenden Gipfel des Montblanc empor, und träumten uns glücklich.

Alfred empfand im Uebermaaß das Glück dieses Momentes. Die Kerkerhaft hatte ihn für die Genüsse der Freiheit und der Natur doppelt empfänglich gemacht; er sah mit Entzücken das reizende Paradies, das sich vor ihm ausbreitete, und mit köstlichem Behagen athmete er die reine, würzige Luft ein. Gewiß, unter den vielen Freuden, die uns dies Leben bietet, sind diejenigen die reinsten und edelsten, welche wir im Umgange mit der Natur empfinden.

Bald belebte sich der See; Rudernachen und Segelboote eilten über die glatten Wellen hinweg; Grüße und muntere Scherze flogen von Boot zu Boot, und Musik mischte sich in die heitere Unterhaltung. Es ist dies das gewöhnliche Schauspiel eines schönen Sommerabends auf dem Genfer See. Hunderte von Fremden, wie von den Bewohnern der Stadt, fahren in kleinen, schnellen Nachen ins Freie, um das schöne Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen. Da sieht man die schönsten Frauen sich auf den Wellen schaukeln; muntere Französinnen scherzen und lachen; die Italienerin hört gern dem Geflüster des Liebhabers zu; die blonde Tochter Albions schaut bewundernd nach dem Alpenglühen des Montblanc hinauf, während das deutsche Mädchen die Träume ihrer Heimath hier doppelt so schön träumt.

So war es auch an jenen Abend; Alles war in einer ruhigen, glücklichen Stimmung. Jeder sah seine Freude in dem Antlig des Andern verdoppelt. Das war gerade der Augenblick, um das Schönste dem Schönen hinzuzufügen. Aus einem der Nachen ertönte ein wunderbarer, engelgleicher Gesang; der Taft der Ruderschläge begleitete die Barcarole, die trefflich zu der Scene und dem Augenblick paßte. Jeder Ton verrieth uns, daß wir eine große, eine berühmte Sängerin hörten. Rings verstummte die Unterhaltung und das Gelächter; Alles drängte sich um den Nachen, um dem Strenengesange zu lauschen. Alfred war erschüttert von dem ungewohnten Eindrucke, und mit einer fiebernden Hast ruderte er an den Nachen heran. Wir sahen dort nachlässig auf den Sammetkissen liegen eine jener vollen, üppigen Frauengestalten, die Titian zu seinen Meisterwerken begeisterten, mit dem edlen Wuchse und dem klassischen Antlig, welches an die Frauen der alten römischen Republik erinnerte, an jene Cornelia, Valeria, Julia, an die stolzen Patriziertöchter, die zu vornehm waren, eine Krone zu tragen. Fürwahr, ein wunderbare Anblick; alle Pracht ringsumher, die glühenden Gletscher, der silberne See, schien nur den Rahmen zu bilden, dies köstliche Bild einzufassen.

Alfred ließ sich nicht halten; er sprang in das Boot und warf sich der fremden Dame zu Füßen. Ich erschrak über seine Kühnheit. Sie aber schien ihn wohlwollend und gütig aufzunehmen. Bald trugen die eiligen

Ruderschläge sie weit aus unserer Mitte hinweg, und als wir den zaubrischen Gesang in der Ferne verhallen hörten, konnten wir nichts, als das Glück unseres Freundes beneiden.

4.

Von jetzt an war Alfred fast ausschließlich in der Gesellschaft der fremden Sängerin; alle früheren Erlebnisse schienen vor dieser glänzenden Erscheinung verschwunden zu sein. Wenn seine Freunde ihn fragten und warnten, sagte er: Ich fühle jetzt, daß ich ein Künstler bin, und sehe das Ziel vor mir, dem ich nachstreben muß. In der That, er ergriff die Musik mit einer Leidenschaft, die vielleicht noch größer war, als sein Talent. Jeder Fortschritt, den er in der Kunst machte, erhöhte seine Liebe zu derselben. Seine neue Freundin munterte ihn auf das Freundlichste auf; sie war bald seine Lehrerin, bald seine Schülerin, und suchte alle Blüthen seines Geistes zur Entfaltung zu bringen. So lebte er ein köstliches Leben; von dem Baume des Glückes, von dem wir andern Sterblichen höchstens eine kleine Blüthe pflücken, fielen ihm die reifsten und reichsten Früchte zu Füßen.

Nach Italien! Nach Italien! rief sie ihm zu, als der erste rauhe Herbstwind die Blätter von den Bäumen wehte. Wie hätte Alfred diesem Rufe widerstehen können! Die Sehnsucht nach dem Lande, „wo die Citronen blühen“, ist ein tiefer Grundzug des deutschen Volkscharacters, die mächtigsten Kaiser Deutschlands, wie seine größten Dichter theilten die Leidenschaft der kleinen Nignon. Bald waren die Alpen überschritten; bald die ewige Stadt erreicht, die vielleicht niemals seit der Zeit, wo Goethe dort seine Elegien gedichtet, so glückliche Menschen beherbergte. Alle Reichthümer der Kunst rollten sich vor dem entzückten Auge Alfreds auf; der Garten Europa's bot ihm alle Schönheiten der Natur; er las in den Monumenten der ewigen Stadt die Thaten Cäsars und Horazens's Lieder.

Wie hätte ein trüber Gedanke sich in dieses Meer von Glück mischen können! Allerdings lag das schöne Italien zu den Füßen der Despoten; die römische Republik, dieses Erbtheil der Jahrtausende, war wieder einmal zertrümmert; die wenigen Männer, die das Land des Brutus und Gracchus noch zählte, lebten in der Verbannung oder im Kerker. Aber konnte Alfred für diese Leiden eines unglücklichen Volkes Auge und Ohr haben? Die verführerischen Melodien Rossini's schmeichelten ihm alle ernstesten Gedanken hinweg, und vor den Fresken Raphael's konnte er nicht an die häßlichen Gestalten der Gegenwart denken.

Im Dome zu St. Peter war eine feierliche Messe. Die hohen Pfeiler waren mit Grün und Blumen umwunden; tausend Fahnen und Flaggen wehten ringsum; in glänzenden Farben brachen die gemalten Fenster das Sonnenlicht. Dichtgedrängt wallte das festlich gekleidete Volk zur geweihten

ten Stätte; mit rauschender Musik zogen die Regimenter auf; die Prozeffion der Cardinäle und Priester in ihren prachtvollen Gewändern imponirten der Menge. Die Glocken läuteten, die Kanonen rollten ihren Donner über die Stadt, die schon so viele Triumphe gesehen. Es war eine Scene voll Glanz und Effekt, wie sie eben nur in Rom möglich ist. Aber in allem Glanze und aller Pracht dünkte sich Alfred der Glänzendste und Größte. Er stand mit dem Stolge eines Königs auf der Tribüne, wo Hunderte von ausgezeichneten Künstlern zur Ausführung eines Tonwerkes bereit waren, das er selbst componirt hatte. Endlich wurde das Zeichen gegeben, und der Strom der Töne rauschte mächtig durch die weiten, festlichen Hallen, so daß das Volk bewundernd erschrak. Alfred war außer sich vor Entzücken. Wie er zu seiner Freundin hinaussah, die ihre klangvolle Stimme in den Jubelchor des Orchesters mischte, und ihm einen Blick des Dankes und der Befriedigung zuwarf, da war der größte Ehrgeiz, den nur ein Künstler haben kann, befriedigt. Seine Augen leuchteten voll Stolz und Vergnügen; er glaubte Aller Augen auf sich gerichtet, und fühlte die ganze Wonne, ein Künstler zu sein.

Aber hinter einem Pfeiler verborgen saß eine blasse, ernste Dame, deren Traueranzug nicht zur festlich geschmückten Menge paßte. Wally konnte sich nicht über das Glück ihres Freundes freuen, denn — es wurde der Jahrestag des Bombardements von Rom, die Zertrümmerung der römischen Republik, gefeiert.

5.

Die Jubelfeste des Despotismus sollten nicht lange dauern. Türkenkrieg, Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, Völkerwanderungen aus dem Osten, alle jene mittelalterlichen Erinnerungen wurden wieder lebendig und in dem Drange der Ereignisse wälzte die Revolution sich über die Länder Europa's. Es war nicht viel nothwendig, um Italien in Flammen zu setzen; die Rache des Volkes stand mit dem erlittenen Drucke im Verhältnisse. Da gab es kein Verzeihen und Versöhnen, wie vordem; da duldete man nicht die klugen Leute der rechten Mitte, die zwischen den Parteien hin und her schwanken und schaukeln. Auch Alfred, bei dem der künstlerische Ehrgeiz mächtiger gewesen, als die Liebe zur Freiheit, mußte vor dem Zorne eines erbitterten und unversöhnlichen Volkes fliehen. Er floh vor den Klängen der Revolution, welche die Begeisterung seiner Jugend gewesen waren.

Wie Alfred im Havre am Strande des Meeres stand, und über das weite Meer blickte, das stürmisch und ungewiß, wie seine Zukunft, vor ihm lag, da war er traurig, sehr traurig. Ein gütiges Schicksal hatte ihm die reichsten Blüten der europäischen Kultur zu Füßen ge-

stürzt; und nun sollte er mit einem Male Alles, Alles verlieren, selbst die Erinnerung an früheres Glück, die seine eigene Reue ihm vergiftete.

Die ersten Tage flog das Schiff pfeilschnell über die spiegelglatten Wellen; bald aber erhob sich ein Sturm, dem Segel und Steuer nicht gewachsen waren. Zu dem Toben des Sturmes gesellte sich die Verzweiflung der Menschen, eine wilde, verworrne Scene, in welcher Niemand mehr Ruhe und Würde zeigte. Das Schiff sank schnell und Hunderte von Menschen fanden ein gemeinsames Grab.

Alfred sollte nicht sterben. Der gute Genius, der die Schwelle seines Lebens gehütet, trug ihn durch den Sturm und durch die Wellen hindurch zu jener fernen, unbekanntem Insel, die heute nur noch in der Erinnerung und der Sage lebt. Seitdem Platon die geheimnißvolle „Atlantis“ entdeckte, sind Jahrtausende verflossen, und die Vergessenheit verhüllt die Sagen der Vorzeit. Hier und da findet wohl noch ein pedantischer Sprachkundiger jene geheimnißvolle Andeutung, und ergeht sich in weitläufigen Conjecturen über die zweifelhafte Stelle. Der Philosoph lächelt mit sceptischem Stolze über die Fabel, und selbst der Dichter wagt sich mit seinen Träumen nicht auf jene verführerische Zauberinsel. Alle Meere sind durchsucht, und man hat die Atlantis nicht gefunden. Und doch existirt noch die Insel Platon's. Sie existirt in derselben Wirklichkeit, welche die herrliche Gestalt der Iphigenie und Beatrice umgibt, und mit der Faust und Gretchen in dem Herzen des Volkes leben. Aber nur der findet durch die stürmischen Wogen der Zeit den Weg dahin, den die Musen freundlich schützen und leiten, den das Genie in den wilden Stürmen der Leidenschaften aufrecht hält, den die Liebe mit dem Lichte der Hoffnung umleuchtet.

Als Alfred aus der langen Betäubung erwachte, glaubte er sich in jenem freundlichen Jenseits zu befinden, das die rauhen und kalten Philosophen unseres Zeitalters dem gläubigen Menschengeschlechte entwenden wollen. Er lag an der Meeresküste, an einem anmuthigen Gestade, wo Frühlingsluft und Blumenduft ihn umwallte. Rosen und Nelken beugten sich über ihn und hauchten ihm Worte der Freundschaft und Liebe zu. Er hörte die Sprache der Blumen, und verstand, wie sie sich neckten und liebten; wie sie sich mit den Käfern, den Schmetterlingen und Kolibri's stritten; wie sie seufzten und klagten, jubelten und lachten, und von tausend wechselnden Empfindungen bewegt wurden, gerade wie die Menschen, nur in zarterer, edlerer Weise. Wann kommt die Königin, fragten sich die Blumen einander. Die stolze Dalie, die höchste im Blumenreiche, schaute mit ihren großen, liebebeglühenden Augen in die Ferne, aber sie konnte nichts entdecken; da wurde

der Schmetterling zur Kundschaft ausgeschild, und bald verkündete er die Ankunft der Königin. Nun gab es ein Geläute der Blumenglocken, ein Gesumme der Käfer, ein Schwirren der Schmetterlinge und Kolibri's, daß Alfred verwunderet um sich sah, und zu träumen glaubte.

Die Königin kam. Ihr kennt sie, die Gebieterin der Feenwelt, Titania; sie ist euch gewiß oft begegnet, wenn ihr in der Sommernacht den Wald durchgewandert, allein, nur von euren Phantasien begleitet, oder wenn ihr im Opernhause saßet und die Melodien Mendelssohn's oder Weber's an euch vorüberrauschten. Titania gehört Deutschland an, wenn auch Shakespeare sie in England gedichtet; sie ist echt germanischer Natur, voll Sentimentalität und Herzengüte, voll Träumerei und Sehnsucht, so daß sie jedem deutschen Gemüthe kenntlich und vertraulich wird. Wie sie nun, mit Blumenkränzen geschmückt und den Zauberstab in der Hand, daher schritt, da glaubte Alfred eine jener lieblichen Gestalten zu sehen, welche die Sehnsucht seiner Jugend waren. —

Die Göttin erschrak vor Freude, als sie den Fremdling erblickte. Gewiß, die Götter lieben die Menschen mehr, wie ihr eigenes Geschlecht, und die Zeiten, wo Zeus die sterblichen Frauen umarmte, leben noch heute in der Erinnerung der Feen und Elfen. Die Liebe der Unsterblichen hat nicht den Reiz der Vergänglichkeit und der Gefahren, welche die Liebe der Menschen begleitet; sie wird kalt, vornehm und langweilig, weil sie jener Unvollkommenheiten und Schwächen entbehrt, deren Ueberwindung den höchsten Triumph der Liebe ausmacht. Die Liebe strahlt mehr nach Unten, wie nach Oben, wählt nicht einen Gegenstand über sich, sondern unter sich. Drum mußten die Götter aller Nationen und Zeiten, die heidnischen, wie die christlichen, die barbarischen, wie die civilisirten, auf die Erde hinuntersteigen, um in der dunkeln Sphäre des Truges und Scheines die Leidenschaften zu befriedigen, die vor dem hellen Sonnenlicht der Ewigkeit erblaßten.

Die Göttin nahte dem Fremdling und berührte ihn mit ihrem Zauberstabe. Alfred war verzaubert. — Verzaubert? Was ist dies für ein Zustand? Ich will nicht wünschen, daß Ihr dies wißt, freundliche Leser. Wen einmal die Fee mit ihrem Zauberstabe berührt hat, der ist den unterirdischen Mächten verfallen. Aber er giebt gern den Werth des ganzen Lebens für den kurzen Moment hin. „Im Andern bei sich selbst sein, das ist die Liebe“, sagt der kalte Philosoph. Aber die Unsterblichen, die Engel, wie die Dämonen, haben eine andere Liebe. Die Liebe des Zaubers und des Wahnsinns besteht in einem gänzlichen Außersichsein, in einem Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, in einem wirbelnden Taumel der Lei-

enschaften, aus dem wir niemals uns selbst und unser Selbstbewußtsein retten.

## 6.

So lebte Alfred selige, wonnige Tage; die Vergangenheit war für ihn todt, die Zukunft hatte für ihn keine Schrecken, aber die Gegenwart gewährte ihm alle Blüten und Früchte des Lebens zugleich. Habt ihr wohl Wagner's Oper, den „Tannhäuser“ gehört? Dort klingt aus den wilden, leidenschaftlichen Tönen ein ähnliches Glück hervor, ein unheimliches Glück, wo die höchste Lust mit der Verdammniß gepaart ist. Alfred lebte dahin, ohne sich Rechenschaft von seinem Leben zu geben, ohne zu grübeln, zu fragen, zu zweifeln, ohne ein Streben oder eine Thätigkeit, ohne Furcht, aber auch ohne Hoffnung. Er zählte die Tage, die Stunden, die Jahre nicht, die er auf der verzauberten Insel zubrachte; ihm war jeder Moment ein Jahrhundert und das Jahrhundert nur ein Moment. In den Armen der Göttin freute er sich eines unsterblichen Lebens und unversiegbarer Kraft.

Eines Tages durchstreifte er die Insel. Dort am Ufer, wo die letzten Wellen des Meeres ein blumiges Gestade umspielen, fand er zwischen Büumen und Blumen versteckt eine einsame Hütte. Neugierig trat er hinein. Emma, die Geliebte seiner Jugend, kam ihm entgegen. „Welcher Zufall führt dich hierher?“ fragte sie ihn. „Zürne mir nicht, daß ich hier in deiner Nähe mich verbarg. Die Königin, die über diese Insel und über dich gebietet, erlaubte mir, hier langsam hinsterben zu dürfen, ein einsamer Zeuge deines Glückes. Sei Du nicht minder gütig, wie sie. Verstatte mir, die Luft einzuathmen, die dich umwallt. Laß mir die Genugthuung, daß ich von den Blumen und den Schmetterlingen von deinem Glück und deiner Liebe erzählen höre. Aber störe nicht ferner meine Einsamkeit. Dir gehören viele Blumengärten und Rosenhaine; laß mir meine freudlose Hütte. Die Blume, die unter dem glühenden Strahle der Sonne verwelkt, — willst du sie nicht ruhig sterben lassen? Es ist so traurig, einen Menschen sterben zu sehen, zu beobachten, wie täglich sein Gang langsamer, seine Wangen bleicher, seine Augen matter werden. Warum soll ich dich damit betrüben? Lebe wohl, mein Freund. Wenn du noch einen kleinen Rest von Liebe für mich hast, so erfülle meine letzte Bitte: Sei immer glücklich.“

Alfred hörte verwundert diese Worte. „Gewiß“, sagte er, „die alten Tage und die alten Leiden kenne ich nicht mehr; deine Worte bleiben mir fremd und unverstanden. Ich liebte dich einst; die Erinnerung daran klingt mir, wie ein dunkler, ferner Traum. Und in dir ist dieser Traum noch immer lebendig? Wie bleich, wie krank du bist!



in deinen Augen leuchtet das Abendroth deines Lebens. Lebe wohl; ich will nicht dein Todesengel sein. Du verlangst es ja selbst, daß keine Thräne das Glück meines Daseins trübe. Lebe wohl! Sanft und freundlich möge dich dein Engel hinunter geleiten!

Weinend sank sie zu Boden, während er eilig die Stelle verließ, wo allein auf dieser seligen Insel Unglück und Trauer waltete. Er stieg das Gebirge hinauf. Es war ein köstlicher Frühlingstag, und bald hätte der kühle Wind und die frische Luft die Erinnerung an diese Scene verweht.

Oben auf der Felskuppe zügte sich ihm ein wunderbares Schauspiel. Ein schönes Weib saß dort am Rande des Abgrundes; ihre klangvolle Stimme tönte weit hin durch die Wälder und Thäler, ihre Haare flatterten im Winde; sie glich jenen Zauberinnen der alten Märchen, welche die Scylla und Charybdis bewachen, die auf dem Loreleyselsen ihr Lied erklingen lassen, deren Anblick aber jedem Sterblichen den Tod bringt. Alfred glaubte eine bekannte Gestalt zu errathen, er ging auf sie zu, und erkannte die Sängerin, die ihm den Tempel der Kunst und des Ruhmes geöffnet hätte. Aber wie war sie verändert! Nicht mehr das glühende, leidenschaftliche Weib; nein, eine ernste, stolze Dame mit ruhigem Auge und leidenschaftslosen Zügen, deren Blick nicht Liebe, sondern Ehrfurcht verlangte. Als Alfred auf sie zuschritt, stand sie auf und reichte ihm freundlich die Hand. „Wußte ich doch, daß du kommen würdest,“ sagte sie zu ihm. „Wem der Genius der Kunst einmal seine Weihe gegeben, der ist für alle Zeiten für die Kunst unverloren. Mag auch für den Augenblick sich das Auge von dem Ideal abwenden; mag auch eine Zeitlang der Stern des Ruhmes verborgen sein: die Kunst läßt ihre Jünger nicht fahren; mit liebenden Armen empfängt sie den Abirrunigen zurück. So sei mir denn herzlich willkommen; das alte Streben biete dir neuen Ruhm.“

Alfred schlug die Augen zu Boden. „Zürne mir nicht, daß ich dein Wort nicht begreife,“ sagte er. „Das stolze Streben nach Ruhm, die Begeisterung für die Kunst war einst die Leuchte meines Lebens, die heute im hellen Sonnenschein mir nicht mehr genügt.“ Wovon mir früher ein kleiner Strahl in meine Seele fiel, das umleuchtet mich jetzt mit vollem Sommerglanze. Was soll ich an jene arme kleine Zeit zurückdenken? Hier lebe ich, was ich früher nur träumte. Alles um mich her ist Musik und Poesie; jeder Windhauch, der die heiße Stirn mir kühlt, haucht mir Lieder der Liebe und des Glücks entgegen. Was soll jenes mühsolle Streben nach dem Beifall des Volkes? Was jenes eifrige Ringen nach eigener Vollkommenung? Ich bin am Ziele, und mich freut das Ziel mehr, wie der Weg. Laß mich, wie ich bin, ich mag die dunkeln Pfade der Menschen nicht mehr wandeln.“

„Der Zauber wirkt noch,“ sagte die Dame mit trauriger Stimme. „O, wenn diejenigen der Kunst untreu werden, die von ihr am meisten geliebt wurden, dann muß weinen.“

Wer zu glücklich ist, der wird gefühllos. Alfred theilte nicht den Schmerz seiner Freundin; er reichte ruhig ihr die Hand zum Abschied und eilte weiter. Ihr klagendes, zürnendes Lied verfolgte ihn noch lange, aber die Töne glitten seinem Ohre gleichgültig und unverstanden vorüber.

Alfred verfolgte seinen Weg. Mit geflügelten Schritten eilte er die Bergabhöhen hinan, keine Ermattung lähmte seinen Fuß, kein Schweißtropfen fiel von seiner Stirn. Bald dehnten sich statt blühender Wiesen und schattiger Wälder große Eisfelder vor ihm aus. Hart an den Grenzen des ewigen Eises wuchsen noch Blumen und Beeren. Prächtig spielte die Sonne auf den blauen, durchsichtigen Eismassen, und ein frischer Wind milderte die Hitze des Tages. Bald hatte Alfred den Gipfel des Gebirges, der früher nie vom Fuße eines Menschen berührt worden war, erreicht. Ein Spiel der Natur oder die Hand eines Zauberers hatte hier aus Eismassen eine weite, geräumige Grotte gebildet. Verwundert trat Alfred hinein. Starke Pfeiler, hohe Säulen von Eis ragten empor, und trugen ein durchsichtiges, kristallhelles Gewölbe, durch welches die Sonne mit bläulichem Lichte hindurchblickte. Es herrschte eine feierliche Stille in diesen einsamen Räumen. Da war kein Priester in dem stolzen Dome, den Segen über das versammelte Volk zu sprechen, und kein Choral brauste durch die weiten, stillen Hallen. Aber durch die Eiswände hindurch erblickte man eine unabsehbare Kette von Gebirgen, Gletschern und Felsen. Tief unter sich sah man in zerklüftete Thäler und Schluchten hinab, — klare Bergseen entzückten das Auge, — weit in der Ferne zeigte sich das ebene Küstenland, im frischesten Waldesgrün prangend, bis daß an der Grenzlinie der Schwelte das Meer wie mit einem silbernen Rahmen das Landschaftsbild begränzte. Der Himmel wölbte sich mit einem tiefdunkeln Blau über der Landschaft. Die lebhaftesten, glänzenden Farben des Panorama's erhielten durch das Eis einen bleichen geisterhaften Ton. Es war ein fessamer Anblick! Die Natur schien körperlos, zum Ideale vergeistigt zu sein.

Staunend durcheilte Alfred die Grotte. Immer weiter dehnten sich die Hallen aus; immer höher strebten die Pfeiler hinauf; der Eispalast nahm gigantische Verhältnisse an. Die Säulen und Wände blühten im Sonnenlichte, als wenn sie mit glänzenden Edelsteinen übersät wären. Endlich erweiterte sich die Grotte zu einer weiten, prächtigen Rotunde. Hier stand der Altar der Freiheit, — nicht jener, der das Marsfeld zierte, mit Blut besetzt; nein, den Augen der Menschen entrückt, in der reinen Sphäre

des Ideals, verlangte er kein Opfer von Blut und Thränen. Das Opfer welches die Priesterin darbrachte, bestand in den ungerechten Handlungen der Menschen, in ihren Vorurtheilen und Leidenschaften, in ihren Privilegien und Sonderinteressen, in ihren Stolz und Hochmuth. Hier wurde der kleine, neidische Egoismus geopfert, der dem Menschen nicht erlaubt, frei und groß zu sein. Alfred nahte sich mit bebenden Schritten der Priesterin. Er erkannte sie wieder; Wally stand vor ihm, mit der Würde einer Königin, eben so gütig, wie strenge. „Lange habe ich auf dich gewartet, lieber Freund“, redete sie ihn an. „Viele Jahre sind verflossen, und die Priesterin der Freiheit blieb einsam. Den Menschen ist diese Höhe zu steil und dieser Gipfel zu kalt; sie bleiben lieber unten im schattigen Thale. Meine Opfer blieben ungesehen, meine Gebete verhallten ungehört. Aber jetzt endlich sehe ich wieder einen Sterblichen an der geweihten Stelle, der bereit ist, mit mir zu opfern. Komme, Freund meiner Jugend, laß uns zum Altar schreiten.“

„Ich bedarf des Opfers und der Gebete nicht,“ erwiderte er. „Ich bin ein Anderer geworden, als damals, und durch den Zauberstab und den Kuß der Göttin entsühnt. Alle Ketten, die auf den andern Sterblichen lasten, sind von mir gefallen; ich freue mich olympischer Freiheit.“

„Du hättest das Streben Deiner Jugend vergessen?“ fragte ihn Wally. „Du sprichst nicht wahr. O, wie du schön warst, als du auf der Barrikade standest, und deine Augen dem Tode Verachtung entgegen sprühten; wie selbst im Grabe des Kerkers dich nie der Muth und die Hoffnung verließ. Wie liebte ich dich; wie stolz war ich auf deine Liebe! Und jetzt, so fremd, so kalt, so vornehm! Erwinnere dich doch an dich selbst! Sieh, schon braust der Kriegslärm wieder durch Europa, und die unterdrückten Völker rasseln erzürnt an ihren Ketten! Wolltest du an dem Tage fehlen, wo der Lorbeer des Sieges auf die Kämpfer der Freiheit herabfällt? Gewiß nicht, du wirst nicht deine Vergangenheit und meine Liebe beschämen wollen.“

„Ich bin dem Treiben der Menschen zu fremd geworden,“ erwiderte Alfred, „als daß mich dasselbe noch begeistern könnte. Das Gewühl der Schlacht hat für mich keinen Reiz mehr. In meiner Jugend hatte ich welt- und himmelsfürmische Gedanken, aber ich lernte die Menschen kennen, wie sie klein, schwach und schlecht sind, nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Helden formen kann. Soll ich mein eigenes Glück dem unmöglichen Streben, die ganze Welt glücklich zu machen, opfern?“

„Jetzt muß ich weinen,“ sagte Wally. „Wenn die Freiheit ihre liebsten Kämpfer verliert, wer soll dann noch die Hoffnung erhalten? Die blasse Pflanze, die der Zufall in die düstere Kellergrube gesäet hat, sehnt sich nach Licht und Freiheit; sie rankt mit ihren dünnen Zweigen weiter und

weiter auf dem Boden hin, bis daß sie eine Mauerpalte erreicht hat, durch welche das helle Licht des Tages hindurchdringt. Aber die starken und stolzen Menschen theilen oft nicht den Drang der kleinen Kletterblume; sie verblühen im Dunkeln, ungesehen und unbeweint, und keine große That folgt ihrem Namen.“

7.

Oberon kam zurück, der Beherrscher der Insel. Lange Zeit war er abwesend gewesen; er hatte Schlachten gewonnen und Kriege geführt vom fernen China und Indien bis zu den palmenumschatteten Ufern des Bosporus. Er hatte die Völker ausgewählt und mancher Thron war bei dem Tone seine Hornes zerbrochen. Denn Oberon war nicht mehr der leichtsinnige Jüngling, der verliebte, träumende Eise, wie ihn uns die Dichter schilderten und der Maestro komponirte. Der Ernst der Zeit hatte sich auch dem Eisenreiche mitgetheilt, und bei den nächtlichen Zusammenkünften dieser zarten, lustigen Gestalten fand man auch schon den politischen Hader, der das Erbtheil dieses Jahrhunderts zu sein scheint. Doch auch den Unsterblichen wird das ewige Kriegsführen zu Zeiten leid, und sie sehnen sich manchmal nach dem häuslichen Heerde zurück. Oberon kam, und fand seine Gattin in den Armen eines sterblichen Mannes.

Der Zorn der Unsterblichen ist menschlichen Leidenschaften nicht zu vergleichen. „Ziehe von dannen!“ befahl Oberon dem Fremdling. „Segne dein Geschick, daß du so lange die Freuden der Götter theiltest; aber jetzt sei wieder Mensch und suche menschliche Bestrebungen.“

Alfred trostete dem Gebote. „Ich fühle mich dir gleich“ sagte er, „und sehe in dir nicht meinen Gebieter. Die Liebe der Göttin hat mich zum Gotte gemacht, dir ebenbürtig. Erkenne mein Recht an, und löse nicht mein Glück.“

„Armer Thor! der Zauber wirkt noch!“ sagte Oberon im mitleidigen Tone. „Aber ich will den Traum beenden.“

Er berührte Alfred's Stirn mit seinem Zauberstabe; ein heftiger Donnerschlag ertönte, Alfred fiel bewusstlos zu Boden.

Als er erwachte, fand er sich auf einer wüsten Felseninsel, die keine Spur von Vegetation und Leben zeigte. Schwarze Wolken umhüllten den Himmel, und mit schäumenden Wellen raste die stürmische See um die Felsen. Alfred richtete sich auf und starrte mit verwirrten Blicken in die Einöde. Der Zauber hatte sich in eine furchtbare Verzweiflung verwandelt. Er irrte umher und fand am Meeresufer die Leiche Emma's. Verzweifelt beugte er sich über sie; er begriff jetzt erst, was er an ihr verloren. Aber seine Küsse vermochten dem geliebten Wesen kein Leben wieder einzusüßen. Fast wahn Sinnig eilte er weiter, das Gebirge hinauf. Oben auf der Fel-

senkuppe, wo der Abgrund schwindelnd gähnte, saß die Sängerin und sang ein wildes Lied in den Sturm hinaus. Alfred kletterte den Felsen hinan; er nahte ihr, sie zu umarmen. Als sie ihn sah, stürzte sie sich in den Abgrund hinunter; der Sturm trug sie mit ihrem weißflatternden Gewande noch eine Weile hinweg; Alfred hörte ihr Lied durch den Sturm und das Toben der Wellen hindurch. Dann stürzte sie die Klippen hinunter in's tiefe Meer. Wie von Furien verfolgt floh der Unglückliche weiter das Gebirge hinauf. Die Lust wurde kälter und kälter; schon umstarrten ihn die Eisfelder, wie ein großes Leichensfeld der Natur. Er fand die Grotte Wally's wieder, aber die Säulen waren zusammengestürzt und kein Sonnenstrahl funkelte an den Wänden. Ueber dem zertrümmerten Altare der Freiheit stand Wally. Ihr bleiches Antlitz trug den Stempel unverföhnlicher Strenge, so daß er sie kaum anzusehen wagte.

„Die Liebe, die Kunst und die Freiheit“, sagte sie ihm, „waren die Genien deines Lebens; „du hast sie alle verrathen. Was nur immer von dem Guten, Schönen und Großen dem sterblichen Menschen erreichbar ist, stand dir in reicher Fülle zu Gebote; du wiesest die Gaben, die das großmüthige Schicksal dir gab, zurück. Wer sollte nun dich beklagen? Lebe dein Leben der Verdammniß zu Ende, ich kann dich nicht retten.“

Während dieser Worte wuchs ihre Gestalt mehr und mehr; ihr Leib nahm kolossale Formen an; ihr Haupt ragte bis an die Sterne, bis daß endlich das wunderbare Bild sich vor seinen entsetzten Blicken in Wolken und Nebel auflöste.

„Lebe dein Leben der Verdammniß zu Ende!“ hieß das strenge Wort. Aber Alfred hatte von den Lippen der Göttin Unsterblichkeit getrunken, — die Unsterblichkeit des Elends und der Verzweiflung. Wenn er sich in das heulende, schäumende Meer stürzte, warfen ihn die Wellen wieder an das öde Gestade zurück; schleuderte er seinen elenden Körper die Felsen hinunter, so trug ihn der Sturmwind unverletzt zur Erde. Er konnte nicht sterben, wenn er auch jeden Tag ein Jahrtausend des Elends durchlebte.

Die alte Sage erzählt von dem Unglücke des Ahasverus, der zu ewigem Umherwandern verurtheilt ist. Aber dies Unglück ist eine Wonne im Vergleich zu dem Unglücke Alfred's. Denn Ahasverus durfte doch noch mit den Menschen verkehren. Alfred aber blieb allein. Allein! — ein schreckliches Wort. Das Unglück, das man in Gesellschaft der Menschen erträgt, ist den Denkmälern der Friedhöfe zu vergleichen, die mit frischem Grün und duftenden Blumen umwunden sind; das Unglück der Einsamkeit dagegen gleicht jenen dunkeln, mißgestalteten Felsblöcken, die der Zufall an dem öden Strande des Meeres umhergestreut hat.

### Die Thätigkeit der deutschen Vereine.

Wenn wir diesmal die geselligen Bestrebungen der Deutschen Revue passiren lassen, so thun wir dieses mit einem Gefühl großer persönlicher Befriedigung und Ermuthigung. Wir haben vielfach einen schnellen, einen überraschenden Fortschritt gefunden; es scheint, daß der alte Geist sich noch in den Deutschen regt, der drüben unter der Schneedecke des Despotismus begraben liegt, der Geist der Wahrheit und der Freiheit, der Geselligkeit und Eintracht, der Wissenschaft und Kunst. Wenn dieser Geist bei seiner ersten versuchsweißen Manifestation nicht immer die rechte Form findet und die grade-Bahn wandelt, so darf uns dieses in unsern Hoffnungen nicht beirren. Uns genügt, daß die Kraft da ist, denn wir wissen, daß jede Kraft die Mittel, sich zu verwirklichen, in sich trägt.

Das deutsche Element war auch früher schon vielfach im amerikanischen Staatsleben thätig, aber diese Thätigkeit nimmt jetzt erst eine selbstständige Haltung in der Form der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit an. Wir bemerken freilich, daß das deutsche Element sich im Anfang noch etwas jugendlich burschikos gerirt, daß es hier und da mit zu großen Präensionen hervortritt, und die bestehenden Verhältnisse allzusehr misachten zu können glaubt. Aber ein solches Benehmen ist immer noch besser, als die frühere demüthige Unterordnung unter den Willen der Amerikaner, unter ihre Parteiorganisation und ihre Wahlprogramme. Wenn wir auch hie und da übertriebene Anforderungen an die hiesigen Verhältnisse, unmögliche Theorien und eine unberechtigte Ueberschätzung der eigenen Kraft finden, so brauchen wir hierüber grade nicht zu verzweifeln, wie die alten grauen Funkenblätter, die blutige Thränen darüber weinen möchten, daß die Deutschen in Amerika die Rolle der Weltverbesserer spielen wollen. „Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

Die Conventionen der freien Vereine in Kentucky und Ohio, welche ausführliche, radikale Plattformen aufstellten, haben ihre Aufgabe vielleicht zu speziell begriffen und zu umfassend entwickelt; aber es sind in diesen Plattformen doch immer sehr brauchbare Agitationsmittel enthalten. Die Illinois-Convention zu Peoria hat zwar keine Plattform aufgestellt, aber unserer Ansicht nach ihre Aufgabe auch dadurch verfehlt, daß sie den Hauptfragen des Tages einige zwanzig unbedeutendere Punkte hinzugesellt hat, wodurch die ganze Agitation an Schärfe und Bestimmtheit verloren hat. Die Convention der freien Vereine in Texas, deren Beschlüsse uns die San Antonio Zeitung mitgetheilt hat, stimmt in den wesentlichsten Punkten mit den Arbeiten der andern Conventionen überein; das Programm enthält eine Menge Paragraphen, von denen viele eben keine vorwiegend politische Bedeutung, haben und deshalb wohl besser aus einem politischen Programme

weggeblieben wären. Der alte Satz: „Je kleiner das Programm, desto größer die Partei,“ scheint uns nicht überall genügend beobachtet worden zu sein.

Es dünkt uns nichts leichter, als die politische Stellung der Deutschen in gegenwärtigen Momente zu fixiren. Wir stehen zwischen zwei Feuern; auf der einen Seite bedroht die Sklavenhalterpartei mit ihren Raufküssen, Nominationen, ihren Bestechungen und Wählereien unsere politische Ehre und Selbstständigkeit; auf der andern Seite steht der Nativismus mit seinem fanatischen Puritanismus, der heute noch so gefährlich ist, wie zu den Zeiten Cromwell's, mit seinem Hasse gegen die eingewanderte Bevölkerung, mit seinen Sonntags- und Temperenzgesetzen, welche nur den Anfang einer Kette von Bestrebungen bilden, die mit der gänzlichen politischen und gesellschaftlichen Unterjochung der eingewanderten Bevölkerung schließen werden. Gegen Beides muß die deutsche Bevölkerung Front machen. Dies gibt ihr vielleicht für den Moment eine isolirte Stellung, aber es ist nicht möglich, daß sie eine andere wähle. Wenn die deutschen Bürger der Ver. Staaten in dieser Stellung keine Bundesgenossen finden, und also eine abgesonderte, „deutsche Partei“ bilden, so ist ihnen deshalb kein Vorwurf zu machen. Diese Stellung ist ihnen nicht durch nationalen Dünkel, sondern durch Pflicht und Ehre dikirt. Aber es scheint mir die Gefahr einer solchen Isolirung nicht groß zu sein. Es gibt unter denjenigen Amerikanern, welche mit uns gegen den südlichen Despotismus und die Ausbreitung der Sklaverei Front machen, genug vernünftige Politiker, die eine ehrliche und edle Agitation nicht mit politischem Humbug verfälschen, welche die Stimme von Hunderttausenden von eingewanderten Bürgern nicht muthwillig verschmerzen wollen. Schon jetzt beginnt das Gespenst der Know nothings zu erblassen; man sieht, daß diese Sekte nicht so gefährlich ist, wie dem Publikum einzureden im Interesse gewisser Parteiblätter war. Eine energische Betheiligung der deutschen Bevölkerung an den Fortschrittsbestrebungen der Amerikaner könnte viel dazu beitragen, den Nativismus dahin zurückzuweisen, wo er zu den Institutionen und den Ansichten paßt, in den Süden, wo die Arbeit den Sklaven überantwortet ist und die freien, eingewanderten Arbeiter selbst demzufolge als Sklaven behandelt werden. Der Nativismus der Sklavenhalter ist am Ende der einzige, den wir auf die Dauer zu fürchten haben.

Wenn in dieser Weise der Plan der Ohio-Convention, ein Organ des deutschen Radicalismus in englischer Sprache zu gründen, realisirt wird, so dürfen wir die besten Erfolge davon hoffen. Es ist überhaupt Zeit, daß die englische und deutsche Presse mit einander in näheren Verkehr tritt. Der Gewinn auf beiden Seiten wird alle Erwartungen übertreffen. Die

Nothwendigkeit einer solchen Verständigung wird von den einsichtsvollen Amerikanern ebenso eingesehen, wie von den Deutschen. Ist einmal der Anfang gemacht, so werden bald weitere Versuche folgen. Schon hat der „Anzeiger des Westens“ ein englisches Sonntagsblatt. Herr Köser in Manitowoc ist im Begriff, auch ein englisches Blatt herauszugeben. Herr Göllich in Davenport will seinen „Democrat“ in beiden Sprachen erscheinen lassen, und den Lesern der „Atlantis“ können wir in Aussicht stellen, daß vielleicht schon bald, schon in den nächsten Monaten, eine englische Ausgabe der Monatshefte gewagt werden wird. Je mehr solcher Bestrebungen aufstauhen, desto besser ist es. Wir leben in einer Zeit, die, trotz aller Hemmnisse, so rasch voranstrebt, daß wir jede kleine Kraft auf möglichst vielfache Weise exploittiren müssen. Unseres Erachtens nach könnte ein Duzend solcher Blätter existiren; sie würden sich vielleicht einer bessern Existenz erfreuen, als die deutschen Ausgaben selbst.

So weit uns bekannt ist, sind jetzt Conventionen der Fortschrittsvereine in folgenden Staaten gehalten worden: in Wisconsin, wo der freie Menschenbund gebildet wurde, — mit Ausschluß freier politischer Bestrebungen, — ein Fehler, der natürlich bei der diesjährigen zweiten Convention verbessert werden wird, — in Kentucky, wo die Plattform der Herren Heinzen, Domschke &c. angenommen wurde, in Ohio, wo man fast dieselbe Plattform aufstellte, in Indiana, Illinois, Texas. Die östlichen Staaten haben sich noch nicht geneigt gefunden, dieses Beispiel nachzuahmen, nur hat eine Convention verschiedener Fortschrittsvereine der Stadt New York stattgefunden. Es liegt nahe, eine allgemeine Convention aller freien Vereine durch die ganze Union hindurch zu veranstalten, und einzelne Conventionen, wie die in Illinois und Texas, haben eine bestimmte Aufforderung zu diesem Zwecke schon erlassen. Die verschiedensten Vorschläge sind gemacht worden. Die Convention in San Antonio hat St. Louis zum Sitz der Versammlung vorgeschlagen; der Hochwächter gab Toledo den Vorzug, und mehrere Zeitungen sind dieser Ansicht beigetreten. Auch hat der Freimännerverein von Toledo erklärt, die nöthigen Vorkehrungen zum Empfang und zur Bewirthung der Delegation zu machen. Wir unsererseits hätten gerne das freundliche Cleveland zur Abhaltung der Convention vorgeschlagen, aber glauben, statt dieses Vorschlages den Rath geben zu dürfen, daß die einzelnen Vororte in Wisconsin, Illinois, Indiana, Ohio, Kentucky und Texas ihren Willen hierüber in den freisinnigen Zeitungen bekannt machen, und daß nach der Stimmenmehrheit dieser Vororte der Platz der Zusammenkunft bestimmt wird. Wir glauben unbedingt, daß ein Platz am Erie-See der beste Sitz der Convention sei, wegen der centralen Lage und der zweckmäßigen Verbindungen, welche die Städte



am südlichen Ufer des Erie mit dem Osten haben. Unsere Freunde in Texas werden selbst einsehen, daß St. Louis zu südlich und westlich gelegen ist, und gewiß wird der Delegat der dortigen freien Vereine seine Reise nicht auf die langweilige Mississippifahrt beschränken wollen, sondern gern auch das Leben und Treiben der Deutschen im Nordwesten beobachten. Was die Zeit, in welcher die Zusammenkunft stattfinden soll, anbetrifft, so sind die nächsten Herbstwahlen in erster Reihe zu berücksichtigen. Einmal stehen viele Delegaten der Convention in zu naher Berührung mit der Presse, als daß sie die letzten Wochen vor den Wahlen sich von ihrer Berufsthätigkeit lossagen dürften. Auf der andern Seite auch dürften die Beschlüsse der Convention für die Herbstwahlen selbst von bedeutender Wirksamkeit sein. Es wäre also sehr nöthig, wenn die Convention sobald als möglich, jedenfalls 4 Wochen vor den Staats- und Kongresswahlen, abgehalten würde. Das alte Sprichwort: „Schmiedet das Eisen, so lange es warm ist,“ findet im gegenwärtigen Falle seine volle Anwendung. Wir möchten deshalb vorschlagen, daß spätestens bis zum 15. August die verschiedenen Vororte sich über Ort und Zeit der Convention einigen; es ist dann die passende Zeit für Abhaltung derselben noch nicht verjäumt.

Die Convention kann von großer Bedeutung werden, wenn sie ihre Aufgabe richtig begreift. Nur derjenige ist unserer Ansicht nach ein verständiger Politiker, der das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck erkennt, und die Thatsachen ebenso sehr, wie die Prinzipien, berücksichtigt. Es kommt hier nicht so sehr darauf an, ein System von allen möglichen und wünschenswerthen Reformen zu entwerfen, als der momentanen Katastrophe, die gewiß von der allergrößten Wichtigkeit ist, die rechte Seite abzugewinnen. Wir haben uns schon mehrmals über dieses Thema ausgelassen, und werden noch oft Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Wir werden immer der Ansicht sein, daß nur derjenige, der nichts anderes durchsetzen will, als was er durchsetzen kann, die rechte Selbstständigkeit und die rühmliche Energie zu handeln findet.

Auf die formelle Organisation der Vereine scheint auch ein Hauptgewicht gelegt werden zu müssen. Es gibt Tausende von freisinnigen Vereinen unter den Deutschen Amerika's, die in ihrem engen Kreise ein kümmerliches Leben fristen; im lebendigen Zusammenhange mit den andern Vereinen, als Glied eines großen, mächtigen Ganzen, werden sie gewiß viel mehr Thätigkeit und Lebensfähigkeit zeigen, als bisher. Wie eine solche Organisation herzustellen ist, das ist freilich eine schwierige Frage. Auf dem Papier läßt sich leicht Manches construiren, — dies weiß der freie Menschenbund in Milwaukee sehr wohl, — aber die Praxis hinkt langsam nach. Ein besseres Beispiel geben uns in dieser Beziehung unsere amerikanischen

Mitbürger durch ihre Bestrebungen in der Young Men's Association. Redner reifen von einer Stadt zur andern, von einem Vereine zum andern, und halten die geistige Einheit aller dieser verschiedenen Gesellschaften aufrecht; treffliche Bibliotheken sind in den geräumigen Sälen vorhanden; eine Menge von Journalen machen die Mitglieder des Vereins mit den neuesten Leistungen der Literatur bekannt. Es wäre zu wünschen, daß sich die Deutschen zahlreich an diesen Vereinen betheiligten; die Kosten sind sehr gering und mit dem Nutzen, der aus dem persönlichen Umgange gebildeter Deutschen und Amerikaner hervorgehen würde, nicht im Verhältniß. Die Young Men's Association ist durchweg von einem radikalen, unabhängigen Geiste befeelt, welcher mit den Tendenzen der freien Vereine unter der deutschen Bevölkerung übereinstimmt. Es ist schon der Vorschlag gemacht, — wenn wir nicht irren, von der San Antonio Zeitung, — daß auch von den Freimännervereinen ähnliche Arrangements getroffen werden sollten, wie in der Young Men's Association, um eine Reihe von tüchtigen Vorlesungen zu Stande zu bringen; aber es ist bisher noch keine Möglichkeit vorhanden, diesen Wunsch zu verwirklichen. Um so mehr sollten die gebildeten Deutschen die Verpflichtung in sich fühlen, sich an denjenigen geselligen Bestrebungen der Amerikaner zu betheiligen, welche, fern von muckerischer und puritanischer Heuchelei, solche Tendenzen verfolgen, die mit den Bestrebungen der freisinnigen Deutschen in Uebereinstimmung stehen.

Nun, wir hoffen von der Conventlon aller freien Vereine, daß sie auch in dieser Beziehung den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragen, daß sie auf eine Verständigung zwischen denjenigen Amerikanern und Deutschen hinarbeiten, die der Fortschrittspartei angehören. Schon ist der Vorschlag gemacht worden, daß auch Amerikaner an der Convention Theil nehmen sollen und wir setzen voraus, daß dieser Vorschlag von den deutschen Vereinen, wie von aufgeklärten Amerikanern acceptirt werden wird.

Es scheint uns jetzt gerade der Augenblick gekommen zu sein, wo der Deutsche sich nützlich und thätig den amerikanischen Zuständen gegenüber zeigen kann, wo seine Einmischung in die amerikanischen Verhältnisse den Stempel der Nothwendigkeit an sich trägt. Der Nativismus auf der einen Seite, die Brutalität und Rohheit eines großen Theiles der Einwanderung, speziell der irischen, auf der andern Seite, zwingen uns, alle unsere Kräfte aufzubieten, um dem einen, wie dem andern Uebel gegenüber den Ernst und die Macht des deutschen Geistes zu zeigen.

---

## Vermischtes.

Ueber den Zustand der französischen Literatur enthält die „Literary Gazette“ folgenden reaktionären Artikel: „Die französische Literatur hat, wie Sie wissen, durch die Februarrevolution einen furchtbaren Schlag erlitten; Straßentumulte, Barrikadengefechte, Gewäsch auf der Tribüne und Radotiren in den Zeitungen lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit gänzlich von Büchern ab. Indes ging es den Schriftstellern, obgleich ihre eigentliche Beschäftigung vorüber war, doch im Ganzen nicht schlecht; einige gaben Zeitungen heraus, andere wurden in die Nationalversammlung gewählt; einige hatten die Unverschämtheit, Botschafter, Präfecten oder Minister zu werden; Andere machten sich mit Aufständen zu thun, was in jenen Tagen eines der profitabelsten Geschäfte war. Der Staatsstreich Sr. jetzigen kaiserlichen Majestät war ein zweiter „großer Schlag und schwere Entmuthigung“ der Bräderschaft von Dinte und Feder; er vernichtete mit einem Griff eine ganze Masse Journale, machte dem Schreiben seditiöser Pamphlete ein Ende, und hatte nicht nur die Wirkung, dem Publikum gründlich das Lesen zu verleiden, sondern umgab auch das Drucken mit so manchen Hemmnissen und Fährlichkeiten, daß die Herausgeber sich scheuten, Bücher herauszugeben, damit man nicht davon Anlaß nehme, sie mit Geldbußen, Gefängniß oder Eril zu bestrafen. Dies brachte die Schriftsteller in die äußerste Noth: die Mehrzahl derselben brachte sich, der Himmel weiß wie? durch; mehrere griffen nach sehr widerwärtigen Handelsgeschäften — einige wurden Restaurants, andere Schuhputzer — viele verließen Frankreich gänzlich, und nicht wenige starben nach Erbuldung des ärgsten Glends im Spital. Dank der Rückkehr materiellen Wohlstandes, der Erhaltung der Ordnung durch eine furchtbare Armee und der durch erzwungene Fernhaltung politischer Discussion erzeugten Ruhe ergaben sich vor einigen Monaten einige Anzeigen, daß die Literatur wieder etwas von ihrer sonstigen Thätigkeit spüren lasse. Die H. Billemain, Guizot und Thierry gaben Schriften heraus, Mehreres wurde von ihnen versprochen, sowie von den H. Thiers, Lamennais, Lamartine und einigen minder bedeutenden Personen. Herausgeber dachten sogar daran, Manuscripte, die sie in glücklicheren Zeiten angekauft hatten, drucken zu lassen, und die stets sanguinischen Schriftsteller ergingen sich schon in wilden Träumen von täglichen Mahlzeiten und saubern Hemden. Jetzt ist Alles wieder anders: der bevorstehende Krieg mit Rußland hat der Literatur einen Schlag versetzt, wie der Staatsstreich. Wenige Bücher, d. h. was man in der That Bücher nennen kann, sind herausgegeben worden, noch weniger sind angekündigt, und was herausgegeben ist, wird nicht verkauft. Vor einem

Monat — der Brief ist vom 22. März datirt — gab einer der glänzendsten Autoren ein Werk heraus, und da er mit den Journalen bekannt war, so brachte er es dahin, daß Alle günstig davon sprachen und Auszüge daraus machten. Dies ist die Art, wie man in Frankreich den Verkauf eines Buches betreibt, und in normalen Zeiten hat dies Mittel nie versagt. Wie viele Exemplare sind aber verkauft worden? Noch nicht fünfzig. Ist es zu verwundern, wenn die Buchhändler von 50 Manuscripten, die man ihnen anbietet, kaum eines annehmen, und dafür eine Summe bieten, um die es ein Schreiber kaum abschreiben würde. Vor einigen Wochen war von einem neuen Werk Lamartine's die Rede; gegenwärtig soll er einen Band türkischer Erzählungen schreiben, welche ein Seitenstück zu „Tausend und eine Nacht“ bilden sollen. Doch von all den vielen Schriften, die er seit einem Jahre versprochen hat, ist nicht eine erschienen, seine sogenannte Geschichte der constituirenden Versammlung ausgenommen, die stückweise in einer Zeitung erschien, aber wenig Aufmerksamkeit erregt. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß er hart mit der Feder arbeitet, selbst bis zum Schaden seiner Gesundheit. Dies ist sehr sehr ehrenvoll für ihn, da seine politische Laufbahn ihn in Armuth und Verlegenheit gebracht hat, und er wenigstens seine Schulden hinterlassen will. In einer Beziehung ist er noch glücklich: ein angesehenener Börsenspeculant, der bekannte Herr Mires, welcher Eigenthümer von 3 oder 4 Journalen und Zeitschriften ist, fäßt eine so warme Bewunderung für seinen Geist und seinen persönlichen Charakter, daß er darauf besteht, alle Manuscripte zu kaufen, und ihm in barem Gelde eine höhere Summe giebt, als Lamartine selbst zu fordern wagen würde. Die Böse erzeugt selten einen Mäcen, und es gereicht Herrn Mires zur Ehre, der Beschützer eines Mannes, wie Lamartine, zu sein, des größten lebenden Dichters von Frankreich, und, trotz seiner politischen Irrthümer, einer seiner edelsten Bürger.“

Der Kristallpalast in Sibirien. Zu den Abwechslungen der Reise in Sibirien gehören vor allem auch die verschiedenen Arten der dortigen Beförderung. Der Reisende, der von einem Ende Sibiriens zum andern reist, besißet sich bald im Wagen, bald zu Pferde, auf dem Rennthier, im Schlitten, den Hunde ziehen, und endlich in einer Art Kahn, der sich durch den Namen „der Mörder“ empfiehlt. Die Postbeförderung in Kähnen geschieht auf der Lena für diejenigen, welche diese Art des Fortkommens dem Reiten auf dem vielfach von Schluchten durchrissenen Ufer auf einer Strecke von mehr als 3000 Werst vorziehen. Als ich an einem hellen Mittag von einer Poststation im Kahn abfuhr, genoß ich das Schauspiel der malerischen Lenaufer, und von den Wellen gewirgt, schloß ich ein

unter dem einförmigen Ton der Ruderschläge; aber diese einförmige Musik schwieg plötzlich, der Rahn fuhr stiller dahin, die Ruderer hörten auf zu rüngen, und ich öffnete die Augen. An die Stelle des hellen Tageslichts war ein Halblicht getreten, weil die Lena hier auf einer großen Strecke mit einem Eisgewölbe bedeckt war, das drei Klafter hoch über dem Wasser hing. Diese Decke hatte eine völlig horizontale Lage, ja in der Mitte schien sie sich sogar etwas niederzusenken; an einigen Stellen drangen die Sonnenstrahlen durch, wie durch das beste Glas; stellenweise reflectirte sich das Licht, wie in Tausenden von Krystallen, meistens aber nahmen die Sonnenstrahlen beim Durchgang durch die dicke Eisschicht eine bläuliche Färbung an, welche die Einbildungskraft in die lasurblaue Höhle auf der Insel Capri versetzte; mit deren Schönheit indeß das Bild, welches ich erblickte, es wohl aufnehmen kann. — Nachdem ich mit gerungen Blicken den vollen Reiz der mich umgebenden ungewöhnlichen Drilichkeit eingesogen hatte, begriff ich nur allmählig die ganze Gefahr unserer Lage, im Fall dies wunderbare Dach plötzlich zusammenstürzte. Ich schrie den Ruderern zu: „Müdet kräftiger, Jungen, auf daß uns dies Eis nicht tödtschlägt!“ — „Still, Herr!“ erwiderten sie flüsternd, „man darf nicht rudern, noch schreien; sondern muß so still, wie möglich, fahren, damit nicht vom Lärm und Geschrei das Eis plötzlich einstürze.“ Ich begriff die Richtigkeit dieser Annahme, weil die kleinste Busterschütterung hinreicht, das schon halb zerbrochne Eis völlig zum Bruch zu bringen. „Wartet nur,“ flüsterte einer der Ruderer „so wie wir ans Tageslicht hinausfahren, so feuert Euer Gewehr ab, und Ihr werdet sehen, daß das ganze Gewölbe fällt. Nur erschreckt nicht, es wird ein arger Schlag sein.“ — „Und bis wann kommen wir denn hinaus?“ — „Manchmal geht die Decke 15 Werst weit, in diesem Jahre sind wir aber noch nicht gefahren, somit wissen wir es nicht genau.“ — „Seit wann ist denn dies Eis stehen geblieben?“ — „Das mag Gott wissen; dieser Fluß friert im Vorjahre bei der Ueberschwemmung zu, im Winter fällt das Wasser, und das Eis stützt sich auf die Felsen und hält sich, bis die Sonne es auflöst.“ — Die Ursache war wirklich ganz einfach. In dieser Gegend hat die Lena hohe, steile Ufer, und nur im Herbst, wenn während des kurzen Sommers die Umgegend etwas aufgethaut ist, füllen sich diese Ufer mit Wasser, und der Strom gefriert während der Ueberschwemmung. Dann tritt ein zehnmönatlicher Winter ein; natürlich fällt das Wasser in seinem Bette, und läßt ein durch die starke Kälte fest gewordenes Eisdach zurück, das da, wo es sich auf die gegenüberliegenden Felsen stützt, in der Luft hängt; wo es keine solche Stützen hat, senkt sich das Eis mit dem Wasser, wird von demselben zerrissen und fortgeführt. Wenn man dies wunderbare Spiel des Zufalls mit irgend etwas vergleichen kann, so ist es

mit dem Krystallpalast der Londoner Ausstellung. Die Vergleichung lockte mich, und ich stellte mir alle Schönheiten des Krystallpalastes vor, denn auch dieser stützte sich auf Säulen, da die Felsen an der Lena wegen der Aehnlichkeit mit solchen seit langer Zeit die Lena-Säulen heißen; ich versetzte in meiner Einbildung alle die aus allen Enden der Erde herbeigebrachten Prachtstücke hinein, die Wahrheit zu sagen, bemühte ich mich aber mit aller Kraft, die augenscheinliche und nur allzu wirkliche Gefahr zu vergessen, in der ich mich befand. Plötzlich zeigt uns ein heller Lichtstreif die Nähe der sichern Rettung, und kaum war unser Rachen unter dem Eise herausgekommen, so schoß ich mein doppelkäufiges Gewehr in den Krystallpalast ab. Das Echo wiederholte den Schuß tausendfältig, plötzlich vernahm man ein Krachen des Eisbaues, der durch die Lusterschütterung in Bewegung gesetzt zusammenstürzte, und durch die Entladung der unter ihm eingeschlossenen Luft ein solches Krachen und Dröhnen verursachte, als wäre das heftigste Gewitter losgebrochen, oder als arbeitete die furchtbarste Batterie. Die Ruderer beeiften sich, der furchtbaren Welle zu entgehen, welche der Fall der Eismasse im Wasser auftrieb, und mit Mühe retteten wir uns vor deren Anprall.

(Aus dem Ausland.)

Die literarischen Piraten in Amerika. Unter diesem Titel enthält das Athenäum einen heftigen Ausfall gegen die Nachdrucker Amerika's, welche allem anbieten, um nicht durch einen Vertrag über internationales Autorenrecht in ihrem ehrsamem Gewerbe beeinträchtigt zu werden. Das Drollige an der Geschichte ist, daß ein Circular von fünf amerikanischen Buchhändlern zu Petitionen an den Congreß — unter der Hand vielleicht auch zu wirksameren Mitteln — auffordert gegen eine Gesetzgebung, „die so gänzlich alle demokratischen Grundsätze umstoße.“ So das „Athenäum.“ Es ist wirklich lächerlich, wie man drüben über amerikanische Verhältnisse sich ausläßt.

Papier aus Holz. Zwei Engländer, Watt und Burges, haben kürzlich ein Patent genommen zur Bereitung von Papier aus Holzfasern. Es soll jedem Schreibpapier gleichkommen, das jetzt zu 7 b. das Pfund verkauft wird, und die Erzeugungskosten sollen etwas weniger als 25 Pfd. die Tonne, also über 12 Pfund weniger als das jetztige Lumpenpapier betragen.

(Aus dem Ausland.)

Eine Monatschrift für Blinde in erhöhten Lettern ist in England im Werke; man sucht einen Fond für die ersten Hefte zusammenzubringen, und hofft daß später der Absatz das übrige decke. (Ausland.)

**Zeitung in Liberia.** Die Nachricht von einer Zeitung in Liberia kommt uns zu, sagt das Athenäum vom 25. Februar, als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Noch vor wenigen Jahren wuchs hier dichtes Dschungelgebüsch herab bis an den Rand des Wassers, und jetzt sehen wir eine einheimische Republik, reich, frei und im Fortschritt begriffen, eine kräftig organisirte Gesellschaft, eine starke Regierung, Handel, Industrie, Manufacturen, Künste und Intelligenz. Alles dies geht aus den Spalten der Zeitung, des Liberia Herald, hervor. Herausgeber, Schriftsteller, Drucker und Setzer, alle sind Neger, und wir müssen gestehen, daß die Artikel, die Berichte über Versammlungen, die Commentarien über Nachrichten einem Colonial- oder Provinzialjournal von Weißen keine Unehre machen würden.

**Geschäftliche Unannehmlichkeiten.** Die Geschäfte aller Art nehmen in Chicago einen solchen Aufschwung, daß oft die größten Erwartungen tüchtiger, unternehmungslustiger Geschäftsleute übertroffen werden, und selbst eine bedeutende Ausdehnung einzelner Geschäfte mit der Zunahme der Nachfrage nicht gleichen Schritt hält. So haben die hiesigen Zeitungs-officen verschiedene neue Schnellpressen angeschafft und ihre Dampfkraft bedeutend vermehrt; auch die Illinois Staatszeitung hat eine Tailorsche Dampfpresse aufgestellt, die einzige, welche unseres Wissens nach ein deutsches Blatt im Westen besitzt. Aber alle diese Pressen sind mit Arbeiten so überhäuft, daß sie fast keine neue Bestellung mehr annehmen können. Es könnten in dieser Stadt ganz gut noch einmal so viel Dampfpressen aufgestellt sein, als jetzt da sind. Auch wir fanden bei dem Drucke unseres Blattes bedeutende Schwierigkeiten und mußten manchen überflüssigen Gang machen und manche verfehlte Anfrage thun, ehe wir die einzelnen Bogen unseres Blattes in der Presse liegen hatten. Und doch hat die „Atlantis“ nur eine bescheidene Auflage, die in einer Schnellpresse bald gedruckt ist. Dazu kam, daß bei dem ersten Anprall der großen Hitze in sämmtlichen hiesigen Druckereien eines Tages die Walzen schmolzen, so daß alle Druckarbeiten unterbrochen wurden. Der großen Bereitwilligkeit, den aufopfernden Bemühungen der „Illinois Staatszeitung“, die ihre eigenen Unternehmungen bei Seite setzte, um der „Atlantis“ wieder zum Leben zu verhelfen, ist es zu verdanken, daß trotz dieser schwierigen Verhältnisse die „Atlantis“ regelmäßig gedruckt wird. Wir glauben, der „Illinois Staatszeitung“ öffentlich unseren wärmsten Dank darbringen zu müssen.

Wenn das größere Publikum wüßte, mit wie vielen Placereien und Mühseligkeiten die Herausgabe selbst eines kleinen Blattes verknüpft ist,

so würde es gewiß derartigen Unternehmungen mit größerer Theilnahme entgegenkommen, als bis jetzt vielfach der Fall ist. Wir freilich haben uns über unser spezielles Publikum nicht zu beklagen; im Gegentheil hätten unsere freundlichen Leser selbst eher Ursache, über unsere öfteren Verzögerungen sich zu beschweren. Aber ein derartiges Blatt, so klein und bescheiden es ausseht, erfordert doch viele Mühen und Kosten, deren Tragung wir dem Publikum vertrauensvoll überlassen.

Geschichte der Stadt Chicago. In der Office der „Illinois Staatszeitung“ wird gegenwärtig eine Geschichte der Stadt Chicago gedruckt, die bei der täglich steigenden Bedeutung dieser Stadt von allgemeinem Interesse sein wird. Die Leser dieser Brochüre in Deutschland werden erstaunen, wenn sie vernehmen, wie in einer Stadt, die jünger ist, als der jüngste ihrer stimmfähigen Bürger, jetzt gegen 80,000 Einwohner leben, und der Handel und Verkehr wenigstens eben so groß, wie in Leipzig oder Frankfurt a. M. ist. Wenn irgend eine Stadt ein Produkt des Dampfes ist, so Chicago. Als Centrum des großen Nordwestens von Amerika, der weiten Landstrecken zwischen den fünf Seen und dem Mississippi, hat diese Stadt eine Menge von Eisenbahnen, welche mit einer ausgedehnten Schifffahrt in der Beförderung der Waaren und Menschen konkurriren. Wir glauben nicht, daß man die Zukunft dieser Stadt leicht übertreiben kann, so sehr auch hier der Spekulationsgeist wüthet. Die besprochene Brochüre wird denjenigen Deutschen, die sich für die Entwicklung des amerikanischen Westens interessieren, oder die in Chicago Freunde und Verwandte haben, vom größten Interesse sein.

Westliche Handelszeitung. Der Herausgeber der „Atlantis“ beabsichtigt, unter diesem Titel ein den kommerziellen Interessen des Westens gewidmetes, auch für Anzeigen und geschäftliche Notizen bestimmtes Beiblatt seiner Zeitschrift beizulegen, und ersucht die größeren Geschäfte dieser Stadt, wie anderswo, welche eine Publikation in derselben für nützlich halten, ihre Anzeigen einzusenden. Wenn auch die Auflage der „Atlantis“ noch nicht grade sehr bedeutend ist, so ist sie doch durch alle größeren Städte der Union unter dem gebildeten Publikum zahlreich verbreitet, und wird doch in mehr, als hundert Exemplaren regelmäßig nach Deutschland versandt.



# Atlantis.

Neue Folge.  
Band 1. Heft 4.

1854.

Alte Folge.  
Bd. 3. Nr. 64—68.

## Schulzwang.

### I.

Wir besprechen wiederholt ein Thema, welches sich an allgemeinem Interesse und an Popularität wohl nicht mit den großen politischen Tagesfragen messen kann, das aber doch tief in die Geschichte der Civilisation und in das Getriebe der Politik eingreift. Eine Menge von rechtlichen und politischen Fragen hängt mit diesem Thema zusammen, und die verschiedensten Ansichten über Zweck und Bedeutung des Staates machen sich hier geltend. Wenn wir die Frage: ob Schulzwang, ob nicht? im gegenwärtigen Momente auch gerade nicht zu einer politischen Tagesfrage machen, und es nicht für rathsam halten, sie in ein politisches Programm aufzunehmen, — denn wir halten dafür, daß nur zwei Fragen zur Zeit unsere politische Plattform bilden, Antislaverei und Sicherung der Rechte der Eingewanderten, — so glauben wir doch, daß die Schulfrage niemals aus der öffentlichen Diskussion und Agitation verschwinden dürfe. Wir vertheidigen den Schulzwang und wollen die Gründe hierfür kurz angeben.

Unter Schulzwang verstehen wir die Verpflichtung aller Kinder zu einer elementaren Erziehung in den Schulen, welche vom Staate eingerichtet oder beaufsichtigt sind. Wenn wir also den Schulzwang befürworten, so wollen wir erstens, daß die Mittel zur Erziehung den Kindern vom Staate nicht nur angeboten werden, sondern daß sie zur Benutzung dieser Mittel gezwungen sind. Zweitens beschränken wir diesen Zwang auf den elementaren Unterricht, auf die eigentliche Volksschule, und dehnen denselben nicht auf die höheren Bildungsanstalten, Gymnasien, Akademien u. s. w. aus. Drittens wollen wir, daß dieser Unterricht unter direkter Aufsicht des Staates stehe, entweder also in den Freischulen des Staates oder in solchen Privatschulen, die unter Aufsicht der bürgerlichen Behörden, der Schulsuperintendenten u. s. w., gestellt sind, gegeben werde.

Ueber diese drei Punkte müssen wir uns des Näheren auslassen. In dem wir erstens eine Verpflichtung zum Schulbesuch verlangen, so machen wir die Schule von dem Willen der Eltern und dem Familienleben unabhängig, erweitern dieselbe zu einem staatlichen Institute und umgeben die-

selbe mit allen Schutz- und Vertheidigungsmitteln, welche den Anstalten und Anordnungen des Staates zu Gebote stehen. Dies ist nur insofern eine Aenderung in dem bestehenden Zustande der Dinge, als ein Zwang geltend gemacht wird; der Charakter der Schule ist, wenigstens in Amerika, schon jetzt ein öffentlicher, ein staatlicher, und es ist nur nothwendig, die Konsequenzen des jetzigen Freischulsystems zu ziehen, um zum Schulzwang zu gelangen. Diejenigen, welche gegen den Schulzwang sind, müssen auch nothwendig gegen das ganze Staatsschulsystem, wie es hier in Amerika besteht, auftreten. Bei staatlichen Instituten darf niemals der Willkür und dem Zufalle freier Spielraum gestattet sein; hier muß die Nothwendigkeit, die objektive, allgemeine Verpflichtung herrschen. Ebenso wenig, wie der Staat es der Willkür seiner Bürger überläßt, ob sie seine Gesetze befolgen wollen oder nicht, darf er ihnen anheimstellen, ob sie ihre Kinder in die Schulen des Staats schicken, oder ob sie dieselben ohne Erziehung aufwachsen lassen wollen.

Es tritt dieser Meinung eine weit verbreitete Ansicht, die besonders in Amerika festen Fuß gefaßt hat, entgegen, daß nämlich die Rechte und Pflichten des Staates auf ein möglichst geringes Maas zurückgeführt werden müßten, daß der Staat so wenig, wie möglich, in den Angelegenheiten der Individuen und Familien interveniren dürfte, daß derjenige der beste und freieste Staat wäre, von dessen Thätigkeit man am wenigsten bemerkt. Wir glauben indessen nicht, daß die Freiheit des Staatlebens in einer allgemeinen Indifferenz, in einer schlaffen, prinzipiosen Toleranz bestehe, sondern in einer vernünftigen Erfüllung der Pflichten, die dem Staate auferlegt sind. Wir vergleichen den Staat nicht mit einem wilden Acker, auf dem alles Mögliche, die nützliche Pflanze, wie das Unkraut, ungehindert aufschließen kann, sondern eher mit einem wohlgepflegten Garten, in welchem wir überall die fleißige, ordnende Hand des Menschen sehen. Wir halten den Staat nicht für einen geistlosen, überflüssigen Mechanismus, der dem Menschen aufgedrungen ist, welcher überall störend in die Funktionen des Individuums eingreift und dessen Thätigkeit man so viel, wie möglich, beschränken und vermeiden muß: sondern wir sehen in ihm einen geistvollen Organismus, der mit der natürlichen Beschaffenheit des Menschen in Uebereinstimmung steht und aus demselben hervorgeht; vermittelt dessen die einzelnen Individuen sich zu einem großen, harmonischen Ganzen verbinden, und in welchem die individuellen Kräfte und Thätigkeiten ihre allgemeine Ergänzung und Vervollständigung finden. Die Mode gewisser kommunistischer und philosophischer Sekten, in dem Staate ein Ding zu sehen, das man so bald als möglich über Bord werfen müsse, wird wohl bald aus Presse, wie aus der öffentlichen Meinung verschwunden sein. Aristoteles nannte

den Menschen ein „politisches Geschöpf“, und hat damit eine große Wahrheit ausgesprochen. Denn die Eigenschaft, Glied eines Gemeinwesens, Bürger eines Staates zu sein, ist dem Menschen ebenso angeboren, wie seine Augen und Ohren, wie seine fünf Sinne, seine Gedanken und Leidenschaften. Es ist auffallend, aber doch leicht erklärlich, daß gerade die entgegengesetzten Doctrinäre in der Verkennung dieser natürlichen Berechtigung des Staates übereinstimmen. Die Individualisten, welche die absolute Freiheit des Ichs proklamiren, sehen in der Anarchie das letzte Heilmittel für die menschliche Gesellschaft, während ihre direkten Antipoden, die Communisten, nur in der vollständigsten Centralisation das Heil der Welt finden. Beide aber eifern mit gleicher Hestigkeit gegen den „Staat“, als die allgemeinste Form menschlicher Tyrannei und Unterdrückung, nicht gegen den zufällig hier oder dort bestehenden Staat, mit seinen historischen Mängeln und Unvollkommenheiten, sondern gegen das Prinzip des Staates und staatlicher Vereinigung überhaupt. Sie stoßen sich mit einer pedantischen Angstlichkeit an das Wort, während sie die Sache doch keineswegs umgehen können. Denn was ist am Ende die „freie Association“ der Individualisten, oder der „Bund“ der Kommunisten anders, als der „Staat“, freilich in einer etwas mangelhaften oder übertriebenen Form.

Doch wir wollen uns nicht länger mit dieser Polemik aufhalten. Es schien uns nur nothwendig, die Berechtigung, die naturgemäße Stellung des Staates selbst nachzuweisen, um den Anstalten und Einrichtungen des Staates, unter welchen die Schule einen hervorragenden Rang einnimmt, ihr Recht und ihre Bedeutung zuzuerkennen.

Wenn die Gegner des Schulzwanges und ähnlicher öffentlicher Maßregeln das allbekannte Wort uns entgegensetzen, daß der Mensch nicht des Staates, sondern der Staat des Menschen wegen da sei, so vermögen wir mit dem besten Willen hierin nichts als eine bloße Phrase zu erblicken. Gewiß geben wir zu, daß der Staat nur der Menschen wegen da ist, aber eben deshalb verlangen wir, daß er seinen Angehörigen gegenüber seine Pflicht thue, seine Pflicht in vollständiger und rücksichtsloser Weise, seine Pflicht nach allen Seiten und Richtungen hin. Zu dieser Pflicht gehört auch die allgemeine Volkserziehung; sie bildet den ersten und obersten Zweck jeder bürgerlichen Gemeinschaft.

Aber man greift in die Heiligkeit des Familienlebens ein; man stört die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit; man beeinträchtigt die Religionsfreiheit, wenn man den Schulzwang einführt. Diese Entgegnung wird unserer Ansicht so oft zu Theil, daß wir sie einer speciellen Prüfung unterwerfen müssen. Was nun die Heiligkeit des Familienlebens anbelangt, so haben wir hierbei wohl mehr an die Zeit der ehrwürdigen Patriarchen oder

der romantischen Sänger des Mittelalters zu denken, als an unser Jahrhundert der rationalistischen Aufgeklärtheit, wo die Frauen auf der Rednertribüne erscheinen und für die Emancipation ihres Geschlechts predigen, wo die Mormonen den fernen Westen bevölkern, und die Sklaverhalter im Süden sich durch den Verkauf ihrer eigenen Kinder bereichern. Schrecklich profaische Verhältnisse, wo von der Heiligkeit des Familienlebens keine Spur mehr zu sehen ist. Wir gehören gewiß nicht zu Denen, welche die Ehe und die Familie zerstören wollen; wir wollen sie nur aus ihren alten Formen und Fesseln befreien, um sie zu veredeln. Aber wir sehen nicht ein, daß diese Veredlung darin besteht, daß man die Kinder ohne Unterricht und Erziehung heranwachsen läßt. Wir glauben nicht, die „Heiligkeit des Familienlebens“ zu beeinträchtigen, wenn wir das verzogene Söhnchen der nervenschwachen Lady oder den ungewaschenen Buben der betrunkenen Irlanderin in die Schule des Staates zwingen, daß er dort Zucht und Sitte lerne, und sich schon in der Jugend daran gewöhne, eine Macht über sich, das Gesetz des Staates, anzuerkennen.

Die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, welche in dem Schulzwange liegt, scheint uns eben auch nicht größer und drückender zu sein, als etwa das Verbot, zu stehlen und zu morden. Dieses Verbot ist auch für Manchen sehr unangenehm und lästig, aber man wird es doch wohl nicht so bald „im Interesse der persönlichen Freiheit“ abschaffen. Diese allzu weit ausgedehnte persönliche Freiheit, wie sie hier in Amerika von gewissen Politikern angestrebt wird, schlägt gar zu leicht in die gemeinste Tyrannei der Loafers und Rowdies um. Im Schulzwange wird übrigens nicht so sehr ein Zwang gegen erwachsene, selbstständige Menschen, als als gegen unmündige Kinder ausgeübt, welche, wenn sie nicht unter diesem Zwang gestellt werden, erwarten müssen, daß sie im gereiften Alter noch die zwingende Gewalt des Staates auf eine viel empfindlichere Weise kennen lernen. Diejenigen Eltern, welche etwa in dem auf ihren Kindern lastenden Schulzwange eine Beeinträchtigung ihrer eigenen persönlichen Freiheit erblicken sollten, sind jedenfalls in einer Lage und Verfassung, daß der Staat sein volles Recht und seine ganze Gewalt ihnen gegenüber geltend machen muß, weil sie selbst ihre Pflichten als Staatsbürger und als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft nicht begreifen. Der freie Mann dagegen, d. h. derjenige, welcher in dem vernunftigen Gesetze des Staates das Gesetz seiner eigenen Entwicklung, das Produkt seines Selbstbewußtseins, findet, wird sich durch die Einführung einer allgemeinen Volkserziehung in seiner persönlichen Freiheit nicht beeinträchtigt finden.

Religionsgefahr! rufen unsere Gegner ferner. Schon dieser Ruf, der uns von der dunkeln Kehrseite der Menschheit entgegentont, beweist,

wie sehr wir Recht haben. Denn jede nützliche und heilsame Maßregel dieses Jahrhunderts, jede politische und gesellschaftliche Reform, jeder Schritt zur Freiheit und Wahrheit wird mit jenem Getöse begrüßt, das vor einigen Jahrhunderten noch wie ein gewaltiger Donner klang, je t aber zu einem ohnmächtigen Gewinsel herabgeschwächt ist. Man kann keine neue Maßregel besser empfehlen, als wenn man sie verdächtigt, daß sie die Religion in Gefahr bringe. In mancher Beziehung ist auch diese Verdächtigung in ihrem Rechte. Denn alle Reformen im politischen und gesellschaftlichen Leben, speciell in dem öffentlichen Unterrichte, sind der Religion gefährlich, d. h. der Religion, wie die Priester aller Sekten sie lehren, dem starren Dogmatismus, dem blöden Aberglauben, der Unterdrückung der Vernunft, der Knechtung des menschlichen Selbstbewußtseins.

In Amerika gilt der Grundsatz der religiösen Toleranz, und wir wollen diesen Grundsatz nicht thatsächlich angreifen. Aber um so energischer müssen wir einen andern Grundsatz der amerikanischen Constitution vertheidigen, nemlich, daß der Staat als solcher gegen die verschiedenen Religionen indifferent sei. Wir müssen darauf bestehen, daß die politischen Anstalten nicht durch eine Einmischung der Religion verunstaltet und verfälscht werden. Die Religion, Christenthum, Heidenthum oder Mormonenthum, ist in der Union, nach dem Geiste und dem Wortlaute der Unabhängigkeitserklärung und der Constitution, eine reine Privatsache und mit keinem öffentlichen Charakter umkleidet. Jedermann kann sich einen Pfarrer halten, wie man sich einen Barbier oder Stiefelpuger halten kann, wenn man das Geld hat, ihn zu bezahlen; dies ist lediglich dem individuellen Belieben anheimgestellt. Aber in der Sphäre des Staates, in dem Kreise der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, darf sich durchaus kein religiöser Unfug geltend machen. Man kann das Wesen und die Natur der amerikanischen Staatsverfassungen nicht mehr verkennen, als wenn man hier zu Lande von einem christlichen Staate spricht; die Staaten der Union sind durchaus atheistisch und erkennen keine Religion oder Confession an. In der Praxis verlegt man freilich oft den wichtigsten unserer Fundamentalgrundsätze. Man liest in den öffentlichen Schulen die Bibel, betet in den gesetzgebenden Versammlungen und begeht durch die Steuerfreiheit der Kirchen eine grobe Ungerechtigkeit und eine direkte Verletzung der Constitution. Aber so traurig diese Verirrungen sind, ist es doch noch Niemandem, der nur einigermaßen sich zur Treue gegen die Constitution verpflichtet fühlt, eingefallen, sich gegen das Prinzip selbst zu erklären, gegen die vollständige Indifferenz des Staates den verschiedenen religiösen Sitten und Gebräuchen gegenüber.

Indem nun der Staat durch sein Freischulsystem die Schule als eine

staatliche Anstalt anerkennt und beschützt, muß er natürlich von der Volkserziehung alle religiösen Einflüsse fern halten; die Bibel muß aus den Freischulen verschwinden; der confessionelle Unterricht darf sich nicht in den Volksunterricht mischen. Sektenkirchen als Volksschulen sind also von vornherein durch die Gesetze des Staates verboten. Will Jemand seine Kinder in irgend einem Glaubensbekenntnisse unterrichten lassen, so mag er sich dazu einen Privatlehrer halten; die Zeit, die dem elementaren Volksunterrichte gewidmet ist, darf nicht damit vergeudet werden; der allgemeine Volksunterricht darf keine Spur confessioneller Einflüsse an sich tragen. Der Schulsuperintendent darf nicht leiden, daß die Kinder in der Volksschule das Ave Maria hersagen, statt lesen und schreiben lernen; die Vorschriften, welche für das Freischulsystem gelten, sind für den gesammten Volksunterricht anwendbar.

Man entgegnet mir hier, daß der Staat sich nur um solche Schulen kümmern dürfe, welche Antheil am Schulfonds haben. Dies ist allerdings die bestehende Praxis, aber wir sehen nicht ein, daß sie zu Rechte besteht. Das Recht des Staates auf die Schule entspringt aus einer viel tieferen, ursprünglicheren Quelle, als aus dem Geldpunkte; es entspringt aus dem Begriff, aus dem Wesen des Staates selbst. Der Staat ist, nach jenem schönen Ausdrucke Hegel's, die objektive Sphäre des Rechtes, der Vernunft und Sittlichkeit; die Vernünftigkeit und Sittlichkeit der einzelnen Individuen ist seine Voraussetzung, seine Basis. Die Erziehung der einzelnen Bürger von Seiten des Staates ist also in dem Selbsterhaltungsinteresse des Staates begründet. Ein Staat, der die Erziehung der nächsten Generation dem Zufall überlassen wollte, würde seine eigene Zukunft dem Zufalle anheimstellen. Aus diesen Gründen folgt das Recht des Staates, den gesammten Volksunterricht zu überwachen, abgesehen davon, ob die einzelnen Schulen aus dem allgemeinen Schulfonds oder aus privaten Mitteln unterhalten werden.

Wir sagten deshalb oben, daß die Verpflichtung des Schulbesuchs für die Staatschulen oder für die vom Staate beaufsichtigten Schulen gelte. Dies widerspricht nicht der Unbedingtheit und Allgemeingültigkeit des Freischulsystems. Denn eine vom Staate beaufsichtigte Schule ist, was den Unterricht, der darin erteilt wird, anbetrifft, den Staatschulen gleichzustellen. Bei der Mangelhaftigkeit der Staatschulen, welche wir leider noch allzubäufig vorfinden, ist unbedingt nothwendig, daß der freien Konkurrenz die Erlaubniß zur Verbesserung des Schulsystems gegeben werde. Die Controlle, welche der Staat über diese Schulen vorbehält, ist hinreichend, alle gefährlichen fremden Einflüsse daraus auszuschließen, und ihrer Thätigkeit eine solche Richtung zu geben, welche mit den Prinzipien des

öffentlichen Volksunterrichtes übereinstimmt. Dieses Aufsichtsrecht halten wir für den wesentlichsten Theil des besprochenen Themas, weil es der individuellen Thätigkeit auf dem Felde des Volksunterrichts den weitesten Spielraum läßt, ohne Gefahren für die Einheit und Harmonie des Unterrichtswesens selbst herbeizuführen.

Daß wir den Schulzwang bloß auf den elementaren Unterricht beschränkt haben, dies bedarf einer näheren Rechtfertigung. Denn es liegt nahe, zu fragen, warum wir nicht auch für die höheren Stadien der Erziehung, für die technische, gewerbliche, wissenschaftliche, künstlerische Bildung einen ähnlichen Zwang geltend machen wollen. Sollten nicht die Gymnasien, Colleges, Universitäten, Akademien, die doch alle dem großen Unterrichtssysteme angehören, denselben Bedingungen unterworfen sein, wie die Elementarschulen? Ja, man könnte noch weiter gehen; auch die schönen Künste, die Theater, Museen, die Gemäldegalerien, sind integrierende, wesentlich nothwendige Elemente der Nationalerziehung; also müßte man auch, um consequent zu sein, das Volk zur Benutzung dieser Anstalten verpflichten. Dort, wo die Nationalerziehung im umfassendsten Sinne und in der kühnsten Weise aufgefaßt wurde, in Griechenland, bot man die künstlerischen Genüsse dem Volke gratis an, ungefähr, wie man in Amerika dem Volke die Freischule gratis anbietet; aber man zwang das Volk der Athener nicht, im steinernen Amphitheater den großen Darstellungen des Sophocles und Aeschylus zuzuschauen. Läßt sich aus dieser Parallele nicht der Schluß ziehen, daß der Staat bei den höchsten wie bei den niedrigsten Zweigen des Volksunterrichts nur die Verpflichtung habe, die Mittel zur Bildung darzubieten; demselben aber nicht das Recht zuzuerkennen sei, auch zur Benutzung dieser Mittel zu zwingen?

Wir halten dafür, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den Bedingungen des elementaren Unterrichts und der höheren wissenschaftlichen oder künstlerischen Bildung vorwalte. Unter elementarem Unterrichte verstehen wir die Mittheilung derjenigen Kenntnisse, die zu jedem weiteren Studium unumgänglich nothwendig sind, welche die Mittel zu jeder weiteren geistigen Entwicklung liefern. Es ist nicht die Bildung, die Civilisation, die Wissenschaft selbst, welche in dem Elementarunterrichte enthalten ist, sondern die Vorbedingung, um sich alles dieses zu erwerben. Es ist die Befreiung des Menschen aus seiner unmittelbarsten Natürlichkeit; nicht die höchste Vollendung des Selbstbewußtseins. Der Elementarunterricht setzt den Menschen in den Stand, voranzustreben, zu denken, sich weiter zu bilden; will er dies nicht thun, so ist es seine Sache; aber die Mittel, die Elemente dazu, müssen ihm von der menschlichen Gesellschaft garantirt werden. Ehe er diese allgemeinsten Vorbedingungen der Bildung empfangen

hat, ist er vollständig unzurechnungsfähig, denn er hat nicht die Mittel in Händen, klug und gerecht zu werden. Eben wegen dieser Unzurechnungsfähigkeit muß der Staat ihn zur Erlernung der Elementarkenntnisse zwingen. Ohne diesen Zwang kann gewiß Niemand dem Staate das Recht, zu richten und zu strafen, zuerkennen. Will dann das Individuum von der ihm durch den Staat garantirten Fähigkeit zur Bildung und Civilisation keinen Gebrauch machen, so ist es seine eigene Schuld; die Verantwortlichkeit dafür trifft nicht den Staat, sondern das Individuum.

Diejenigen, welche uns Inconsequenz vorwerfen, daß wir den Schulzwang nur auf die elementaren Schulen anwenden wollen, möchten wir an das Beispiel der Landreformer erinnern, welche jedem Bürger auch nur die Elemente des landwirthschaftlichen Wohlstandes, den Grund und Boden, garantiren wollen, aber nicht daran denken, jedem Ansiedler sogleich von Staatswegen ein schönes Haus, Garten mit Springbrunnen, Blumen u. s. w. herzustellen. In ähnlicher Weise wollen wir auch nur die Elemente der Bildung jedem Bürger dieser Republik garantiren. Hat er sich diese Elemente angeeignet, dann hat er das Gesetz des Staates, den Schulzwang, nicht mehr nöthig, und kann allein vorangehen.

Unter Garantie des Unterrichts verstehen wir aber nicht nur die Erlaubniß, die Staatschulen zu besuchen, sondern auch die Entfernung aller Hindernisse, welche dem Schulbesuch entgegenstehen. Zu diesen Hindernissen gehören vornehmlich die Abneigung der Eltern gegen die Freischulen, die Unwissenheit und der Aberglaube derselben, die Sucht, aus der Arbeit der Kinder schon Geld zu machen, und ähnliche Mißverhältnisse des Familienlebens. Hier muß der Staat mit starker Hand hereingreifen, damit dem heranwachsenden Kinde sein volles und ganzes Recht auf Erziehung gewahrt werde. Denn die Kinder, welche zur Schule gezwungen werden müssen, sind gewiß immer diejenigen, die der Schule am meisten bedürfen.

Wir haben im Vorstehenden nur die theoretische Seite der Frage berücksichtigt, und die Nothwendigkeit des Schulzwangs im Allgemeinen, abgesehen von den verschiedenen örtlichen Einrichtungen und Gewohnheiten, nachgewiesen. In einem nächsten Artikel wollen wir die bestehenden Zustände des Schulwesens in verschiedenen Ländern mit einander vergleichen, und, mit spezieller Berücksichtigung des amerikanischen Freischulsystems, diejenigen Verbesserungen empfehlen, welche die Einführung des Schulzwangs in den hiesigen Staatschulen nothwendig machen wird.



## Zur Lehre der Akustik.

Verbreitung des Schalles. Gesetze der Intensität. Tonstärkemesser.

(Aus der „Neuen Zeitschrift für Musik“.)

Aber im stillen Gemäch entwirft bedeutende Jirsel  
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden  
Geist;

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hasen und  
Lieben,

Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether  
dem Strahl.

Schiller.

Die Sinnesindrücke haben das eigenthümlich Gemeinschaftliche, daß sie undefinirbar sind. Wir können dem Blinden keinen Begriff von Farbe, dem Tauben keinen Begriff vom Schall geben. Niemand ist überhaupt fähig, eine Erklärung des Schalleindrucks, oder des Unterschiedes der Töne und Klänge zu geben. Die Schallerscheinungen sind undefinirbar, weil sie nicht auszudrücken sind durch einfache Beziehungen von Zeit und Raum.

Es ist nicht genug, daß wir die Kräfte und Bewegungsgesetze kennen, welche bei der Schallentstehung thätig sind; wir müssen die Wirkung dieser Thätigkeiten auf unsere Sinne, die Abhängigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen von den Bewegungen der Körperwelt selbst erfahren, um ein bestimmtes, nicht durch Beschreibung zu übertragendes Bild davon zu gewinnen.

Die Akustik kann somit als die Lehre von der, durch unsere Sinne bedingten Abhängigkeit der Schallempfindung von den Bewegungen der Körperwelt bezeichnet werden. Der Ton ist einerseits der Ausdruck einer ganz bestimmten allgemeinen Bewegungserscheinung, andererseits der Ausdruck eines ganz speciellen musikalischen Intervalles. Zwischen Beiden finden sich gesetzmäßige Beziehungen, und die Gesetze der Akustik verlangen, daß ein Ton wahrgenommen wird, sobald ein den Gesetzen gemäß schwingender Körper vorhanden ist.

Die Erfahrung lehrt aber, daß ein Körper ganz regelrecht schwingen kann, ohne einen Ton zu erzeugen. Der Ton ist nur vorhanden, wenn der schwingende Körper seine Bewegung einem Medium mittheilen kann, welches zwischen dem Körper und unserm Ohr befindlich, und fähig ist, die Bewegung des ersteren dem letzteren mitzuthemen.

Die akustischen Gesetze sind folglich keine Grundgesetze. Sie sind nicht ohne Weiteres einer allgemeinen Anwendung fähig, sondern bedürfen einer Brücke, um zum Ausdruck und zur Wahrnehmung zu gelangen.

Diese Brücke ist die atmosphärische Luft. Sie ist für uns ein so unentbehrliches Medium der Schallempfindung, daß man früher die Luft als

einzig zur Erzeugung und Fortpflanzung der Schalles geeigneten Körper annahm. Spätere Untersuchungen haben zwar gelehrt, daß die Atmosphäre durchaus nicht das einzige schalleitende Mittel sei. Sie wird aber immer das vorzüglichste bleiben, weil die Luft allenthalben da sein muß, wo Leben und Empfindung vorhanden, während jeder andere Schalleiter als ein zufälliger betrachtet werden kann.

Da zwischen der Erde und andern Weltkörpern keine Luft, oder ein anderer, ihr an Dichtigkeit ähnlicher Körper vorhanden, sondern die Atmosphäre in schmalem Umkreis an die einzelnen Planeten gebannt ist, so sind kosmische Schallerscheinungen eben nicht denkbar, weil die Brücke dazu fehlt. Da der Mond bekanntlich keine Atmosphäre besitzt, so kann auf ihm von Schall, in unserem Sinne, auch keine Rede sein. Wenn dagegen Mercur und Venus wahrscheinlich, Mars und Jupiter ganz sicher eine Atmosphäre haben, so ist noch immer eine Frage, ob die in ihnen vorkommenden Bewegungen, welche bei uns als Schall empfunden werden müßten, dort jemals als solcher wahrgenommen werden.

Weil die akustischen Erscheinungen lediglich bedingt sind durch die in unserem Gehörorgan begründeten Empfindungen, so ist wohl anzunehmen, daß für die Geschöpfe anderer Welten, welche von ganz verschiedener Organisation sind, auch die Empfindungsweise eine ganz andere sein wird. Den Beweis, daß verschiedene Bewegungen desselben Mediums sich ganz verschieden auf die Sinne äußern können, liefert die Bewegung des Aethers, die sich uns bald als Wärme oder Licht, bald als Electricität und Magnetismus kund giebt.

Es ist somit wahrscheinlich, daß die Tonempfindungen lediglich Eigenthum der Erde und Monopol unseres Luftkreises sind, sowie es gewiß ist, daß die Erde sich in ewiger Stille durch den Weltenraum schwingen wird. In furchtbarer Explosion könnte die Erde bersten, ohne daß auch nur die leiseste Kunde davon durch den Schall in das Weltall hinausgetragen würde.

Dieselbe Todtenstille würde ohne die Luft auch auf der Erde herrschen. Ein einfaches und bekanntes Experiment kann davon überzeugen. Eine Glocke schwingt nämlich stärker im luftleeren Raum, als im luftgefüllten, weil ihrer Bewegung kein Hinderniß entgegen tritt, aber sie klingt nicht. Man setze die Glocke, auf welche ein Hammer mittelst eines Uhrwerkes fortwährend aufschlägt, unter den Recipienten einer Luftpumpe, und pumpe die Luft aus. Je luftleerer der Raum wird, desto schwächer tönt die Glocke. Ist der Raum endlich ausgeleert, so sieht man wohl noch den Hammer auf die Glocke aufschlagen, man hört aber Nichts mehr. Läßt man die Luft allmählig wieder eintreten, so unterscheidet man bald einen schwachen Ton,

der wie aus großer Ferne kommt, und stärker wird, je mehr sich der Recipient wieder mit Luft anfüllt.

Läßt man in den luftleeren Raum des Recipienten Wasserdampf, Aetherdampf oder beliebige Gasarten und Dämpfe einströmen, so wird der Ton der angeschlagenen Glocke augenblicklich, wenn auch verschieden stark hörbar werden. Daß der Schall ebenso durch Wasser, sowie durch jede Flüssigkeit und nicht minder durch feste Körper fortgepflanzt wird, kann man gleichfalls durch Experimente nachweisen.

Es ist mithin nur ein Sprachgebrauch, wenn wir sagen, daß die Glocke *ic. töne*. Nicht diese, sondern die Luft tönt, in welcher durch die Vibrationen der Glocke eine Wellenbewegung hervorgerufen wird. Dadurch ist erklärlich, daß ein Ton entstehen konnte, wenn wir ohne schwingende Körper, durch andere Hilfsmittel, Wellenbewegungen in der Luft erzeugten, weil die schwingenden Körper lediglich nur Mittel sind, um die Wellenzüge des Schalleiters hervorzurufen.

Um zu übersehen, wie die Vibrationen des tönenden Körpers diese Wellenzüge erzeugen, erinnern wir uns an ein im Winde wogendes Kornfeld. Wenn wir uns statt der Kornähren Lufttheilchen denken, erhalten wir eine deutliche Vorstellung des Zustandes der Luft, wenn sich der Schall durch dieselbe fortpflanzt.

Der Unterschied zwischen den Wellen eines Kornfeldes und denen der Luft, welche den Ton hervorbringen, ist nur, daß jede Kornähre durch eine äußere Ursache in Bewegung gesetzt werden muß und von der Bewegung der übrigen ganz unabhängig bleibt; während in der Luft, die eine zusammendrückbare, elastische Flüssigkeit ist, ein Theilchen, wenn es zu schwingen beginnt, seine Vibrationen den umliegenden Theilchen sogleich mittheilt, welche sie wieder auf ihre Nachbarn übertragen, und so die Wirkung selbst thätig fortpflanzen.

Diese Wirkung geht von dem tönenden Körper aus, der nicht, wie der Wind, fortzuschreiten braucht, sondern, an derselben Stelle verharrend, durch Stoß die fortschreitenden Wellenzüge erzeugt: ebenso, wie an einem gespannten Seil der Stoß als Welle sich fortpflanzt, nur daß bei der Luft nicht Spannung, sondern die natürliche Elasticität wirksam ist. Da jedes Lufttheilchen aber rings von gleichen Lufttheilchen umgeben ist, so pflanzt sich der Wellenzug nach allen Seiten hin mit gleichförmiger Geschwindigkeit fort, so daß die Gestalt der Tonwellen eine kugelförmige ist.

Ähnliches beobachten wir beim Hineinwerfen eines Steines in eine ruhige Wasserfläche. Der, durch den Stein hervorgerufene Stein auf die Wassertheilchen, wird der Impuls und Mittelpunkt eines ganzen Systems

kreisförmiger Wellen, die sich ringsförmig vom Störungsmittelpunkte aus verbreiten.

Eine schwingende Saite comprimirt die Luft in der Richtung, nach welcher sie sich ausbiegt, während auf der eingebogenen Seite die Luft verdünnt wird. Bei den Hin- und Herschwingungen werden also Verdichtungen und Verdünnungen, oder, wie man sie auch bezeichnet, Plus- und Minus-Wellen von der vibrirenden Saite ausgehen, welche, indem sie auf die nebenliegenden Theilchen wirken, fortschreitende Wellen hervorrufen, die sich gleichmäßig in der Gestalt von Kugelschalen ausbreiten. Die Verdichtungen der fortschreitenden Tonwellen entsprechen den Wellenbergen, die Verdünnungen den Wellenthälern der Wasserwellen, nur daß die Luftwellen durch longitudinale, die Wasserwellen durch transversale Schwingungen entstehen.

Da die Elasticität der Luft allenthalben gleich ist, so wirkt jedes Lufttheilchen in unverändert gleicher Weise auf sein benachbartes. Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Stoßes bleibt sich also in demselben Medium unter allen Umständen immer gleich. Gehen zwei Wellenzüge gleichzeitig von einem Instrumente aus, so kommen sie auch gleichzeitig zu unserm Ohr. Geht ein Wellenzug eher ab, so kommt er auch eher an, denn die Aufeinanderfolge der Wellen kann durch ihre Fortpflanzung nicht geändert werden. Dies gilt auch von den Wellen eines und desselben Wellenzuges. Je später eine Welle ausging, desto später kommt sie am Ohre an, die eine holt die andere nie ein, die Bewegungen folgen immer in demselben Tacte.

Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung ist folglich unabhängig von der größeren oder geringeren Anzahl der Wiederholungen des Stoßes, aber die Anzahl der Wellen wird durch die Anzahl der Stöße bedingt. Bei einer oft hin- und herschwingenden Saite müssen die erzeugten Wellen näher an einander liegen, oder kleiner sein, als bei einer langsam schwingenden Saite. Die Wellenlänge bestimmt mithin die Höhe des Tones.

Höhere Töne haben kürzere Wellenlängen, als tiefere, weil die Schwingungsdauer der höheren Töne eine kürzere ist. Bei dem tiefsten C unserer Orgeln ist die Wellenlänge 64 Fuß, d. h. die aufeinanderfolgenden Stellen größter Dichtigkeit liegen 64 Fuß auseinander, während bei dem siebengestrichenen C die Wellenlänge nur  $\frac{1}{2}$  Zoll ist.

Die Höhe der Töne kann also durch die Fortpflanzung nicht geändert werden, weil der Zusammenhang zwischen dem schwingenden Körper und der Luft durch die Entfernung keine Störung erleidet. Hohe und tiefe Töne pflanzen sich in der Luft, sowie überhaupt in jedem schalleitenden

den Mittel gleich schnell fort. Wäre das nicht der Fall, so müßte bei jedem Musikkstücke angegeben werden, aus welcher Entfernung man es hören müsse! — Die Stärke des Stoßes hat gleichfalls keinen Einfluß auf die Geschwindigkeit der Fortpflanzung. Ein starker Stoß kann wohl weiter fortgepflanzt werden, als ein schwacher, aber nicht schneller. Die Intensität des Stoßes bestimmt nur, wievielmals dichter die Luft in den Verdichtungswellen ist, als in den Verdünnungswellen. Die Intensität des fortgepflanzten Schalles steht also mit der Intensität des erregten Schalles durch den Dichtigkeitsunterschied der Wellen in demselben nothwendigen Zusammenhange, wie die Höhe der Töne mit der Schwingungsanzahl und Wellenlänge. Wenn wir statt „Schwingungen“ „Wellenzüge“, statt „Schwingungsanzahl“ — „Wellenlänge“ setzen, so können wir alle, auf den tonerzeugenden Körper bezüglichen Sätze auch sogleich auf das tonfortleitende Medium anwenden.

Beobachten wir die kreisförmigen Wellen, welche in einem ruhigen Teich durch Hineinwerfen eines Steines entstehen, so sehen wir, daß dieselbe Welle zwar mit gleichmäßiger Geschwindigkeit fortschreitet, und an Umfang zunimmt, daß aber die Welle, je weiter sie sich vom Erregungspunkt entfernt, immer flacher wird, bis sie endlich ganz verschwindet. Die Welle verliert also an Intensität soviel, als sie an Ausbreitung gewinnt, weil die Zahl der Theilchen wächst, welche der ursprüngliche Stoß zu bewegen hat. Mit derselben Kraft, mit welcher eine gewisse Wassermenge zu einer bestimmten Höhe gehoben wird, kann eine größere Wassermenge nur weniger hoch gehoben werden. Da das, was bei der Wasserwelle die Höhe, bei der Schallwelle die Dichtigkeit ist, und von dieser die Stärke des Schalles abhängt, so sieht man ein, daß bei der Verbreitung des Schalles im freien Luftraum die Intensität sehr schnell abnehmen muß, wenn man nicht besondere Maßregeln ergreift, um die Schallwellen zusammen zu halten, indem man ihre Ausbreitung nach allen Seiten hindert, und sie nur nach einer Richtung hin concentrirt.

Für einen, durch die nämliche Ursache erzeugten Schall verhält sich die Intensität wie die Dichte des umgebenden Mittels, und nimmt im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung ab; so daß also in einer doppelt so großen Entfernung derselbe Schall in freier Luft viermal, in einer dreimal so großen Entfernung neunmal so schwach erscheint, als in einer gewissen Entfernung, die man als Einheit annimmt.

Derselben Bedingung der Gleichartigkeit der Schwingungen, welche in Beziehung auf den tönenden Körper erfüllt werden muß, damit er rein klinge, muß auch der, den Schall fortplanzende, Körper genügen, wenn der erregte Ton deutlich vernommen werden soll.

Die Stärke des fortgepflanzten Schalles hängt also theils von der Stärke der ursprünglichen Erregung ab, theils von der Art dieser Erregung und endlich von der Beschaffenheit des schalleitenden Mittels. Es ist also eine eben so unbestimmte, als schwer zu erledigende Frage: wie weit ein Schall überhaupt hörbar sei. Man könnte dies nur für jeden einzelnen Schall von ganz bestimmter Intensität, unter Hinzuziehung sehr vieler einzelner Umstände, beantworten, als da sind: die Temperatur und Dichtigkeit der Luft, der Barometerstand, die Höhe des Ortes, die Windrichtung, die Tageszeit, u. s. f.

Hierbei tritt noch der fühlbare Mangel ein, daß man zur Messung der Intensität des Schalles kein anderes zuverlässigeres Mittel besitzt, als unser Ohr, welches leider unzuverlässig genug ist. Wir besitzen zwar Meßinstrumente für die Güte des Gehörs, unter dem Namen Akrometer, aber kein objektives Instrument zur Messung der absoluten Tonstärke.

Die Anzahl der Intensitäts- oder Kraftmesser, (Dynamometer), welche mit Sicherheit und auf einfache Weise den absoluten Werth der Thätigkeiten in der elementaren Natur angeben, ist überhaupt nicht groß. Die Mechanik besitzt allerdings in einer Reihe von Dynamometern, die aber ziemlich complicirt sind, Mittel zur Bestimmung der direkten Arbeitskräfte; zur Bestimmung der Intensität des Magnetismus und der Electricität sind nur indirekte Mittel vorhanden; die Lichtstärkemesser oder Photometer haben noch keineswegs den objektiven Werth, der eine absolute Messung als unzweifelhaft erscheinen ließe. Nur in der Wärmelehre besitzen wir ein Instrument von beneidenswerther Einfachheit und Sicherheit, das in seiner Art unerreichbar dasteht, den allbekannten Thermometer, der die absolute Wärmehätigkeit nach Graden durch die Ausdehnung bestimmt, welche ein fester oder flüssiger Körper durch die Wärme erleidet.

Die Wichtigkeit und den Nutzen eines ähnlichen Instrumentes für die Akustik hat man längst erkannt. Die Möglichkeit der Construction desselben hat namentlich *J ü r g e n s e n* \*) in Schleswig zu zeigen sich bemüht. Auch *W. Weber* schlug zwei Mittel zur Bestimmung der Tonstärke vor, die allerdings nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen und für specielle Zwecke anwendbar sind und bis jetzt keine weitere Ausführung erfahren haben.

Das eine vorgeschlagene Mittel besteht in der Anwendung von Zungenpfeifen mit durchschlagenden Zungen \*\*). Da nemlich die Stärke des darin erzeugten Tones von dem Dichtigkeitsunterschiede der äußern und innern

\*) In der Leipziger Allgemeinen musikal. Zeitung. Jahrg. 1803. S. 701.

\*\*\*) Poggendorfs Annalen, 16. S. 198.

Pustschicht abhängt, eine Größe, welche leicht zu ermitteln ist, so könnte man auf diese Art die Intensität der darin erzeugten Töne allerdings direkt messen. Eine Vergleichung dieser Tonstärke mit anderen, unbekanntem, wäre aber immer wieder dem Ohre überlassen, so daß diese Messungsart in letzter Instanz immer eine subjective bliebe.

Weit umfassender und objectiver ist das zweite vorgeschlagene Mittel \*), ein Goldschlägerhäutchen über die Oeffnung eines Gefäßes zu spannen und feinen Sand aufzustreuen. Nähert man diese Membran einem tönenden Instrumente, so vibriert die Membran, und der Sand bewegt sich. Es giebt aber für jeden Ton und für jede Stärke eine Entfernung, wo der Sand sich zu bewegen aufhört. Hat man diese Grenze aufgefunden, und verstärkt darauf den Ton so wenig, daß das Ohr die Verstärkung nicht zu unterscheiden vermag, so gerathen die Sandkörner dennoch wieder in Bewegung. Die Membran ist mithin ein vergrößertes Trommelfell des Ohres, mit sichtbaren Bewegungen. Um diese, durchaus objective Stärkemes- sung vorzunehmen, bedarf man aber eines ganz stillen Ortes und eines Grades der Genauigkeit der Beobachtung und Vergleichung, welcher dieses geniale Mittel, so wie es ist, einer allgemeinen Benutzung noch unzugänglich macht.

Von welchem Werth es aber sein müßte, einen Tonstärkemesser von ähnlicher Einfachheit und Sicherheit, wie sie der Thermometer zeigt, zu besitzen, braucht nur angedeutet zu werden, um damit dem Musiker, wie dem Physiker, ein Reich schöner Träume von absoluten Werthbestimmungen zu eröffnen, das wohl niemals vollkommen realisirt werden kann. Man würde mit einem solchen Meßapparate die Stärke einzelner Instrumente, wie ganzer Orchester, die Stärke der Stimmen einzelner Sänger, wie ganzer Chöre, mit Zuverlässigkeit nach Graden bestimmen, und so mit einander vergleichen können. Man könnte auf diese Art entscheiden, ob für einen Concertsaal oder ein Opernhaus von bestimmter Größe die gegebenen Tonmittel ausreichend seien oder nicht. Ein Musikdirector, im Besiß eines solchen beneidenswerthen Mittels, würde die ersten Sängerinnen und Tenore nach den Angaben seines Tonstärkemessers für die Oper engagiren und mit Sicherheit bestimmen können, ob die Stimme für den vorhandenen Raum und für bestimmte Partien, bei der bekannten Orchester- und Chorstärke ausreichend sei, oder nicht.

Selbst wenn diese idealen Grenzen nie erreicht werden, ist es doch höchst wünschenswerth, daß Musiker und Physiker diesem Problem auf's Neue ihre Aufmerksamkeit widmen möchten, weil sehr wahrscheinlich auf

\*) Schweigger-Seidel's Jahrbücher 221. 312.

den, von Weber vorgeschlagenen Wegen, durch Verbindung beider angegebener Mittel, eine praktische Anwendbarkeit zu erzielen ist. Wenn das Wünschenswerthe auch nicht erreicht werden kann, so erstrebe man doch immerhin das Mögliche! —

## Duft und Farbe der Blumen.

(Aus Guxkow's Unterhaltungen.)

Man kann drei Hauptfarben bei den Blumen unterscheiden, nämlich Gelb, Roth und Blau. Alle drei sind ungemein veränderlich und gehen sehr leicht ineinander über. Und zwar hat man beobachtet, daß solche Uebergänge und Verwandlungen am häufigsten und schnellsten durch Säuren und durch Weingeist hervorgebracht werden. So verwandelt sich das Blumenblau durch Säuren gewöhnlich erst in Violet, dann in Roth, durch Weingeist erst in Grün, dann in Gelb; die gelben Blumen dagegen werden durch Säuren meist schön roth; bei Anwendung von Weingeist geht diese rothe Farbe allmählig wieder durch Violet, Blau und Grün in Gelb zurück. Auflösungen und Dämpfe von alkalischer Beschaffenheit (z. B. von Kochsalz, Soda, Natron u. s. w.) wirken ähnlich wie Weingeist. So verwaundet sich das Blau der Glockenblumen unserer Wiesen sehr bald in Grün, wenn man diese Blumen einem starken Tabacksdrauche aussetzt. Im Tabacksdrauche sind nämlich alkalische Salze enthalten. Auf solchen Einwirkungen von Säuren und Alkalien beruht wahrscheinlich auch die Farbenverwandlung, welche manche Blumen erleiden, je älter sie werden. Eins der bekanntesten Beispiele bieten die Blumen des Lungenkrauts (*Pulmonario officinalis*) dar, welche unsere Laubgehölze im ersten Frühlinge schmücken. Dieselben sind anfangs hellroth; später werden sie violet, zuletzt blau, und man findet sehr häufig Exemplare, an denen Blumen von allen drei Farben vorhanden sind. Ganz dieselbe Farbenverwandlung beobachtet man an den Blumen des gemeinen Mitterkopfs (*Echium vulgare*). Auch das Bergfameinnicht hat zuerst hellrothe und erst später himmelblaue Blumen. Selten scheint eine solche Farbenverwandlung Folge der Einwirkung des Lichtes und der Wärme zu sein. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür bieten die Blumen eines ostindischen Baumes dar, den man bereits in den wärmsten Gegenden Europa's hier und da zur Zierde angepflanzt findet (z. B. um Malaga) nämlich des *Hibiscus mutabilis*. Die sehr grossen, hinsichtlich ihrer Form an unsere Gartenmalven erinnernden Blumen



dieses schönen Baumes blühen bloß einen einzigen Tag. Sie öffnen sich in den ersten Morgenstunden und sind dann weiß. Später werden sie allmählig röthlich, sodasß sie um Mittag rosenroth erscheinen. Je weiter der Tag vorrückt, je heller also die Beleuchtung wird und je höher sich die Temperatur steigert, desto intensiver gestaltet sich die Röthung der Blumen, sodasß letztere gegen Abend endlich eine völlig purpurrothe Farbe erlangen. Nach Sonnenuntergang schließen sie sich, verwelken und fallen später ab. Die Spanier haben dieser schönen und merkwürdigen Blume den poetischen Namen „Flor de la vida“ (Blume des Lebens) gegeben.

Nicht alle Blumen sind einfach gefärbt, sondern viele besitzen mehrere Farben, ja es giebt nicht wenige von ganz buntscheckigem Aussehen. Auch bei diesen Blumen rührt die Farbe von verschiedengefärbten Flüssigkeiten oder festen Körperchen her, welche in den Zellen aufgehäuft sind, und es ist hierbei auch noch merkwürdig, daß die verschiedenen Farbstoffe, namentlich die flüssigen, sich nicht mit einander mischen. Es ist dies deßhalb merkwürdig, weil die Zellenmembran von Flüssigkeiten sehr leicht durchdrungen wird, und daher zwei neben einander liegende Zellen ihren flüssigen Inhalt einander mitzutheilen pflegen. Trotz dieser Eigenthümlichkeit der Zellenmembran, auf welcher, wie ich den Lesern vielleicht ein anderes Mal erzählen werde, die Ernährung der Pflanzen zum großen Theil beruht, bemerken wir in den buntgefärbten Blumen Zellen mit flüssigen rothen, blauen, gelben Farbstoffen hart nebeneinander, ohne daß diese bloß durch die zarten Wandungen der Zellen getrennten Flüssigkeiten sich untereinandermischen. Auf unbekanntem Ursachen beruht auch die häufig höchst regelvolle Vertheilung der verschiedenen Farbstoffe im Gewebe der Blumenblätter, aus welchen oft so höchst zierliche Zeichnungen entspringen. Ich erinnere nur an die Blumen der beliebten Gartengeranien (richtiger Pelargonien), deren schön gefärbte Blumen meist gezeichnet sind oder an die niedlichen Zeichnungen in den Blumen unserer einheimischen Orchideen, den sogenannten „Kufußblumen“, welche die Wiesen im Mai so angenehm schmücken. Nicht selten lehrt die mikroskopische Untersuchung, daß die Zeichnung genau dem Verlaufe der Gefäßbündel entspricht, indem die farbigen Zellen die Gefäßbündel begleiten, oder wohl gar, daß sie durch letztere selbst hervorgebracht wird. Ich bin hier eine Erklärung des eben gebrauchten Kunstausdrucks schuldig. „Gefäßbündel“ nennt man cylindrische, sich vielfach verzweigende Stränge von langen Röhren und eigenthümlich geformten Zellen, welche das Zellgewebe der Pflanzen in bestimmten Richtungen durchziehen und, wie es scheint, bei der Ernährung der Pflanzen eine große Rolle spielen. Diese Gefäßbündel verästeln sich namentlich in den Blättern auf das mannichfachste und zwar stets in bestimmter, höchst regelvoller Weise. Sie er-

scheinen hier dem bloßen Auge als helle Linien oder Streifen, wenn man das Blatt gegen das Licht hält, welche häufig ein förmliches Netz bilden. Nicht selten giebt sich ihr Verlauf auf der obern Seite der Blätter durch vertiefte Linien, auf der untern durch erhabene Leisten zu erkennen. In den Blumen pflegen diese Gefäßbündel weniger zahlreich zu sein. Dieselben Ursachen, welche die bunten Farben der Blumen hervorbringen, liegen auch der bunten Färbung vieler Blätter zu Grunde. Der einfachste und am häufigsten vorkommende Fall ist der, daß die untere, dem Boden zugekehrte Seite des Blattes roth gefärbt erscheint. Oft sind bloß die den Gefäßbündeln benachbarten Stellen roth, die andern grün. Die weißen und gelben Flecken, Streifen und Zeichnungen, welche die Blätter mancher Gartenzierpflanzen, zum Theil auch die mancher wildwachsenden Pflanzen besitzen, rühren theils von einem gelben, festen Farbstoffe her, wie z. B. in dem Bandgrase, theils, wie z. B. bei der Milch- und Mariendistel, davon, daß sie die zarte, aus Zellen mit farblosen Säften bestehende Oberhaut, welche alle Blätter auf beiden Seiten umkleidet, an bestimmten Stellen von dem darunterliegenden, mit Chlorophyll erfüllten Zellgewebe ablöst. Die dazwischentretende zarte Luftschicht erscheint dann als silberglänzender Fleck.

Aber woher kommt der Sammetglanz mancher Blumen? Dieser Glanz ist eine rein optische Erscheinung, indem er bloß durch die Zurückwerfung und Brechung der Lichtstrahlen von gekrümmten Flächen hervorgebracht wird. Bei allen mit Sammetglanz begabten Blumen ragen nämlich die Zellen der äußersten, unmittelbar von der Luft berührten Schicht blasenförmig oder auch in der Form abgerundeter Kegel über die Oberfläche der Blumen hervor. Diese Zellen pflegen ungemein zart zu seyn, sie enthalten stets eine farblose Flüssigkeit und ihre Membranen sind durchsichtig und glänzend wie Krystallglas. Die Lichtstrahlen werden nun theils von diesen converen und glatten, unendlich kleinen Hervorragungen zurückgeworfen, theils erleiden sie bei dem Durchgange durch die gekrümmten, glasartigen Zellenmembranen eine Brechung und da die gebrochenen und zurückgeworfenen Lichtstrahlen ebenfalls unendlich klein sind, so entsteht ein flimmernder Glanz, der dem bloßen Auge als Sammetglanz erscheint. In ausgezeichnetster Weise lassen einen solchen Sammetglanz die violetten und purpurrothen Blumen erkennen, wie z. B. die Pensées oder Gartensiefmütterchen, die Schwertlilien, die Georginen u. A.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Gerüche, welche viele Blumen aushauchen. Die Mehrzahl derselben rührt von dem Verdusten ätherischer Oele her. Aetherische Oele nennt man bekanntlich diejenigen aus dem Pflanzenreich stammenden Oele, welche sich in der Luft verflüchtigen und daher keinen Fettsaure machen und einen scharfen Geruch und scharfen Ge-

schmack besitzen. Bekannte ätherische Oele sind das Citronenöl, Zimmetöl, Nelkenöl, Rosenöl, Bergamottenöl, Terpentinöl zc. Die ätherischen Oele werden während des Ernährungsprocesses der Pflanzen, sozusagen während der Verdauung, ausgeschieden und befinden sich in bestimmten Zellengruppen, welche entweder in den tiefern Gewebsschichten des Pflanzenkörpers oder wie gewöhnlich an dessen Oberfläche liegen und von den Botanikern „Oeldrüsen“ genannt werden. Diese Oeldrüsen sind bald in das oberflächliche Zellgewebe eingesenkt, bald sitzen sie unter der Form kleiner Knöpfchen auf kurzen gegliederten Stielchen auf der Oberfläche des Pflanzenkörpers (Drüsenhaare). Solche eingesenkte und gestielte Oeldrüsen kommen besonders häufig an den Blättern, an den jungen Zweigen, an den Blüthenstielen und dem Kelche (der äußersten Blumenhülle) vor. Die eingesenkten Oeldrüsen erscheinen, wenn das Licht durch sie hindurchscheint, als helle gelbliche Punkte. Blätter mit eingesenkten Oeldrüsen sehen daher, wenn man sie gegen das Licht hält, aus, als wären sie mit Nadeln durchstochen, z. B. die Blätter des gemeinen Johanniskrautes (*Hypericum perforatum*). Bei auffallendem Lichte erscheinen sie häufig als dunklere Punkte, z. B. auf der hellgrünen Unterfläche der Orangenblätter, welche von solchen Oeldrüsen wimmeln. Bei allen Drangeritgewächsen sind auch die Blumenblätter und überhaupt alle Blüthenhülle mit solchen eingesenkten Oeldrüsen versehen, und diese sind die Ursache des so lieblichen, würzigen Geruchs, den die Drangeritblüthen aushauchen. Das ätherische Oel, welches in den Zellen der Drüsen vorhanden ist, verdunstet nämlich unaufhörlich an den der Luft zugekehrten Flächen der Zellen. Mit solchen, bald eingesenkten, bald gestielten Oeldrüsen sind auch die stark und gewürzhaft duftenden Blumen und Blätter des Salbei, des Majoran, Thymian, des Basilienkrautes u. s. w. begabt. Die meisten angenehm und süß duftenden Blumen, wie die Veilchen, Hyacinthen, Nelken, Rosen, Maiblümchen, die Reseda u. s. w. lassen jedoch keine solchen Oeldrüsen erkennen. Hier ist das ätherische Oel in einzelnen Zellen angehäuft, welche sich vorzüglich im Grunde der Blumen befinden und ihren Inhalt fortwährend verdünsten lassen. Manche Blumen riechen bekanntlich bloß am Abend oder bei Nacht, wie z. B. die Nachtwiole, andere nur am Morgen, noch andere nur des Nachmittags u. s. w. Dies deutet sowohl auf eine ungleich erfolgende Entwicklung des ätherischen Oels, als auch darauf, daß die Verdunstbarkeit des Oels eine verschiedene und die Verdunstbarkeit selbst von den Wärmeverhältnissen der Luft abhängig ist. Nicht alle Blumengerüche werden aber durch die Verdunstung ätherischer Oele bedingt. Manche Blumendüfte rühren von wohlriechenden, verdunstbaren Pflanzensäuren und andern flüchtigen Stoffen her, z. B. der höchst angenehme Blumenduft

der Vanille, welcher durch Benzoesäure hervorgebracht wird, und der nicht minder liebliche Duft des auf allen Wiesen in Menge wachsenden Rudysgrases (*Anthoxanthum odoratum*), welcher die Wirkung der Verdunstung eines eigenthümlichen Stoffes ist, den die Chemiker Coumere nennen. Dieser Stoff ist auch die Ursache des aromatischsüßen Geruchs, welchen das frisch getrocknete Heu besitzt.

---

### Ein Ausflug nach Madison und die Wisconsin Staats-Convention vom 13. Juli 1854. (Verspätet.)

Als wir den Dämpfer Traveller bestiegen, der kurze Zeit darauf in unserm Hafen verbrannte, fanden wir die Räume des Schiffes überfüllt von Menschen. Außer den gebräuchlichen Reismotiven half diesmal die Cholerafurcht auch dazu mit, das Schiff zu bevölkern. Viele Familien sahen wir mit Kindern und Hausgeräth in den Hafensüdten Wisconsin's absteigen, um das geschäftliche Treiben der großen Handelsstadt mit der frischen Landluft zu vertauschen. Wie es denn immer ist, daß die Fama darn am meisten übertreibt, wenn sie sich mit der Furcht verbindet, so hörte man denn auch hier die übertriebensten Schilderungen, von den durch die Cholera angerichteten Verheerungen, Schilderungen die mit der Wirklichkeit ebensowenig, wie mit den Vorsichtsmaßregeln gegen die Krankheit in Uebereinstimmung standen. Die Cholera hat überhaupt in den Städten, welche an den fünf Seen liegen, wohl noch nicht den Charakter einer Epidemie angenommen, und die Ausbreitung der Krankheit ist nicht so groß, wie die Heftigkeit, mit welcher sie grade dieses Jahr wüthet. Nun, die Choleraedanken, welche einem großen Theile der Reisegesellschaft auf dem Gesichte geschrieben standen, wurden bald durch die frische Brise hinweggeweht, welche über den spiegelglatten, klaren See wehte. Es ist doch ein prächtiges Ding, große Wassermassen um sich zu haben; das Wasser ist nicht nur das Auge der Landschaft, sondern auch die Lunge, wodurch das Land Leben und Gesundheit einathmet. Was wäre der Nordwesten Amerika's ohne diese fünf Seen? Niemals sah ich den Michigan-See in einer so freundlichen, wohlthätigen Stimmung, als an jenem Morgen; wie ein silbernes Gewand wogten die Wellen ruhig auf und nieder; wir konnten den Weg, welchen das Schiff machte, bis an die Grenzen der Schwelbe verfolgen.

Das Schiff war so überfüllt, daß wir nicht begreifen konnten, weshalb man auf unserm schönen See eben nur die allernothwendigsten Kom-

munifikationsmittel verwendet. Es könnte, unserer Ansicht nach, wenigstens die doppelte Anzahl von Dampfsbooten den Michigansee befahren. Der äußere Anblick des Schiffes und seiner dichtgedrängten Bevölkerung erinnerte mich an jene Zeiten, wo der Rhein nur von zwei kleinen Dampfsbooten befahren wurde, so daß dann auch Jedermann dem Andern im Wege stand, und man anstatt auf die grünen Nebenhügel des Rheingaaues auf den breiten Rücken eines Holländers oder Engländers sah. Oben in dem reich ausgestatteten Salon saßen die amerikanischen Ladies. Ihre eleganten Formen, ihre schlanken Gestalten, ihre bleichen Gesichter bildeten einen schroffen Gegensatz zu jenen verben Bauernmädchen, die im Zwischendeck zwischen den Waaren zusammengekauert umherlagen. Würden die Emigranten überhaupt mit der ersten Klasse auf Eisenbahnen und Dampfsbooten reisen, sie müßten unserer unmaßgeblichen Meinung nach nicht viel mehr, oft noch weniger bezahlen, als jetzt, wo sie großem Zeitverluste und vielfachen Qualen ausgesetzt sind. Kommt es doch sogar häufig vor, daß man todte Menschen aus den Emigrantenkarren ladet.

Der Strom der deutschen Einwanderung nach Wisconsin läuft in regelmäßiger Weise fort, wie es bei dem guten Ruf, den Wisconsin in Deutschland genießt, nicht anders sein kann. Dieses Land ist zu sehr von der Natur begünstigt, als daß seine Bewohner nothwendig hätten, auf andere westliche Staaten eifersüchtig zu sein, oder als bedürfte es künstlicher Mittel, um die deutsche Einwanderung nach Wisconsin zu locken.

Nach einer Fahrt von acht Stunden lag Milwaukee vor uns. Die prächtige Lage der Stadt ist bekannt; wer zum ersten Male dieses Anblickes sich erfreut, glaubt eine Stadt ersten Ranges vor sich zu haben.

Es war natürlich, daß die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikum sich in jenen Tagen grade mit der Anti-Sklaverei-Staats-Convention beschäftigte, welche am 13. Juli in Madison abgehalten werden sollte. Wie in vielen andern Staaten, hat sich auch in Wisconsin das Bedürfnis einer Reorganisation des Parteiwesens herausgestellt; der Druck, den die jetzt herrschende Partei auf die öffentliche Meinung ausübt, vereinigt alle ihr entgegenstehenden Parteien und Fraktionen zu gemeinsamen Handeln; die Uebergriffe der Sklavenhalterpartei lassen alle anderen politischen Fragen für den Moment als unbedeutend erscheinen. Es ist jetzt der Augenblick gekommen, eine große, mächtige Volksbewegung zu organisiren, vor deren Donnerstimmen die Schändlichkeiten der Sklavenhalterpartei in alle Winde verwehen. Die Politik dieses Landes muß wieder ihre ursprüngliche Energie, ihren alten revolutionären Charakter, welcher der Unabhängigkeitserklärung unterbreitet ist, annehmen; die Politik des Zögerns, der Vermittelungen und Kompromisse ist jetzt beendet; die süd-

liche Partei selbst hat diese Politik beendet, und es ist an der Zeit, die Politik der Grundsätze und Principien wieder zu befolgen.

Für Wisconsin hat die große Frage der Sklaverei noch eine specielle Bedeutung, indem dort gerade bei einer bekannten Veranlassung das Sklavenauslieferungsgesetz von dem Richter der Supreme Court, A. D. Smith für unconstitutionell erklärt wurde. Es ist zu erwarten, daß das ganze Volk von Wisconsin sich dieser Entscheidung anschließen und in den Reihen der Kämpfer für die nördlichen Rechte und Interessen eine ausgezeichnete und hervorragende Stellung einnehmen wird. Nichts wäre dem Staate der Landreform und des Humanismus unangemessener, als wollte er in dem gegenwärtig ausbrechenden Kriege zwischen der nördlichen und südlichen Partei eine unentschiedene, zweifelhafte Rolle spielen.

Die deutsche Bevölkerung Wisconsins scheint zum großen Theile diese Nothwendigkeit noch nicht im vollen Umfange eingesehen zu haben. Wir haben schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß man in manchen Kreisen unter der deutschen Bevölkerung Milwaukee's den Ernst der Zeit und die Bedeutung der gegenwärtigen Krise nicht recht eingesehen hat. Die religiösen Reformbestrebungen werden von einigen der dortigen Volksführer ausgebeutet, um der politischen Agitation die Spitze abzubreaken. Es hat uns geschmerzt, daß die „Washington Union“, dieses schamlose Russenblatt, das halboffizielle Blatt der Herren Douglas und Pierce, neulich die deutsche Bevölkerung Milwaukee's und ihre Zeitungen wegen ihrer Gesinnungstüchtigkeit lobte; wer die Deutschen in Milwaukee kennt, weiß, daß sie nicht so tief stehen, ein solches Lob zu verdienen. Nicht, daß die Deutschen dort selbstbewusste Anhänger der alten Hunter-Partei, Verteidiger der Sklaverei, der Nebrasabill und des Sklavenauslieferungsgesetzes wären; — sie scheinen nur nicht zu wissen, daß sie durch ihre Ergebenheit gegen die herrschende Partei einen solchen Schein auf sich laden. Sie betrachten die demokratische Partei mehr in der Nähe und in ihren lokalen Beziehungen, in welchen sie in manchen Punkten schon den Fortschritt gewollt und erstrebt hat, als im nationalen Verbande, wo sie sich als die Partei des Rückschrittes und der Sklaverei zeigt. Sie wissen nicht, daß sie durch ihre Anhänglichkeit gegen die Partei die Berewigung der Sklaverei, welche in der Nebrasabill enthalten ist, unterstützen. Gegen die Nebrasabill und ähnliche Uebergriffe der Sklavenhalter eingenommen, erkennen sie nicht an, daß die demokratische Partei für diese Maßregeln die ausschließliche und alleinige Verantwortlichkeit trägt. Die Macht der Gewohnheit wirkt hier vielleicht mehr, wie anderswo. Man hat die deutsche Bevölkerung Wisconsins, speciell Milwaukee's, hüben und drüben so vielfach wegen manichsacher Vorzüge in den Zeitungen gelobt und sie bisher häufig als die

Vorkämpfer der Freiheit gepriesen, — und man hatte manchen Grund, dies zu thun, — daß die guten Leute dies selbst am Ende glaubten und ganz von sich eingenommen wurden. Sie glaubten, den andern Deutschen in Amerika so weit voraus zu sein, daß sie einmal etwas still stehen müßten, um nicht ganz den Zusammenhang mit ihren Landsleuten zu verlieren. Daher eine gewisse Schlassheit in der öffentlichen Meinung, eine Selbstzufriedenheit, welche einer scharfen, rückhaltlosen Kritik bedürftig ist.

Der Verein der Freien zu Milwaukee, aus dem ehemaligen Freimännerverein und der freien Gemeinde zusammengesetzt, hatte in zwei Sitzungen über die Frage, ob er zur Convention Delegationen senden solle oder nicht, deliberirt, und kam zu keinem Beschlusse. Er erklärte nicht, daß er die Convention nicht beschicken wolle; die meisten Mitglieder waren ihrer individuellen Meinung nach wohl dafür; aber man ließ die Sache so gehen, und das Ende vom Liede war, daß die Convention nicht beschickt wurde. Nun sollte eine allgemeine Versammlung, Abends am 12. Juli, im Markthause gehalten werden; die Zeitungen nahmen die Ankündigung dieser Versammlung nicht auf, und die mündliche Bekanntmachung derselben hatte nur den Erfolg, vier Mann zusammenzubringen. Dies ist eine sehr traurige Thatsache.

Fratny und Schöffler, die Herausgeber der demokratischen Zeitungen, Volksfreund und Banner, haben diesmal in ihrer Opposition im Verein der Freien den Sieg davon getragen. Wie der Verein dies der öffentlichen Meinung gegenüber rechtfertigen will, dies sind wir begierig zu erfahren.

Auf dem Milwaukee und Mississippi Bahnhose fanden wir am Morgen des 13. Juli eine ansehnliche Anzahl Menschen, die zur Convention reisen wollten, unter ihnen manches bekannte Gesicht. Die Eisenbahn, die erst seit einigen Wochen bis nach Madison fertig geworden ist, fährt durch eine behagliche, fruchtbare Gegend, die ihrer äußeren Bildung nach an die hügeligen Landstrecken Würtembergs oder Thüringens erinnert. Das Land ist auf der ganzen Strecke, welche hundert Meilen beträgt, schon ziemlich angebaut. Schöne Waizen- und Kornfelder liegen zu beiden Seiten der Bahn, und am Rande der Wälder zeigen sich jene schmucken kleinen Farmhäuser, in denen die Pioniere der Civilisation wohnen. Wir sahen viele Eichen, aber sie schienen uns nicht die Höhe und den Umfang der deutschen Eichen zu erreichen. Deutsche Eichen! Wie viel Romantik und Patriotismus liegt in diesem Worte! Ich kann mich nicht enthalten, dabei immer an die Burschenschaft und westfälische Schinken zu denken.

Die Counties, durch welche die Bahn führt, Wallworth und Rock Co., sind starke Free-soilcounties, und so konnte es denn nicht fehlen, daß an jedem Halteplatze neue Schaaren von Männern einstiegen; der Raum in

den Wagen wurde bald zu eng und Viele der Reisenden konnten keinen Sitzplatz mehr finden. Es waren durchweg frische, kräftige Gestalten; nicht jenen bleichen Businessgesichtern der Städte zu vergleichen; wir sahen den Kern und das Mark des Volkes vor uns, den Farmer, der unabhängig, wie ein König, auf seinem Grundstück wohnt, und der das beste Material liefert, um eine Republik zu bauen. Gewiß, in den Farmern des Westens liegt die beste Garantie für die Zukunft dieser großen Republik. Es ist eine auffallende Bemerkung, daß grade der Farmer in Amerika im Allgemeinen Träger des Fortschritts und einer gesunden Politik ist, daß er gebildeter, kenntnisreicher und civilisirter ist, als die große Masse der in der Stadt lebenden Menschen. In Deutschland und Frankreich verhält sich dies umgekehrt; dort liegt das Landvolk dem politischen Fortschritt und der religiösen Aufklärung wie Blü an den Füßen, und jede Revolution scheiterte noch blöher an der Indifferenz dieser "rudis indigestaque moles", dieser rohen und ungeordneten Masse, wie Virgil das Chaos nennt.

Nach einer schnellen und angenehmen Fahrt, — eine angenehme Eisenbahnfahrt ist in Amerika gewiß etwas Seltenes — kamen wir an die kleinen Seen, welche uns die Nähe der Hauptstadt Wisconsin ankündigten. Ein glücklicher Gedanke hat für den Sitz der Staatsregierung jenen Hügel zwischen dem Mendota- und Menota-See ausgewählt, von wo das Capitol auf eine so liebliche und abwechselnde Gegend herabschaut, daß der Beschauer sich verwundert in seine schönsten Erinnerungen vom Rhein und der Schweiz zurückversetzt glaubt. Eine seltsame, aber angenehme Laune des Zufalls hat der langweiligen Prosa des amerikanischen Lebens diese liebliche Idylle eingefügt; man sieht sich verwundert um, und fragt, sind wir denn auch hier in Amerika? Eine dicht bewaldete Hügelkette umgiebt die beiden Seen, zwischen denen die Stadt in bequemer Ausdehnung sich ausbreitet. Schattige Buchten, Halbinseln mit Eichen und Zuckerholz bedeckt, dazwischen kleine, stille Wiesen, liegen in anmuthiger Abwechslung durcheinander, und bilden ein Panorama, dem bloß eine Kette von Alpen und Gletschern fehlt, um sich mit der schönsten Landschaft der Schweiz messen zu können. Madison ist von der Natur zum Sitze einer Universität oder Legislatur geschaffen. Der ruhige, behagliche Charakter der Gegend gewährt dem Denker eine köstliche Muße, und dem Gesetzgeber eine leidenschaftslose, klare Gemüthsstimmung; hier könnte die Villa des Horaz und die Akademie des Platon stehen, und ich bin überzeugt, daß, wenn Rousseau seinen Emile an den Ufern des Menota-Sees geschrieben hätte, das köstliche Buch nicht an Duft und Glanz verloren haben würde. Freilich, als Rousseau an den Ufern des Lemane-Sees



weilte, da war die Idylle Wisconsin noch mit undurchdringlicher Vergessenheit bedeckt und das fruchtbare Land Hunderte von Meilen umher noch das unbegehrte Eigenthum des rothen Mannes. Die Stadt ist erst seit wenigen Jahren angelegt und noch im ersten, allerersten Entstehen. Aber dies schöne Fleckchen Erde eignet sich ganz besonders dazu, Liebling der Menschen zu werden, und so werden wir in wenigen Jahren dort schon eine anmuthige Stadt finden. Für den Augenblick macht sie den Eindruck einer der kleineren deutschen Badeörter, die mehr den Freund der Natur und einer sinnigen Einsamkeit erfreuen, als die große Welt mit ihren Leidenschaften und verwöhnten Genüssen anlocken.

Das Kapitol liegt auf dem Gipfel eines Hügel und beherrscht die Gegend. Dieses Gebäude muß noch bedeutend vergrößert werden, soll es seines Namens würdig sein. Gegenüber auf dem andern Hügel liegt die Universität, zur Zeit eben auch nur eine Universität dem Namen nach. Nur ein Flügel desselben ist schon fertig; der zweite ist grade im Bau begriffen; später wird man das Mittelgebäude hinzufügen. Vom Universitätshügel, vom Dache des Kapitols und des Capitol-Hauses, eines großen Gasthofes, hat man eine herrliche Rundsicht auf die Umgebung.

Als wir kamen, war die Convention schon in voller Thätigkeit und hatte fast das ganze Kapitol in Beschlag genommen. Die Committeeen saßen in den Sälen des Senates und des Repräsentantenhauses, und auf der großen Treppe vor dem Kapitol hatte sich eine Volksversammlung organisiert, welche nicht müde wurde, zahllose Reden anzuhören. Es ist wirklich anfassend, welche einen starken Magen die Amerikaner haben, wenn es gilt, bei politischen Meetings Reden zu halten und zu hören. Vom Morgen bis zum Abende, wo wir um zehn Uhr noch beim Fackelscheine einen Redner sich abmühen sahen, wurde gesprochen, gepredigt, räsonnirt, argumentirt, debattirt, Witz gemacht, Pathos entwickelt, und immer fand sich ein Publikum, bereit, zuzuhören, zu klatschen und Bravo zu rufen. Alles muß hier massenhaft aufgetragen werden; der amerikanische Redner und Politiker weiß sehr gut den Göthe'schen Spruch:

Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen.

anzuwenden, und die verschiedensten Ingredienzen und Gewürze werden in den politischen Kochtopf gethan. Zu einer amerikanischen Volksrede gehört zunächst eine besondere Art Witz, welchen ich nicht grade mit dem Beinamen „attisch“ bezeichnen möchte. Es ist ein derber, oft plumper Witz, der hier und da in das Obscöne streift und sich oft mehr an die Gassenbuben, als an das gebildete Publikum wendet. Die Art und Weise der Betonung scheint von den Marktschreibern entlehnt zu sein; die Worte, auf welche ein Nachdruck gelegt werden soll, werden nicht gesprochen, sondern

geschrien; die Gestikulationen mit Händen und Füßen sind übertrieben und erinnern an eine Poffenreißerbude oder an einen Ertrinkenden, der die letzte Kraft seiner Lungen aufbietet, sich zu retten. Was den Inhalt der Reden selbst anbetrifft, so duftet hier stark die Blume: „Je länger, je lieber“; eine ordentliche Volkrede muß noch einmal so lang sein, als eine Methodistenpredigt, wenn sie Erfolg haben soll. Diese komische Art der populären Beredsamkeit ist allen Partheien und Gelegenheiten eigen, und wir erinnern uns an eine Stumprede des alten Cas, die drei Stunden währte und wo in einer breiten Bettelsuppe von schlechten Wizen nur hie und da ein politischer Gedanke auftauchte. Die Amerikaner wollen bei politischen Meetings nicht so sehr belehrt, wie amüsirt werden. Ob dies grade ein Fehler ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen; die Gewöhnung, politische Reden zu halten und zu hören, ist gewiß ein vortrefflicher Zug im amerikanischen Volkscharakter und eine nothwendige Voraussetzung zu einer verständigen Ausübung der Volkssouverainität. Wenn auch bei solchen Veranlassungen etwas zu viel Geduld ausgeübt wird, so ist dies doch immer besser, als die grenzenlose Faulheit und Indifferenz, welche von Seiten mancher Deutschen den politischen Bestrebungen und Agitationen entgegengesetzt wird.

Die Convention in Madison trug den Stempel eines offenen, ehrlichen Charakters an der Stirn; man fühlte gleich heraus, daß es den Leuten, die dort handelten, ernst mit ihrer Sache war. Wir wissen wohl, daß hier in Amerika, wo jedes politische Thema unter den Händen gewissenloser Politiker zum Gegenstande der Verführung und Bestechung gemacht wird, auch die Agitation gegen Sklaverei manche Leute unter die Fahne des Fortschrittes ruft, die nur ihrer persönlichen Absichten wegen kommen und dem Fortschritt und der wahren Freiheit gar nicht ergeben sind. Wir wissen ferner, daß die Leute, die vielfach politisches Kapital aus der Anti-Sklaverei-Agitation machen, in anderer Beziehung, wie z. B. in Bezug auf das Temperenzgesetz, die bornirtesten Ansichten und die reaktionärsten Tendenzen verfolgen. Aber eines Theils finden wir dieselbe politische Verschrobenheit auch in allen andern Parteien, auch in der sogenannten „demokratischen“ Partei, diesem eigentlichen Stammquartier der Klemmerjäger. Andern Theiles betrachten wir die politischen Fragen an und für sich, ihrem eigenen Werthe nach und kümmern uns mehr um die Sache selbst, als um die Vertreter derselben. In Madison nun wurden alle gehässigen und unpolitischen Fragen, wie die Temperenzagitation, bei Seite gelegt; es fielen alle Unterschiede zwischen eingeborenen und eingewanderten Bürgern hinweg; man ließ die alten Parteizänkereien fallen, und behandelte einzig und allein die Hauptfrage des Tages, die Agitation gegen

die Sklaverei und gegen die Herrschaft, welche dieselbe im Schoße des Kongresses und der demokratischen Partei errungen. Wenn irgendwo das Götthe'sche Wort: „Nur wer sich beschränken kann, ist groß“, Platz findet, so ist dies in der Politik. Hier muß man immer nur das nächste Ziel in's Auge fassen, und bedenken, daß Alles wollen, ebensoviel heißt, als nichts erreichen. Die politische Agitation muß namentlich hier in Amerika sich an eine bestimmte praktische Frage wenden, an ein spezielles Thema, das fähig ist, eine große Masse Menschen um sich zu vereinigen und die öffentliche Aufmerksamkeit in einem hohen Grade zu erregen. Die Frage der Sklaverei besitzt diese Eigenschaft in vollem Maße. Schon seit Jahren immer der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, ist sie nach vielen vergeblichen Versuchen, die Agitation darüber zu beenden und sie als eine Finalität zu erklären, neuerdings durch Annahme der Nebraskabill das entscheidende Moment der politischen Parteibildung geworden; um diese Frage schaaaren sich alle andern politischen Interessen und Ueberzeugungen als untergeordnete Elemente. Dies berücksichtigend, machte die Convention in Madison, nach dem Vorgange von Michigan und andern Staaten, den Versuch, alle Oppositionsparteien unter dem Namen „Republikanische Partei“ und unter dem Banner der Bekämpfung der Sklaverei zu vereinigen. Diese Vereinfachung der Parteitaktik scheint uns ein glückliches Unternehmen zu sein und wir glauben, daß sich auf dieser einfachen Plattform eine große, mächtige Volksbewegung organisiren wird. Es herrschte auf der Convention die persönlichste Stimmung unter den verschiedenen Parteien; und das einmüthige Zusammenwirken der eingebornen und eingewanderten Bürger wurde besonders hervorgehoben.

Wir müssen offenherzig gestehen, daß wir nicht gelaunt waren, alle die verschiedenen Reden, die dort gehalten wurden, anzuhören. Wir sahen uns die Gegend an, ruderten auf dem kühlen See umher, und machten uns mit den verschiedenen Staatsanstalten, welche Madison besitzt, bekannt. Unter diesen verdient die Staatsbibliothek Erwähnung, die in ihrem ersten Aufblühen schon eine schöne Zukunft verspricht. Herr Krueer, der frühere Redakteur des Milwaukee Banner, der bekanntlich dort Bibliothekar ist, hat von der letzten Legislatur eine ziemliche Summe Geldes bewilligt erhalten, um der deutschen Literatur ihren Platz in der Bibliothek zu sichern. Er hat tüchtige Sachen angeschafft; wir finden dort unsere Klassiker in den besten Ausgaben, und aus den philosophischen und den Naturwissenschaften manches treffliche und kostbare Werk. Wir sahen häufig die amerikanischen Ladies den Faust mit jenen trefflichen Illustrationen von Seiberz, oder den Reineke Fuchs, illustriert von Kaulbach, in die Hand nehmen, und hörten mit Vergnügen von dem Bibliothekar, daß die Nachfrage nach deutschen

Büchern von Amerikanern sehr zunehme. So ist es recht; man kann nicht genug Quellen und Kanäle eröffnen, um die deutsche Literatur in das amerikanische Leben einzuführen.

Daß während der Convention viel politisirt wurde, kann man sich denken. Wir wollen der vielen Nominationen, welche privatim vorgeschlagen und besprochen wurden, nicht gedenken; nur die Candidatur des Richters A. D. Smith zum Ver. St. Senator möchten wir hier erwähnen, weil sie gewiß in den weitesten Kreisen Anklang und Billigung finden wird. Smith ist ein Demokrat, aber gewiß nicht in dem Sinne des Pierce und Douglas. Durch seine neutliche Entscheidung in Betreff der Inconstitutionalität des Sklavenauslieferungsgesetzes hat er sich als einen scharfsinnigen Richter, freisinnigen Politiker und humanen Patrioten gezeigt. Er wird im Senate eine feste Stütze der nördlichen Politik sein.

Als am folgenden Tage die Mitglieder der Convention sich wieder in ihre Heimath begaben, sahen wir überall zuversichtliche Mienen und Vertrauen in die Zukunft. Gewiß, die amerikanische Politik gehört noch nicht der Reaction und der Sklaverei an. Noch giebt es Männer, in deren Herzen der Geist der Unabhängigkeitserklärung lebt und denen die Constitution mehr ist, als ein Spielball für advocatorische Rabulistereien und politische Zweideutelei. Diese Ueberzeugung wurde in jenen Tagen in Madison wieder auf's Neue in uns bekräftigt. Wir kehrten heiter und fröhlich zurück und brachten die erfreuliche Gewißheit heim, daß man auch in Amerika einen glücklichen Tag erleben könne.

---

## Zeitbetrachtungen.

Ein bequemes Thema, das zu der großen Hitze vortrefflich paßt. Man kann sich in solchen Artikeln behaglich gehen lassen auf dem weiten Felde der Politik, das von Kansas bis zur Türkei gar manchen Anknüpfungspunkt für allgemeine Betrachtungen bietet, für Reflexionen, welche uns, wie gebratene Tauben, in den Mund fliegen, die man nicht erst ängstlich zu fangen und zu haschen braucht. Es liegt der Stoff ja so reich um uns her, daß der verwöhnteste Magen nicht zu hungern braucht und der armseligste Zeitungsschreiber seine Spalten füllen kann, ohne daß er nöthig hat, auf die Heldenthaten der Schusterinsel und der badischen Revolution zurückzukommen. Gewiß, es ist eine große Zeit, in der wir leben, wenn wir auch

grade keine großen Männer mehr haben. Es scheint, daß dies demokratische Jahrhundert seinen Geist und seine Größe über die Massen vertheilt und nicht duldet, daß einzelne wenige Menschen als die Träger der Weltgeschichte hervortreten, heldenhafte Menschen, deren Stirn der Lorbeer schmückt, die das Lied des Dichters verdienen, denen die Bewunderung der Massen nachfolgt. Nein; heute duldet man eine solche Ungleichheit des Geschickes nicht mehr. Man erlaubt keinem Menschen mehr, sich auszuzeichnen und den einsamen Pfad des Ruhmes zu verfolgen; mittelmäßig und unbedeutend wird Jeder von der großen Masse mit fortgeschoben, und man verstattet jedem Arbeiter nur einen kleinen Stein zum Baue des Jahrhunderts beizutragen. Mit dieser Massenarbeit wird vielleicht Großes geleistet, aber es fehlt der Zauber der Poesie und die Strahlenkrone des Ruhmes, welche die Heldenthaten früherer Jahrhunderte begleiteten. Es scheint ein unerbittliches Verhängniß zu sein, welches Jedem nicht nur ein gleiches Maas von Glück, sondern auch von Nützlichkeit und Bedeutung, von Ansehn und Ruhm anweist. Die Leute, welche das Geschick auf eine hohe Stufe gestellt hat, sind mit den mittelmäßigsten Fähigkeiten und den erbärmlichsten Tendenzen ausgestattet, so daß die Verachtung, welche wir gegen die Personen empfinden, ebenso groß ist, wie die Bedeutung ihrer Stellung. Es ist eine traurige, aber wahre Thatsache, daß je mehr Jemand die Gelegenheit zu großen und guten Thaten hat, er desto weniger Willen und Fähigkeit zur Benutzung dieser Gelegenheit zeigt. Die Menschen, welche in Europa wie in Amerika die Politik machen, sind Leute von gemeinen Tendenzen und niedrigen Leidenschaften und das Jahrhundert erfüllt nicht mit ihrer Hilfe, sondern trotz ihres Widerstrebens sein Ziel, Wir stehen großen kriegerischen Ereignissen gegenüber; der Donner der Schlacht ertönt von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, von China bis zu Indien; Millionen von Streitern stehen im Felde, aber kein Blättchen Lorbeer fällt auf die Wahlstatt hinunter, und keine große That erquickt die Herzen der Menschheit. Da kämpfen nicht Titanen und Halbgötter, die Mittelmäßigkeit kämpft mit der Mittelmäßigkeit, der Verrath mit dem Verrathe. Wo ist mehr Schlechtigkeit und Muthlosigkeit zu finden, in den Reihen der Engländer oder der Franzosen, der Russen oder der Preußen und Oestreicher? Das ganze Jahrhundert kann keine entscheidende That hervorbringen. Es ist eine Schlassheit in der Bewegung der Armeen, die beweist, daß die Fäden des Krieges in diplomatischen Händen sind. Die alliirten Armeen und Flotten scheinen in der Türkei dieselbe Rolle zu spielen, welche die Oestreicher und Preußen vor einigen Jahren in Schleswig-Holstein spielten, die Rolle des Verrathes und der Täuschung. Der russisch-türkische Krieg hat sein Ziel nicht in Constantinopel; Rußlands

Tendenzen liegen in Asien, die Zwecke der westlichen Mächte bestehen in der Niederhaltung der Revolution. Es kann nichts unrichtiger sein, als wenn man behauptet, daß der russisch-türkische Krieg sich von Europa nach Asien wälze; im Gegentheil, Asien ist die Heimath desselben und die türkischen Zerwürfnisse bilden nur einen Vorwand, um den Krieg mit England zu verdecken. Die Zukunft Rußlands liegt in Asien, dies weiß der Zcaar deutlich und bestimmt. Der Krieg in Europa ist nur eine militärische und politische Diversion, um die Eroberungspläne Rußlands in Centralasien zu verdecken. Rußland ist durch und durch eine asiatische Macht, und wenn es jemals eine sichere und consolidirte Weltstellung gewinnen wird, so wird dies in Asien sein. Man hat so vielfach Peters des Großen Politik und Testament als ein Meisterstück politischer Weisheit gepriesen, aber vielleicht war dies der größte politische Fehler, der jemals gemacht wurde. Vielleicht war die Erbauung von Petersburg schon der Anfang jener Zerwürfnisse und Revolutionen, welche Rußlands Macht vernichten werden. Rußland ist eine barbarische Macht und darf seinen Blick nicht auf die civilisirten Nationen Europa's richten; es muß sich in sich abschließen und eine chinesische Mauer um sich bauen, damit es sich in seiner nationalen Integrität und patriarchalischen Einheit erhalten kann. Es ist allerdings wahr, daß Rußland bis jetzt noch durch jede Revolution in Europa gewonnen hat. Aber das Ende einer solchen Politik ist noch nicht da. Durch die Bekämpfung der Revolution nimmt Rußland selbst den Keim der Revolution in sich auf. Schon hat sich Rußland mit gefährlichen Elementen bereichert, es hat Siege erfochten, von denen man das alte Sprichwort sagen kann: „Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren.“ Es ist eine alte und allbekannte geschichtliche Thatsache, daß, indem die barbarischen Völker ihre Nachbarn besiegen, sie ihre schroffe, in sich abgeschlossene Nationalität durch die Berührung mit diesen verlieren, und in einen raschen Auflösungsprozeß hingerissen werden. So zerstörte die Eroberung Griechenlands die römische Republik; das muhamedanische Weltreich ging an seiner europäischen Siegen zu Grunde; durch seine europäische Politik wird Rußland zersezt und zertrümmert werden. Es gab eine Zeit der Nationalitätsschwärmerei, wo selbst ein Fichte zur Erhaltung der Nationalitäten vorschlug, der Grenzen zwischen den verschiedenen Ländern zu verheeren und dieselben durch eine menschenleere, unwirthbare Wüste von einander zu trennen. Solcher Mittel bedarf Rußland. Es muß seinen Blick nach Osten wenden und Europa den Rücken kehren. Die Fortschritte, welche Rußland in den letzten zehn Jahren in Centralasien gemacht hat, deuten an, daß man dort seine geschichtliche Aufgabe und Zukunft begreift. Es ist mit Recht gesagt worden, daß es nur noch drei Mächte in Asien gebe, China,

England und Rußland. Diese drei Mächte bilden die Seiten des gr. Dreiecks, dessen Mittelpunkt etwa in den Alpen von Turkestan und Hindustan liegt. Wer die Nomadenstämme Centralasiens gewinnt, dem gehört die Suprematie in Asien. Rußland hat sich mit ganz anderer Mühe und auch ganz anderm Erfolge um diesen Preis beworben, als England, in dessen Parlamente selbst oft genug Stimmen des Unmuthes und Neußerungen ernster Besorgniß in Bezug auf diese Angelegenheit laut wurden. Rußland hat den Escherkessenkrieg mit einer barbarischen Consequenz und Ausdauer geführt; es versuchte, Chiwa zu besetzen; es brachte auf dem Zuge nach dem Eyn Darja, — dem alten Zarartes, — die Nomadenstämme zwischen dem Drus und Zarartes zur Unterwerfung; es bewaffnete und organisirte die Kirgisen und Turkomanen des Altai-Gebirges; es wühlte am Hofe von Persien und suchte in China Intriguen gegen die Engländer anzustellen. Alle Fäden der russischen Politik scheinen in Asien zusammenzulaufen. Als der Krieg mit der Türkei ausbrach, erstaunte man über den Einfluß, den Rußland in Asien gewonnen hatte. Zwar ist Persien wieder vom russischen Bündnisse zurückgebracht und die Escherkessen kämpfen mit neuen Waffen und Bundesgenossen, mit altem Muth. Es ist wohl möglich, daß der gewagte Schritt des Czaren gegen Konstantinösel ihm nicht nur am europäischen, sondern auch am asiatischen Einflusse schadet; doch ist es zu bezweifeln, ob die Engländer die Vortheile, welche sich ihnen in Asien darbieten werden, vollständig benutzen und ob sie nicht von den eifersüchtigen Franzosen an einer entschiedenen Machtausbreitung in Centralasien verhindert werden. Denn es ist kaum anzunehmen, daß das entente cordial zwischen Frankreich und England ernstlich gemeint und von Dauer sei. Beide Mächte haben zu entgegengesetzte Interessen zu vertreten, als daß sie zu übereinstimmenden Handlungen fähig wären, — will man selbst an den alten historischen Streit, an die alten Tragödien von der Jungfrau von Orleans und an den Verbannten zu St. Helena nicht zurückdenken. Man spricht viel von dem komischen Kontraste, den die beiden Armeen im Oriente machen. Der steifleinene, ernste und gesetzte Engländer neben dem beweglichen und leichtsinnigen Franzosen — dieser militärische Gegensatz wird durch den politischen und diplomatischen noch überboten. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, sagt der alte Salomo, und auch dieses Schauspiel ereignete sich schon in den Tagen der Kreuzzüge, wo der löwenherzige Richard den Intriguen Frankreichs erlag. Freilich, jene heldenhafte, romantische Zeit bildet einen seltsamen Kontrast gegen heute; heute finden wir nicht mehr jenen begeisterten Fanatismus, mit dem Zauber der Märchen und Sagen umgeben, nicht jenes fröhliche Turnier- und Schlachtenpiel; nicht jenen tugendhaften,

tapfern Saladin und den Löwenherzigen König. Nein, Intriguanten und falsche Spieler treiben sich an den Ufern des Bosporus umher, und die Prinzen und Generale des Abendlandes suchen ihren Lorbeer nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Bordellen. Ehe Constantinopel politisch todt gemacht wird, ist es moralisch ruiniert, dazu helfen die vereinigten Armeen nach Kräften.

Es scheint im Interesse und in der Absicht der Westmächte zu liegen, den Türken, den kranken Mann, noch kränker zu machen, wie er ist. Deshalb wird der Krieg auf eine zweideutige, zögernde Weise geführt, durch welche die letzten finanziellen und militärischen Hilfsmittel der Pforte ruiniert werden. In dem Momente, wo die Türkei stirbt, wird dann wahrscheinlich Rußland auch aus vielen Wunden bluten und zu keinen großen Anstrengungen fähig sein. Dann spielen Frankreich und England die lachenden Erben und diese Erbtheilung wird eine neue Quelle erbitterter Feindschaft zwischen den beiden Nationen werden. So entspringt der Krieg aus dem Krieg und jede räuberische, verwegene That trägt den Keim zu neuen Rechtsverletzungen in sich.

Die Revolutionäre aller Völker und Partien erwarteten aus dem ausgebrochenen Kriege für sich eine günstige Wendung der europäischen Politik. Sie schienen auch ein Recht auf eine solche Hoffnung zu haben. Denn es schien kaum glaublich, daß nach den großen revolutionären Erschütterungen, denen Europa in den letzten Jahren ausgesetzt war, das europäische Staatsgebäude einen solchen Stoß aushalten könne. Daß dies dennoch der Fall war, beweist uns, daß wir uns über die politische Lage Europa's eben täuschten.

Kossuth hat in seiner letzten Rede zu Glasgow gesagt, daß er nicht glaube, daß die britische Regierung etwas für die unterdrückten Völker, für die Ungarn, Polen, Italiener, thun würde. Es ist sonderbar, daß ein so geschickter Mann, wie Kossuth, jetzt eine Wahrheit entdeckt hat, die wir andern Sterblichen längst vorher wußten. Von der englischen Politik eine revolutionäre Haltung zu erwarten, das zeugt mehr von einer lebhaften Phantasie, wie von einem Urtheile. Die innere Politik eines Landes kann nie von seiner auswärtigen Politik prinzipiell verschieden sein. Die innere Politik Englands wagte aber längst mehr keinen entscheidenden Schritt. Bei der jetzigen Zusammensetzung des Unterhauses, — denn in diesem liegt der politische Schwerpunkt Englands und die Krone wie das Oberhaus sind wenig mehr, wie politische Nullen, — ist nichts anderes möglich; die Majoritäten sind so klein, daß sich kein entschiedenes Ministerium und keine entschiedene Politik darauf stützen kann. Wir sehen hier die Herrlichkeit des konstitutionellen Regime's auf das deutlichste; die ver-



Schiedenen Parteien halten sich so die Balance, daß sie ihre Rechte gegenseitig vollständig aufheben, daß man nicht vorwärts, nicht rückwärts kann, und die ganze Politik, wie jener Esel Buridan's, zwischen zwei Heubündeln verhungert. Das Ende vom Liede ist dann eben ein Coalitionsministerium und eine Coalitionspolitik. Ohne daß durch die Reform des Wahlgesetzes das Wahlrecht über eine größere Masse von Bürgern ausgedehnt wird, kann sich diese unentschiedene Haltung des Unterhauses nicht ändern. Und selbst dann, wenn die kleine englische Bourgeoisie, wenn selbst ein Theil der Pächter und Arbeiter zum Stimmrecht zugelassen wird, welche besseren Aussichten eröffnen sich dann? Die großen materiellen Interessen, von welchen England beherrscht wird, stellen dieses Land immer auf die conservative Seite der europäischen Geschichte und die Baumwollenpolitik Manchester hat noch lange nicht ausgespielt.

Aber von Frankreich erwartet man die Initiative der Revolution. Betrachtet sich ja doch immer noch „die große Nation“ als das auserwählte Volk Europa's. Erklärten ja doch neulich noch die französischen Flüchtlinge auf Jersey in einer ihrer vielen schwunghaften Proklamationen, daß Napoleon kein Regiment aus Frankreich senden könne, ohne der Revolution ein Loch zu öffnen. Aber eine ganze Armee ist über das Mittelmeer gesendet und wo ist die Revolution? Allerdings, die Revolution in Frankreich kann heute oder morgen oder übermorgen ausbrechen; sie kann aber auch gar nicht kommen. Frankreichs Politik ist ein incommensurables Ding, für welches der Rechner nie eine richtige Lösung findet. Traurig, wenn man sich auf eine solche zweifelhafte und zweideutige Sache verlassen muß. Die Unmasse von Schimpf und Schande, welche dieses Volk in seiner inneren Politik schon erduldet hat, überbietet bedeutend die „Gloire“ seiner auswärtigen Politik und gibt uns ein gerechtes Mißtrauen in seine Zukunft. Frankreichs Zukunft wird eine spanische sein. Von einer Emeute in die andere fallend, eine Regierung mit der andern vertauschend, der Spielball ehrgeiziger Conspirationen und Prätendenten, wird dieses Volk in seinem materiellen Wohlstande, wie in seiner bürgerlichen Freiheit, so empfindlich beschädigt werden, daß es von seiner Höhe als Weltmacht zurücktreten muß.

Die Politik Deutschlands enthält manches schwarze Blatt, aber niemals zeigte sie sich so jämmerlich, wie gerade jetzt. Von allen Sorten des Verrathes ist diejenige die verächtlichste, welche aus der Feigheit stammt. Preußen und Oestreich möchten gern mit ihrem Herrn und Meister, dem Czaren, gehen, aber die Furcht vor der Revolution hält sie zurück. Eine russische Politik in Berlin und Wien würde eine revolutionäre Politik in Italien und der Rheingrenze hervorrufen. Daß die deutschen Mächte es

mit dem westlichen Bündniß nicht ehrlich meinen, ist für die Westmächte wohl selbst kein Geheimniß. Aber die eigene Furcht vor der Revolution läßt sie den Verrath ertragen. Die Drohung mit der Revolution, durch welche England und Frankreich die deutschen Mächte von dem russischen Bündniß abgezogen haben, ist die Drohung der Verzweiflung, die Drohung eines Selbstmörders. Wenn es jemals wahr ist, daß diejenigen, welche eine Revolution hervorrufen, derselben am ersten zum Opfer fallen, so wäre dies der Fall, wenn Louis Napoleon den Weg der Revolution beträte. Wie man in Berlin oder Wien so Etwas fürchten konnte, scheint Jedem unerklärlich, welcher die Gespenstfurcht, die an den Höfen der Despoten wohnt, nicht kennt. Aber daß man von beiden Seiten mit der Revolution droht, daß man in Petersburg, wie in Paris mit ihr kokettirt, das wirft ein helles Licht auf die europäischen Zustände. In der That ist die Revolution, oder vielmehr die Furcht vor derselben, der hauptsächlichste Motor der europäischen Ereignisse. Unter der Wucht des Krieges und der Herrschaft der Bajonette schweigt die Stimme der Völker, und es ist nichts gefährlicher für die wahre Demokratie, als wenn man in den Völkern einen nationalen Ehrgeiz, einen einseitigen Patriotismus, Ruhm- und Eroberungssucht zu erregen weiß.

Wir wollen uns hier nicht in jene verführerischen Revolutionsprofezeiungen einlassen, welche hüben und drüben von den verschiedensten Seiten ertönen. Dieser sagt, das Heil kommt von den Russen; Jener erwartet es von Paris; der Eine sieht die Bürgerschaft der Revolution in Omer Pascha, der Andere in Mazzini. Wer nun die Wahrheit profesezeit, ist schwer zu entscheiden; vielleicht haben Alle Recht, wahrscheinlich aber Niemand. Der Pessimismus lag uns von jeher so fern, wie der Optimismus, und wir glauben, daß das krampfhaftige Erwarten, „daß es morgen wieder los gehe“, eben nicht zu der Klarheit und Bestimmtheit des politischen Handelns führe.

Nicht nur die Türkei ist krank, nein, ganz Europa. Schon sind die Extremitäten des Patienten kalt, die Türkei, Griechenland, Italien, Spanien, Irland liegen schon halb erstarrt da. Die Kälte des Todes wird sich noch weiter über den europäischen Staatskörper erstrecken; zunächst kommt Frankreich an die Reihe. Ob das Herz Europa's, ob Deutschland, noch eine Zeitlang warm und lebendig bleibt, wer wird es voraussagen? Wo findet sich ein Arzt, der den sichen Körper durch eine durchgreifende Kur wieder zu neuem Leben ruft? Europa wird sich in vielfachen Convulsionen noch umher wälzen; wer wird in diesen Krämpfen eine glückliche Kur herbeiführen? Das sind Fragen, denen keine Antwort folgt.

Unterdessen sehen wir in Amerika ein interessantes und ungewohntes Schauspiel. Eine eben so friedliche, wie zahlreiche Völkerwanderung landet an unsern Gestaden und wälzt sich über die ungeheuren Räume der Vereinigten Staaten. Kaum, daß ein neues Territorium mit räuberischer Hand dem rothen Manne entrissen wird, strömen schon Schaaren von Einwanderern in das Land und bald erheben sich dort Städte und Dörfer, bald fliegen dort Dampfschiffe und Lokomotiven, wo jetzt noch das Schweigen des Urwaldes herrscht. Eine merkwürdige Sehnsucht in die Ferne, ein ungemehnes Streben in die Weite zeichnet die Menschen dieses Jahrhunderts aus. Massen von unbebauten Landes liegen diesen Pionieren der Civilisation noch im Rücken; sie finden in den Uferstaaten der fünf Seen viele Tausende von Quadratmeilen, welche noch unter der grünen Decke schlafen, mit welcher die Natur sie umhüllte. Aber sie gehen achtlos daran vorüber, um jenseits des Mississipy, hart an der äußersten Grenze der Civilisation, in Kansas und Nebraska, ihre Hütte zu bauen. Dieser Trieb in die Ferne wirkt allerdings manches Wohlthätige und Nützliche; nur muß man immer bedenken, daß mit der räumlichen Ausdehnung der Civilisation nicht immer eine tiefere Begründung derselben verbunden ist. Nichts ist bedenklicher, als eine arithmetische Politik, die nur nach Ziffern und nicht nach Principien rechnet. Eine solche Politik war in der letzten, aber jetzt schon vergessenen Botschaft des Präsidenten enthalten. Franklin Pierce sagte damals: „Dauert das Gesetz des Fortschritts nur noch ein Jahrhundert fort, so führt es zu unglaublichen Resultaten. Tausende von Menschen, welche bereits herangewachsen sind und die Rechte freier Männer ausüben, werden die Augen schließen bei dem Anblicke einer innerhalb der majestätischen Verhältnisse der amerikanischen Union eingeschlossenen Bevölkerung von mehr als hundert Millionen Menschen. Bisher hat unser Regierungssystem sozusagen nur in einem Miniaturmaasstab gewirkt im Vergleich mit der Entwicklung, die sie hier in einer ziemlich nahen Zukunft annehmen muß.“ Solche zuversichtliche, stolze Worte sind nur theilweise begründet. Das größte Reich der Welt, China, ist das schlechteste, der Kultur unzugänglichste. Die ungeheuren Staaten eines Timur und Tamerlan haben der Kultur keinen Nutzen gebracht. Rom war in den Zeiten seiner größten räumlichen Ausdehnung von der Höhe seines Ruhmes und seiner Civilisation längst herabgestiegen. Dagegen entwickelte sich in den kleinen Freistaaten Griechenlands jener noble republikanische Sinn, der sich auf das individuelle Selbstbewußtsein stützte und der in der Politik, wie in den Wissenschaften und Künsten, so Großes wirkte. Speziell für Amerika ist dieses Streben in die Weite, diese Eroberungssucht ein sehr zweideutiges Symptom, das für die Civilisation, wie für den materiellen

Wohlstand sehr gefährlich ist. Was soll es uns helfen, daß wir die Arme nach Japan ausstrecken, die Sandwichinseln anneriren, unsere Macht über Mexiko, Westindien, Centralamerika ausbreiten und unsere Pioniere bis an die Felsengebirge schicken, wenn unterdessen in den alten Staaten sich nichts verbessert, wenn unsere Häfen verderben, unsere Schulhäuser zerfallen, die Gefängnisse sich füllen, wenn die Rohheit unserer Städte, die Verderbtheit unserer Sitten zunimmt, und Gesetze wie Gesezgebungen jeden Tag schlechter werden? Es ist kein Beweis von großem politischem Scharfblick, wenn man in der Masse der Ländereien und Menschen die Größe eines Staates erblickt. Die Größe eines Staates liegt in der Rechtllichkeit und Brauchbarkeit seiner Institutionen.

Aber grade die Leute der ungemessenen Ländergier und der weitgehenden Eroberungspläne sind eben nicht bemüht, die Reinheit unserer amerikanischen Institutionen aufrecht zu halten. Es sind die Leute des Südens, der Nebraskabil, der Berewigung und Ausbreitung der Sklaverei. Die Sklaverei bedarf aus national-ökonomischen Gründen eines großen Territoriums. Da der Sklave nicht konsumirt, so entsteht kein Handel und Verkehr unter seinen Händen. Im Norden sind 40 bis 50 Farmer im Stande, eine blühende Village mit Gasthäusern, Läden und Geschäften aller Art, zu ernähren; ein verhältnismäßig kleiner Landstrich ist hinreichend, eine Stadt zu beleben. Das ist aber im Süden anders. Hier sind große Provinzen nothwendig, um eine Stadt in Leben und Thätigkeit zu erhalten. Daher ist der Süden nimmer satt an Ländergier. Auch politische Motive helfen dazu mit. Die südlichen Politiker wissen wohl, daß sie nicht immer durch falsche Manöver einen Theil der nördlichen Stimmen und dadurch die Majorität im Kongresse erhalten; sie müssen ihre Macht verstärken, um den Kämpfen der Zukunft gewachsen zu sein. Und dann steht endlich im Hintergrunde aller dieser Eroberungspläne der Gedanke an die Auflösung der Union, der grade bei den sogenannten Unionsreitern des letzten Kompromisses vorwaltend ist. Die Union muß so unnatürlich vergrößert werden, daß sie am Ende von selbst zusammenbricht. Je eifriger man die Union nach Außen vergrößert, desto mehr lockert man die Bande der innern Politik, durch welche die einzelnen Staaten zusammengehalten werden. Diese verrätherische Politik wird uns andere Früchte bringen, als welche Herr Pierce in seiner Botschaft geweissagt hat.

Wir sind gewiß nicht der Ansicht, daß die Union in ihren jetzigen Grenzen stehen bleiben müsse. Der nordamerikanische Kontinent und die benachbarten Inseln scheinen schon von der Natur den Vereinigten Staaten zum Geschenk gegeben zu sein. Aber je sicherer wir die Vereinigung aller nordamerikanischen Landestheile mit der Union voraussehen, desto

weniger kraucht man sich dabei zu übereilen. Jede Hast und Ueberstürzung ist hier gefährlich. Erst muß das Staatsrecht der Union gereinigt und befestigt werden, ehe man an eine räumliche Ausdehnung desselben denken kann. Erst muß der Sklaverei eine feste und unverrückbare Grenze gesteckt sein, ehe man neue Sterne in den Kranz der Union einflügt.

Hundert Millionen Menschen in einer großen Föderativrepublik, das ist allerdings ein großer Gedanke. Aber woraus bestehen diese Millionen? Neger, in langer Sklaverei fast zum Thiere herabgewürdigt, rohe Asiaten, die der Despotismus geistig und körperlich demoralisirte, betrunkene Irlander, der Rohheit und dem Katholizismus ergeben, selbst unter den Deutschen viele ordinäre und unwissende Elemente, und dann an der Spitze von Allen der Amerikaner mit seiner rücksichtslosen Erwerbssucht, seiner puritanischen Steifheit und Unduldsamkeit, mit dem Mangel alles feineren ästhetischen Sinnes, ohne gründliche wissenschaftliche und künstlerische Bildung, der europäischen Civilisation halb fremd, untermischt mit den rohen Elementen des Sklavenhalterthums: dies sind die Bausteine jener großen Zukunft, von der Viele die Erlösung der Welt aus dem Despotismus und dem Aberglauben erwarten.

Sehen wir nicht zu trüb! Die Freiheit hat für jede ihrer Verirrungen und Mißbräuche ein Heilmittel. Auch in Amerika wird sich dieser alte Grundsatz bewähren. Neben den vielen rohen Elementen, welche dieses weite Land überschwemmen, wandert auch immer etwas Civilisation und Kultur herüber; die Verbindungen zwischen der alten und neuen Welt werden jeden Tag schneller und leichter, so daß kein einzelnes Volk in isolirter Haltung in die Barbarei zurückfallen kann. Es ist das Loos der Rohheit, daß sie sich selbst vernichtet, aber die Civilisation trägt die Kraft der Fortpflanzung und Propaganda in sich.

Freilich, aus der gegenwärtigen Lage müssen wir heraus. Sonst möchte sich das Volk an die Atmosphäre gewöhnen, welche es jetzt einathmet. Es ist vielleicht manchmal nützlich und nothwendig, daß man sich mit Hoffnungen auf die Zukunft über das Misere der Gegenwart tröstet, aber dieser Trost reicht für die Gegenwart nicht aus. Der Mensch nennt die Gewohnheit seine Amme; aber die Milch der Amme ist gegenwärtig Gift. Welch ein Zeitalter der Rohheit und Lasterhaftigkeit! Die Wahlen sind verkäuflich, die Grundsätze vergessen, die Gerichtshöfe in den Händen der Corruption, die Gesetzgebungen jedem Fortschritt der Freiheit, jeder Maßregel des Volkswobls entgegen; die öffentliche Meinung ist in Verwirrung und die Stimme der Presse verhallt in dem Geschrei der Corruption und der Rohheit. Die berühmtesten Politiker dieses Landes, die höchsten Beamten desselben zeigen sich als die Werkzeuge der niedrigsten Interessen; die an-

gesehensten Millionäre werden als gemeine Betrüger entlarvt. Wenn in einem despotischen Staate geschieht, so kann man es freilich begreifen; aber hier unter den Augen einer freien Presse, im Angesichte der öffentlichen Meinung und einer ungefesselten Kritik, hier fallen solche Unthaten ungleich schwerer in das Gewicht und verletzen in hohem Grade die Achtung, die wir dem Menschengeschlechte zu zollen geneigt sind.

Kaum, daß die Nebraskabill alle freien Männer dieses Landes in die größte Entrüstung versetzte, so entsteht schon wieder eine öffentliche Trauer über den Verlust der Heimstättebill, dieses Lieblingswunsches des amerikanischen Volkes. Wir gestehen es offen, daß es uns recht ist, von einem Senate, der in den Händen eines Douglas und Cab ist, die Heimstättebill verworfen zu sehen. Es wäre eine Inconsequenz gewesen, wenn Amerika diesen Leuten etwas zu verdanken gehabt hätte. Nein, der ungetheilte Fluch des Volkes treffe sie. Während die Anhänger der gegenwärtigen Partei verletzen an dem fatalen Gesetze des Herrn Hunter vorübergehen, und dasselbe kaum einer öffentlichen Besprechung zu unterbreiten wagen: sind die unabhängigen Leute darüber einig, daß das Prinzip der Heimstättebill gegenwärtig ganz verkümmert sei, und hinter den kleinen Erleichterungen, welche den Ansiedlern gewährt sind, die größten Monopole und Aufforderungen zum Landschacher stecken.

Die Wünsche des Volkes verdorren unter den Händen gewissenloser Staatsmänner.

Es ist in der That schwer, unter solchen Umständen den Muth aufrecht zu erhalten, und die Hoffnung auf die Zukunft nicht zu verlieren. Aber wie der Bergmann aus der Tiefe seines dunkeln Schachtes die Sterne am Himmel sieht, so auch befähigt uns vielleicht gerade die Finsterniß der gegenwärtigen Verhältnisse zu neuem, kräftigem Streben. Wir hoffen, daß ein großer, durchgreifender Umschwung der öffentlichen Meinung eintreten werde. Ein tüchtiges Material steht allen freien Bestrebungen zu Gebote; die größten Fragen, die sich vielleicht jemals dem Menschengeschlechte aufgedrängt haben, erwarten ihre Erledigung, und die nöthigsten Mittel, sie zu lösen, sind gegeben. Wenn einmal die Menschheit sich entschließt, die Arbeit des Jahrhunderts zu lösen, wird ihr diese nicht zu schwer fallen. Wenn nur einmal der Wille, der einmüthige allgemeine Wille da ist, dann wird es am Vollbringen nicht fehlen.

Es gibt im Leben der Völker Stillstandsperioden, welche mit den Perioden der Entwicklung und des Voranschreitens abwechseln. Das Gesetz dieses Wechsels zu bestimmen, ist bis jetzt dem Geschichtsschreiber noch nicht gelungen. Aber wenn die Regeln des Gleichgewichts gelten, nach

denen die eine Waagschale um so höher steigt, je tiefer die andere fällt, dann erleben wir den traurigen Zuständen der Gegenwart gegenüber bald eine Zeit kühnen Strebens und großer Leistungen.

### Die Staatsuniversität in Michigan.

Ann Arbor ist ein freundliches Städtchen an der Michigan-Central-Bahn, etwa fünfzig Meilen von Detroit. Der anmuthigen Gegend, in welcher bequeme Hügel in malerischer Abwechslung zwischen Wäldern und Wiesen liegen, fehlen nur Wassermassen, ein breiter Strom oder ein See, um selbst ein verwöhntes Auge in jeder Weise zu befriedigen. Der Centralisationstrieb, der einen Grundzug des amerikanischen Volkscharakters zu bilden scheint, hat auch in Michigan die verschiedenen Anstalten des Staates verschiedenen Städten zugewiesen. Ann Arbor hat als seinen Antheil die Universität erhalten. Wir haben schon früher, in der ersten Nummer der Monatshefte, dieser Anstalt eine kurze Besprechung gewidmet, und glauben, auf dieselbe nochmals zurückkommen zu dürfen, da wir durch persönliche Anwesenheit Gelegenheit erhielten, frühere Bemerkungen zu vervollständigen oder zu berichtigen. Wir können uns gewiß auf keine bessere Weise mit den amerikanischen Verhältnissen veröbnen, und den Widerwillen, mit welchem uns manches Schlechte und Gemeine erfüllt, mildern, als wenn wir ernstlich bemüht sind, jedem Keime des Guten und Edlen nachzuspüren, und uns die Bürgschaften der fortschreitenden Civilisation unablässig vor Augen zu stellen. Ermüdet von den Widerwärtigkeiten und Schlechtigkeiten der Politik, werden wir vielleicht wieder frohen Muth und Hoffnung auf die Zukunft bekommen, wenn wir uns mit dem Schulsystem und den bessern Erziehungsanstalten beschäftigen. Gerade hier im Westen finden wir dazu mehr Gelegenheit, als anderwärts, weil hier die höhern Unterrichtsanstalten noch nicht den ecclesiastischen Charakter angenommen haben, der die meisten Akademien und Universitäten der östlichen, namentlich der Neu-England Staaten, kennzeichnet. Es ist auch sehr zu wünschen, daß das Kirchenthum jedes Dogmas und jeder Sekte unsern Universitäten fern bleibe; eine mehr wie tausendjährige Erfahrung hat gezeigt, daß freie Wissenschaft niemals unter dem Schutze irgend eines religiösen Bekenntnisses gedeihen kann. Es ist dies jedoch eine Thatsache, welche man nur mit Vorsicht in Amerika ausgesprechen darf, und die eben nur in den

besten und unbefangenen Köpfen Platz findet. Wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß gesetzlich alle confessionellen Einflüsse den Freischulen des Staates fern bleiben müssen. In viel höherem Grade ist dies aber mit den Universitäten der Fall. Die Wissenschaften, welche hier gelehrt werden, haben nichts mit der Religion zu thun; die Medizin, die Physik, die Astronomie entbehren jeder religiösen Eigenschaft, und auch in den Gebieten der Jurisprudenz, der Geschichte, der Philosophie und der Moral verschwindet, sobald dieselben nach einer rein wissenschaftlichen Methode behandelt werden, jede religiöse und dogmatische Auffassung. Je größer also die Hoffnungen sind, mit welchen wir das Aufblühen unserer jungen Universitäten betrachten, desto ängstlicher müssen wir den Weibthau religiöser Unduldsamkeit von ihnen fern halten.

Die Universität in Ann Arbor gibt in dieser Beziehung mehr Garantien, als manche andere westliche Anstalt. Herr Tappan, der Leiter derselben, ist zwar selbst ein Reverend, aber ein Mann von streng wissenschaftlicher Methode und Bildung, der den Rechten der Wissenschaften nichts vergeben wird. Er hat Europa bereist, einen großen Theil der wissenschaftlichen Anstalten in Deutschland, Frankreich und England kennen gelernt, und ist durch diese Erfahrungen befähigt, eine Universität im europäischen Stile zu gründen und zu leiten. Eine solche Universität ist nicht nur dazu bestimmt, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, eine Schule für bestimmte Berufsfähigkeiten zu sein, sondern auch, einen Sammelplatz der wissenschaftlichen Forschung und des wissenschaftlichen Strebens zu bilden. Wie die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen da ist, so darf auch die Universität nur der Wissenschaft wegen existiren. Die meisten sogenannten Universitäten in Amerika sind freilich nur Busineßanstalten, Maschinen, auf denen man in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Doktoren fabrizirt, wo die Wissenschaft als eine Milchkuh betrachtet wird und die wissenschaftlichen Kenntnisse nur als Erwerbsmittel in Anschlag kommen. Von der Universität zu Ann Arbor haben wir eine solche niedrige Richtung nicht zu erwarten; sie wird keine bloße Abrichtungs-Anstalt für Doktoren und Advokaten, sondern auch eine Freistätte der Wissenschaft sein.

Dafür bürgen uns schon die ersten Anlagen dieser Universität. Wenn wir sie mit den europäischen vergleichen, so finden wir von den vier Fakultäten, aus denen gewöhnlich eine deutsche oder englische Universität besteht, nur zwei, die medizinische und philosophische. Es ist auch wohl nicht nothwendig, die beiden andern hinzuzusügen. Das theologische Studium gehört nicht auf eine Universität, weil der wissenschaftliche Gehalt zum größten Theile daraus verschwunden ist. In Amerika, wo es keine



Staatsreligion und keine offizielle Theologie giebt, wäre es ohnedies auch unstatthaft, der Staatsuniversität eine theologische Fakultät hinzuzufügen.

Eine juridische Fakultät ferner scheint auch nicht nothwendig zu sein. Das Studium der Rechtswissenschaft ist in Amerika nicht auf so tiefen und weitläufigen historischen Grundlagen basirt, wie in England oder gar in Deutschland; hier sind keine griechischen und lateinischen Quellen, mit unzähligen Glossen und Kommentarien, sondern das Eivilrecht ist, mit wenigen Ausnahmen, ein einfachs Gewohnheitsrecht, das man sich aneignet mehr in der Praxis, als durch theoretisches Studium. Man erlernt in Amerika das Recht gewöhnlich in der Schreibstube eines Advokaten, nicht in den Hörsälen einer Universität. Wenn in dieser Sphäre Etwas der Universität anheimfällt, so ist es das Staatsrecht. Dieses und die Staatshaushaltskunde sind Wissenschaften, die jeder amerikanische Bürger, der sich mit der Gesetzgebung und der Verwaltung eines öffentlichen Amtes abgibt, studiren sollte. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Politik eine ebenso bestimmte, positive Wissenschaft ist, wie die Medizin, die Astronomie u. dergl., und wenn einmal an unsern Universitäten die politischen Wissenschaften von tüchtigen Professoren doziert würden, so bekämen wir wahrscheinlich bessere Gesetze und würdigere Legislationen, als jetzt, wo oft Leute zu Gesetzgebern gewählt werden, die gar nicht wissen, daß es eine Wissenschaft des Staatsrechtes und der Nationalökonomie giebt.

Die Naturwissenschaften bilden das hauptsächlichste Objekt des akademischen Unterrichtes, wie die Grundlage der modernen Bildung überhaupt. Besonders in Amerika ist ihnen der erste Rang zuzuerkennen, da die linguistischen und historischen Wissenschaften hier nicht den Umfang, und die Wichtigkeit, wie in Europa haben, und da in dem Studium der Naturwissenschaften ein unmittelbarer Nutzen liegt, der dem praktischen Sinne des Amerikaners zusagt. In dieser Sphäre ist in Ann Arbor der Anfang gemacht worden mit der Errichtung einer medizinischen Fakultät und einer Sternwarte. Ein chemisches Laboratorium und ein physikalisches Kabinet soll bald hinzugefügt werden. Die medizinische Fakultät ist nach den Grundsätzen des Freischulsystems errichtet, und es wird den Studenten kein Honorar abgenommen. Daß durch eine solche Liberalität die Anstalt selbst an wissenschaftlichem Gehalte zunehmen muß, ist leicht ersichtlich. Denn indem man kein Honorar von den Studenten bezieht, wird man nicht leicht in den Fehler anderer Universitäten verfallen, so viele Studenten und diese so schnell, als möglich, durch den medizinischen Kurjus zu jagen, um die Nebenbuhlerschaft konkurrierender Anstalten zu überwinden.

Das anatomische Theater liegt auf dem Grundstücke der Universität, welches ein Viereck von 40 Acres bildet. Das Theater enthält große, helle Räume, leidet aber an dem Mangel aller medizinischen Anstalten Amerika's; es gibt nemlich selten Leichen darin. Das auffallende, widersinnige Verurtheil des amerikanischen Volkes gegen das Seciren von Leichen ist freilich in Michigan, so viel wir wissen, noch nicht zum Gesetz geworden, aber wirkt doch mit gesetzlicher Kraft. Der ärztliche Stand in Amerika sollte alle seine Bemühungen darauf konzentriren, diesem Uebel entgegen zu treten. Wenn man sich in der beschreibenden Anatomie vielleicht auch einigermaßen mit Kadavern von Wachs oder Pappe behelfen kann, die in Paris zu einem Preise von ungefähr 1500 Francs von ausgezeichnete Schönheit gefertigt werden, so ist doch zum Studium der ausübenden Chirurgie die Section von Leichen unerlässlich.

Wir sahen unter der freundlichen Leitung des Herrn Tappan die verschiedenen Sammlungen der Universität und die Sternwarte. Das Mineralienkabinet zeichnet sich durch Reichhaltigkeit aus; die Minen am Oberen See haben auch ihr Contingent dazu gestellt. Das zoologische Kabinet enthält die meisten der in Michigan vorkommenden Thiere. In der Bibliothek fanden wir eine Abtheilung deutscher Werke, unter ihnen die Schriften unserer großen Philosophen. Herr Tappan selbst, der Moralphilosophie vorträgt, ist in den Werken Hegel's, Kant's und Fichte's wohl bewandert. Zum ersten Male auch fanden wir hier das kostbare Werk von Audubon, die Vögel, zu dessen Herstellung das Vaterland des großen Ornithologen die Mittel nicht aufbringen konnte und das unter der Protektion der britischen Krone in London gedruckt wurde. Dies Buch allein ist eine ganze Bibliothek werth \*).

Auf einem benachbarten Hügel, dem höchsten in der Gegend, befindet sich die Sternwarte. Der Bau ist ziemlich seiner Vollendung nahe und erinnert in seiner Konstruktion an die Sternwarte bei Bonn. Die Instrumente, welche in Berlin gefertigt sind, wurden damals grade jeden Tag erwartet. Herr Tappan hat einen jungen Gelehrten von Berlin an diese Sternwarte berufen, und wir hatten das Vergnügen, Herrn Dr. Brunnow, der grade vor wenigen Tagen angekommen war, in seinem neuen Wirkungskreise zu begrüßen. Wir können Herrn Brunnow zu dieser ehrenvollen Berufung Glück wünschen. Wenn man bedenkt, daß Ann Arbor die einzige Sternwarte mit brauchbaren Instrumenten im ganzen großen amerikani-

\*) Wir erlauben uns hier eine Berichtigung. In No. 1 der Monatsbeste rühmten wir die Mannigzigkeit der Bewohner von Ann Arbor, die \$15,000 zur Bibliothek beigefeuert hätten. Wir müssen leider diese Summe um eine Null verkürzen.

sehen Westen ist, — denn die in Cincinnati verdient kaum der Erwähnung — so wird man die Reichtigkeit begreifen, mit welcher der junge Astronom sich wissenschaftliche Notorietät sichern kann. Seine Beobachtungen werden auf jeder Sternwarte von Dorpat bis Washington unentbehrlich sein und in keiner astronomischen Zeitschrift fehlen dürfen. Die Vorliebe, welche Herr Tappan bei dieser Berufung, wie bei jeder Gelegenheit, für deutsche Wissenschaft an den Tag gelegt hat, wird zum Gedeihen der Universität gewiß nicht wenig beitragen und das Resultat so günstig sein, daß die Feinde der deutschen Wissenschaft, die Nativisten und Katholiken, sich um die Früchte ihrer Verläumdungen betrogen sehen.

---

## Der Dogmatismus in der Politik.

(Zweiter Artikel.)

### I. Die Parteien.

Als wir unter dieser Ueberschrift in der vorigen Nummer einige Bemerkungen, welche uns zeitgemäß schienen, veröffentlichten, konnten wir wohl voraussehen, daß unsern Ansichten von manchen Seiten widersprochen werden würde. Es gibt noch mehr Dogmatismus in der Welt, als man glaubt, und auch in den Reihen der radikalen Parteien existiren noch viele Leute, die an gewisse Zauberformeln gefesselt sind und den engen Kreis bekannter Schlagwörter und gebräuchlicher Phrasen nicht zu verlassen wagen. Es ist eine sehr gebräuchliche Erscheinung, daß die öffentliche Meinung eine enge, festumgränzte Form annimmt, und an Jedem mit der Präntension herantritt, etwas allgemein Gältiges, schlechthin Nothwendiges zu sein, daß sie im Momente ihres Entstehens sich gleichsam schon zu einem festen, unbeweglichen Körper krystallisirt. Bei der Entstehung revolutionärer Volksbewegungen z. B. wendet sich die öffentliche Meinung gewissen bestimmten Punkten zu, welche das Programm der Bewegung bilden und in denen die Bewegung selbst ihr Ende und Ziel erreicht. An diesen Punkten festzuhalten, wird von den Anhängern der Partei auf das bestimmteste verlangt. So entstanden die Märzwünsche des deutschen Volkes im Jahre 1848; so die verschiedenen Plattformen der amerikanischen Parteien. Ein solches Benehmen ist am Ende ganz natürlich; wenn man in der Politik Etwas

durchsetzen will, muß man sich nicht in unbestimmten Wünschen und Erwartungen ergehen, sondern etwas Bestimmtes, deutlich Ausgesprochenes verlangen, und um dieses Verlangen eine möglichst große Masse von Menschen schaaren. Aber hierbei werden häufig zwei Fehler begangen. Erstlich bezieht man sich zu sehr, der Bewegung ihre feste Form vorzuschreiben, ein Fehler, der unzweifelhaft bei der Abfassung der Louisviller- und Obio-Plattformen der freien Deutschen gemacht wurde. Zweitens sieht man häufig das Programm der Partei als ihre Grenze an, und warnt eifrig vor einem Ueberschreiten derselben. Dies war der Fall 1848 in Deutschland. Die Wünsche, welche das Volk im März aussprach, genügten natürlich demselben schon im April nicht mehr, und indem man das Volk in den engen Grenzen dieser Wünsche hielt, nahm man der Bewegung ihre Entwicklungsfähigkeit und Lebenskraft. Wir sahen damals, daß die Leute, welche am hartnäckigsten an dem Dogma der Märzversprechungen hielten, sich allesamt früher oder später in dem Sumpf der Reaction verloren. Deshalb haben wir wohl recht, vor dem Dogmatismus in der Politik zu warnen; derselbe macht in jedem Falle halbstarrig, intolerant, unpraktisch.

Nur Bewegung und Entwicklung, dann haben wir auch Freiheit und Fortschritt. Aber die beste Sache verliert an Vertrauen und Zuverlässigkeit, wenn sie die Präntension hat, unfehlbares Dogma zu sein.

Es ist nur ein scheinbarer Vortheil, welcher daraus entsteht, daß man die Partei auf ein bestimmtes Programm verpflichtet, sie gleichsam dogmatisch organisiert. Für den Augenblick scheint allerdings viel damit gewonnen; die Partei scheint fir und festig dazustehen; mit dem Programm wächst sie aus der Erde. Aber man wird bald finden, daß das Band, welches die Partei zusammenhält, nur ein oberflächliches ist, daß sich in der Partei selbst große Widersprüche und Uneinigkeiten vorfinden, daß man sich um die verschiedene Auslegung des Programmes streitet, daß am Ende das Programm selbst das wirksamste Auflösungsmittel der Partei ist. Je straffer das Band gezogen ist, welches die Partei zusammenhält, je ausführlicher und bestimmter das Programm ist, je strikter dasselbe interpretirt wird: desto heftiger werden die Kämpfe innerhalb der Partei selbst sich gestalten. Dies sehen wir zur Zeit sehr deutlich an der sogenannten demokratischen Partei.

Gefährlich allerdings ist der Dogmatismus, dies werden selbst unsere Gegner einsehen. Aber sie mögen vielleicht fragen: Kann man ihn auch entbehren? Ist er nicht umgänglich nothwendig? Kann man auf irgend eine andere Weise eine Partei organisiren, als indem man sie auf eine Plattform verpflichtet? Dies sind Fragen, welche die bisherige Praxis allerdings noch nicht genügend beantwortet hat.

Indessen fassen wir die Genesiß der Parteien näher in's Auge: Wann treten die Programme und Plattformen hervor? Gewiß nicht beim Anfange einer politischen Bewegung. Diese muß vielmehr schon in ein reiferes Stadium getreten sein, wenn man sie in die Zwangsjacke eines Programmes steckt. Die Plattform tritt dann erst hervor, wenn die Partei schon gebildet, wenn die Bewegung schon durchgeführt ist. Sie ist der Name, den man dem schon geborenen Kinde gibt. Deshalb ist es unwahr, wenn man sagt, daß die Partei sich auf einer Plattform organisiere; die Plattform bildet sich auf der Partei.

Als die Märzerrungenschaften, als das Programm der deutschen Revolution aufgestellt wurden, war die Revolution durchgeführt; die Barrikadenkämpfe in Wien und Berlin hatten schon stattgefunden und zwar mit gutem Erfolge. Das Volk war eigentlich schon im Besitze dessen, was den Inhalt der eigentlichen Märzerrungenschaften bildete. Wenn dieser Besitz in manchen Punkten und in verschiedenen Ländern noch nicht gesetzlich garantiert war, so war dies im Grunde genommen irrelevant; diese sogenannten Errungenschaften konnten nirgends mehr verweigert werden. Was war der Nutzen davon, daß man diese einzelnen Volksrechte, welche das Volk auf den Barrikaden erkämpft hatte, später in ein ausführliches Programm brachte und auf dieses Programm die ganze Bewegung verpflichtete?

Was heute gut war, zeigte sich morgen als ungenügend, und der schönen Bewegung wurde die Zukunft und die Spitze abgebrochen.

Als die Plattformen der alten Parteien hier in Amerika, 1852, entworfen wurden, sagte man eben auch nichts Neues; die Parteien bestanden ihren Grundsätzen nach schon vorher und alle Materialien zu ihrer Bildung waren schon vorhanden. Das Kompromiß von 1850 und das Sklavenauslieferungsgesetz bildeten schon damals die allgemeine Grundlage der politischen Parteibildung. Durch die Plattform selbst erreichte man nichts Neues, als daß man die beiden alten Parteien verknüpfte, pedantisch und halbstarrig machte und den Keim zu ihrer eigenen Zersetzung legte. Beide Parteien, besonders die demokratische, kränkelten an ihrer eigenen Plattform.

Als in diesem Jahre, in Folge der Nebraskabill, sich eine Coalition nördlicher Prinzipien und Interessen bildete, sah man auch wieder das Unpraktische einer Plattform deutlich hervortreten. Obgleich sich die „republikanische“ Coalition verständigerweise nur auf das Nöthigste beschränkte und nur Verteidigungswaffen gebrauchte, so scheint die Einigkeit unter den nördlichen Männern jetzt nicht mehr so groß zu sein, wie vor der Gründung der Coalition. Vielfach sehen wir

rings um uns her, wie die früheren Sonderinteressen der alten Parteien sich wieder in den Vordergrund drängen; hier sehen wir verflochte, dort offene Trennungsgelüste. Die Coalition scheint nur deshalb geschlossen zu sein, um sich auflösen zu wollen. Und doch hat sie nur eine sehr allgemeine Plattform entworfen. Wäre dieselbe nach Art der Buffalo — oder Pittsburger — oder Louisviller Plattformen spezieller und bestimmter abgefaßt worden, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die Zerwürfnisse und Trennungsgelüste noch größer sein.

Von der Louisviller Plattform und ihren Nachahmungen wollen wir nur das sagen, daß sie überall, wo sie ernsthaft diskutiert wurde, eine Quelle der Zwietracht war.

An allen diesen Beispielen sehen wir, daß die politischen Plattformen und Programme den Zweck, welchen man bei ihrer Abfassung im Auge hatte, selten und nur mangelhaft erreichen, ja, daß sie um so mehr ihr Ziel verfehlen, je größer die Hartnäckigkeit ist, mit der sie festgehalten werden.

Die Plattformen gehören nicht zu den vorwärtstreibenden und belebenden, sondern zu den konservativen und hemmenden Mitteln in der Politik. Sie schaffen den Fortschritt nicht, sondern begrenzen ihn. Sie stehen nicht am Anfang, sondern am Ende einer Bewegung.

Aber, fragt man uns, wenn in den Verwirrungen der Politik sich keine fest abgeschlossene Parteien mit deutlich ausgesprochenen Grundsätzen und Tendenzen bilden, verläuft dann nicht die ganze politische Bewegung in ein unbestimmtes, trübes Chaos? Ist dann nicht jeder politischen Zweideutigkeit und Achselträgerei freier Spielraum gegeben? Wird dann nicht denen, welche im Trüben fischen wollen, die Bahn eröffnet? Deutlichkeit, Bestimmtheit, Konsequenz, diese ersten Bedingungen einer graden und ehrlichen Politik, werden sie durch ein solches Benehmen nicht untergraben?

Hier ist der Punkt, wo die Mißverständnisse wurzeln. Ebenso wenig, wie der Naturforscher, welcher sich einer ängstlichen und perantischen Systematik fernhält, der Unwissenschaftlichkeit beschuldigt werden kann, darf man einen Politiker, der sich der Parteidisziplin nicht unterwerfen, der sich auf ein Parteiprogramm nicht verpflichten will, der Inkonsequenz und Zweideutigkeit begünstigen. Ohne Partei sein, das heißt nicht immer, ohne Grundsätze sein. Einer Partei sich verpflichten, ist etwas Anderes, als einer Partei angehören. Wer sich einer Partei und auf ein Programm verpflichtet, der ist Sklave der Partei. Wenn der Entwicklungsgang der Partei nicht mit seinem individuellen Entwicklungsgange übereinstimmt, — und dies wird in den seltensten Fällen geschehen, — dann muß der Parteilave entweder sich selbst oder der Partei untreu werden. Tausend Inkonsequenzen und Verlegenheiten entstehen aus einem solchen Verhalten; dies

kann man in den Reihen der Whigs und Demokraten jeden Tag beobachten. Grade hier wurzelt die Inconsequenz und die Achselträgererei in der Politik. Die Parteibände schnüren das Gewissen des Menschen zusammen; je selbstständiger der Charakter und je unbesangener die Urtheilskraft desselben ist, desto größeren und unerträglicheren Druck übt die Partei auf ihn aus.

Denn was ist die Partei? Woraus besteht sie? Was ist ihre Macht und ihr Gesetz? Ist die Partei ein Prinzip? Wir sehen, daß die verschiedensten Prinzipien sich in einer und derselben Partei geltend machen. Wer herrscht in der Partei? Etwa die persönliche Ueberzeugung? Sie darf sich dem Parteidogma nicht gegenüberstellen. Wo liegt die Macht der Partei? In der Intelligenz? Diese wird durch die Majorität unterdrückt. Wer leitet die Partei? Nicht der Ruhm und das Genie, sondern die Clique und die Intrigue.

Dies läßt sich mehr oder minder von allen Parteien sagen; hierin besteht eben das Wesen der Partei. Die freisinnigsten Parteien kommen über die Herrschaft der Majoritäten nicht hinaus. Wenn man sich auch diese Herrschaft dem Staate gegenüber gefallen lassen muß, — denn die Demokratie hat noch kein anderes Mittel zur Leitung des Staates gefunden, — so soll man die Herrschaft der Majorität seiner eigenen Ueberzeugung, seiner eigenen Partei gegenüber nicht dulden. Hier muß Jedermann das Recht haben, auf eigenen Füßen zu stehen.

## II. Die Individualitäten.

Es ist ein Verkennen des natürlichen Entwicklungsganges der Völker, wenn man glaubt, äußerliche Mittel nothwendig zu haben, um diesen Entwicklungsgang zu regeln. Wir wachsen nicht deshalb, weil uns ein gewisses Maaß des Wachsthums vorgeschrieben ist, sondern weil der natürliche Trieb zu wachsen in uns liegt. Wir entwickeln uns nicht nach den Vorschriften unserer Schulmeister, Prediger u. dergl., sondern nach unsern eigenen Kräften und Anlagen. Das Gesetz unserer Entwicklung ist immanent, nicht transcendent. Nichts könnte falscher sein, als uns in unserer Entwicklung an den Anfangspunkt derselben festzubinden, nichts falscher, als unsern Willen von Gestern zum Gesetze für Morgen zu machen. Das menschliche Leben, das der Gesammtheit, wie der Individuen, läuft nicht in einer stetigen Reihe fort, sondern bildet eine Kette discontinuirlicher Größen, und der Uebergang von einem Punkt zum andern ist keine Gleichung, sondern eine Entgegensetzung, ein Widerspruch. Ueberall in der Natur herrscht dasselbe Gesetz der Entwicklung. Man mag zwei verschiedene, noch so nahe verwandte Spezies derselben Gattung nehmen; man hat

zwei von einander ganz unabhängige, unterschiedene, selbstständige Organismen. Das Blatt am Baume ist heute etwas ganz Anderes, als es gestern war, und wenn man zwei Frösche derselben Spezies im Grase mit einander spielen sieht, ist der eine durch tausend Merkmale von dem andern unterschieden. Die Oxidationsstufen der Metalle laufen nicht in einer ununterbrochenen Reihe fort; Eisen verbindet sich mit 100 Atomen Sauerstoff, nicht mit 101, 102, 103 u. s. f.; erst bei 150, dann bei 200 Atomen tritt wieder eine neue Verbindung ein. So finden wir überall in der Natur Sprünge, überall schroffe, heftige Sprünge; niemals eine ruhige, stetige Entwicklung.

Die Natur ist auch hier, wie überall, das Spiegelbild des menschlichen Lebens. Deshalb ist nichts der natürlichen Entwicklung des Menschen so sehr zuwider, als das Dogma, das die Freiheit seiner Zukunft beschränkt und ihm die Herrschaft über sein eigenes zukünftiges Denken und Wollen nimmt. Der Mensch muß sich immer daran erinnern, daß er Morgen etwas ganz Anderes ist, ein Wesen mit anderen Fähigkeiten, Leidenschaften, Entschlüssen, als heute oder gestern. Der Unterschied mag ihm selbst oft unbemerktlich sein, weil die Gewohnheit der immerwährenden Veränderung ihn für dieselbe unempfindlich macht. Aber der Unterschied existirt und zwar ist er ebenso wesentlich, wie z. B. der zwischen Eisenoxidul und Eisenoxid. Je mehr der Mensch sich an seine Vergangenheit, an deren Urtheile, Ueberzeugungen, Entschlüsse bindet, desto mehr verkennt er sein eigenes Wesen, desto mehr verhindert er seine eigene Entwicklung.

Der Mensch, welcher sich ein Dogma bildet, der sich verpflichtet, Morgen dasselbe zu glauben und zu denken, wie heute, gibt den besten Theil seiner Urtheilskraft gefangen. Er verräth zunächst, daß er wenig Zutrauen zu sich selbst hat; er wagt nicht, sich seiner eigenen Denkkraft und deren Entwicklung zu überlassen. Er muß einen Hüter haben über sich selbst; der Mensch von Gestern soll der Hüter des Menschen von Morgen sein. Hierin liegt gewiß eine große Zaghaftigkeit. Aber diese Zaghaftigkeit wird noch überboten durch die Annahme der Unschlbarkeit. Wie ich heute über Religion, Politik und dergleichen denke, so will ich mein ganzes Leben denken; sagt der dogmatische Mensch, in diesem Entschlusse liegt der Stolz, unverbesserlich zu sein, und an solchem Stolz muß alle Kritik scheitern.

Wozu alles dieses? Weshalb will der Mensch sich versteinern? Weshalb aus seinem Leben und Denken ein stereotypes Bild machen? Man findet den Hang zum Dogmatismus überall, selbst in den radikalsten Sphären, in den Wissenschaften, in den politischen Parteien, in den Klüften, wie in der Religion; es muß deshalb doch wohl ein tiefer Grund zu



diesem Gange in der menschlichen Natur liegen. Denn „was allgemein ist, ist tief“, sagt der Philosoph.

Wir betrachten das menschliche Leben als eine Reihe von selbstständigen, von einander unterschiedenen Momenten, die vermöge des Gesetzes des Widerspruches auf einander folgen. Jeder, welcher sich einigermaßen die unheimliche Mühe gegeben hat, sich selbst kennen zu lernen, wird zugestehen, daß diese Ansicht vom Leben die richtige ist, daß unser Leben keine fortlaufende Reihe von übereinstimmenden Zuständen, sondern eine Verbindung verschiedener Existenzen ist. Wodurch wird nun diese Verbindung hergestellt? Was gibt unserm Leben Stetigkeit und Einheit, was unsern Gedanken die logische, unsern Empfindungen die moralische Uebereinstimmung? Was erinnert uns bei dem steten, widerspruchsvollen Wechsel unseres Daseins daran, daß wir heute doch noch das nämliche Individuum sind, wie gestern, wenn auch auf einer andern Stufe der Entwicklung? Wo finden wir den rothen Faden, der alle Tage und Stunden unseres Lebens zusammenreicht und zu einem harmonischen Ganzen verbindet?

Mit andern Worten: Woraus besteht die Persönlichkeit, die Individualität? Die einfachste Antwort darauf ist, in dem Egoismus, d. h., nach der trefflichen Definition des Spinoza: „in dem Bestreben, bei sich selbst zu verharren“ (*animus, in suo esse perseverandi*). Dieser Egoismus ist im menschlichen Leben ungefähr von ähnlicher Bedeutung, wie die Schwere in der Natur; er ist die einfache Beziehung auf sich selbst. Vermöge des Egoismus wird der Mensch immer wieder auf sich selbst zurückgeführt; er findet immer den Schwerpunkt seines Lebens, er findet immer sich selbst wieder. Wie verschieden auch die einzelnen Lebensstufen eines Menschen sein mögen, der Egoismus, wie wir ihn hier definiert haben, ist überall und in gleichem Maße vorhanden und verhindert, daß der Mensch sich selbst in dem Wechsel des Lebens verliert. Diese Schwerkraft im menschlichen Leben gibt den einzelnen Entwicklungsstufen desselben die nöthige Einheit und Uebereinstimmung. Da immer das Streben in uns herrscht, unserem eigenen Wesen treu zu bleiben — dies verstehen wir unter Egoismus — so können wir uns selbst also niemals aufgeben, sondern nur nach verschiedenen Seiten entwickeln. Es wird sich also in unsern verschiedenen Lebensbeziehungen und auf den verschiedenen Stufen unserer Entwicklung ein Parallelismus, eine Consequenz ergeben, so daß unser Leben nicht als eine unregelmäßige, unverständliche Reihe von Widersprüchen, sondern als ein planmäßiges, stufenmäßig aufgebautes und consequent entwickeltes Ganze erscheint.

Wenn auf diese Weise unser Leben ein normales ist und der Egoismus mit natürlicher Kraft hervortritt, braucht es keines weitem Bin-

demittels, um uns vor Inconsequenzen und dem Aufgeben unserer eigenen Persönlichkeit zu bewahren. Unsere Ansichten und Ueberzeugungen werden sich entwickeln, aber niemals ihren Grund und Boden verlieren. Wir können uns dieser Entwicklung frei überlassen, denn wir tragen in uns selbst den Anker, der uns an das Rechte und Gute festhält. Es bedarf keiner Unterwerfung unter ein Dogma. Wenn wir immer den Stolz haben, unsern eigenen Weg zu gehen, unserm eigenen Gewissen zu folgen, unsere eigene Urtheilskraft zu gebrauchen, so werden wir vielleicht in manchen Einzelheiten irren, aber im Allgemeinen immer den rechten Weg gehen, denn wer tragen die Correktionsmittel für etwaige Verirrungen in uns.

• Berechtigung der Persönlichkeit, Selbstständigkeit der Ueberzeugung, unbedingte Freiheit der Kritik: dies bildet unsere „Plattform.“ Wir denken, sie ist breit genug, daß sich jeder freie und denkende Mensch darauf stellen kann.

Aber der Dogmatiker in der Politik, der Pedant in der Wissenschaft, von dem der Dichter sagt:

„Was er schwarz auf weiß besitzt,  
Kann er getrost nach Hause tragen“,

fürchtet sich vor dieser schrankenlosen Freiheit. Er muß das Terrain seiner Gedanken mit einem Zaum umgeben, damit er sich nicht verirrt. Auf seinem Tische liegt der Katechismus, oder an der Wand seines Zimmers hängt die Plattform, welche seinen Glauben oder seine politische Ueberzeugung regulirt. Er hält sich für charakterfest, wenn er von dem einmal Angenommenen nicht abgeht. Dieses Bewußtsein der Charakterfestigkeit tröstet ihn bei den Anfechtungen seines eigenen Verstandes und Gewissens.

Wenn wir von den Ansichten Beweglichkeit und von den Ueberzeugungen Entwicklungsfähigkeit verlangen, so glauben wir damit den höchsten Forderungen an Consequenz und Charakter zu entsprechen. Es scheint uns unmöglich, als könnten wir dahin mißverstanden werden, als wollten wir der Charakterlosigkeit und Apostasie das Wort reden. Wir sind überzeugt, daß, wenn der Mensch immer seinem eigenen Urtheile treu bleibt, er immer ein edler, grader, aufrichtiger, charakterfester Mensch sein wird, — selbst im Irrthum. Aber gewöhnt er sich einmal erst daran, sich selbst zu bellen, seiner eigenen Vernunft nicht mehr zu folgen, — und der schnellste Weg dazu ist der Dogmatismus, — dann gibt er mit der Vernunft zugleich auch seinen Charakter gefangen.

Nur Derjenige ist gegen Andere wahr, der gegen sich selbst wahr ist. Um wahr gegen sich selbst zu sein, muß man denken. Der dogmatische Mensch aber will oder kann nicht denken. Aus der Gedankenlosigkeit entspringt aber immer die Charakterlosigkeit.

Wir gestehen persönlich gern zu, daß uns nichts in der Welt so verhaßt ist, wie der Dogmatismus, in welcher Form und Gestalt er sich auch nur zeigen mag. Wo man dem Dogmatismus begegnet, kann man mit Dante sagen: „Lasset alle Hoffnung, die ihr hier eintretet.“ Man findet hier ebenso viele Beschränktheit, wie Hochmuth, Dummheit, wie Dünkel, Trägheit, wie Unverbesserlichkeit. Es erweckt Grauen und zu gleicher Zeit das tiefste Mitleiden, wenn man Menschen sieht, die sich für fertig halten, die an sich nichts mehr verbessern und ändern zu dürfen glauben. Solche Pharisäer muß man eben gehen lassen.

Lasset den Dogmatismus im Katholizismus, wo der Pabst für alle übrigen Menschen den Verstand hat, in Rußland, wo das Volk zu den Füßen des Czaren kniet, in der Sklavenhalterpartei, in welcher die Volkssouverainität den Aemterjägern und Sklavenhaltern gehört. Aber tragt ihn nicht in die Gebiete des Denkens und freier Bestrebungen hinein. Laßt ihn fern den Wissenschaften, den Künsten, den großen Reformen der Freiheit. Hier wollen wir die Bahn offen und die Luft rein erhalten. Sollte dann hier auch einmal ein Körnchen Irthum in die Flamme der Wahrheit fallen, so ist die Gefahr nicht groß; der frische Sturmwind der Kritik wird bald den dunkeln Rauch wegwehen.

---

## Die deutsch-amerikanische Literatur und ihr Publikum.

Es ist eine Mode von vielen deutschen Literaten, über das Publikum zu klagen. Sie bedauern mit mitleidigem Tone, daß das Publikum so wenig Theilnahme an ihren literarischen Bestrebungen nehme. Der Krämergeist und das Wirthsbauleben, sagen sie, verschlinge alle geistigen Interessen. Eine Fluth von journalistischen Unternehmungen taucht hier auf, um im nächsten Momente wieder zu verschwinden, und jede sterbende Zeitung ruft als ihren Schwanengesang ein Wehe über das undankbare und verwaßelte Publikum. Die Zahl der verkannten Genies, die zu gut für diese Welt sind und in einem besseren Jahrhundert hätten geboren werden müssen, ist hier vielleicht größer, als selbst in Deutschland, wo doch so mancher Literat ohne Lorbeer in das Grab sinken muß. Drum tönen auch aus jedem Städtchen, wo Druckerschwärze gebraucht wird, dem Publikum Vorwürfe und Klagen entgegen. Diese Klagen sind so allgemein, daß das Publikum sie selbst am Ende glaubt, und man aus seiner

Mitte oft Aeußerungen hört, die mit den Vorwürfen der Journalisten übereintreffen.

Wir halten diesen Punkt einer näheren Besprechung würdig, weil es uns scheint, als würden hier große Mißgriffe gemacht. Eine ruhige und unparteiische Vergleichung des literarischen Berufes hier und drüben möchte vielleicht die Vorwürfe Etwas abstumpfen, die Klagen mildern.

Der Stand des Tageschriftstellers — die Journalistik ist bis jetzt der einzige Zweig der deutsch-amerikan. Literatur — ist hier, wie in Deutschland, kein sehr vorthheilhafter und lohnbringender. In Deutschland sind noch keine zehn Journalisten durch ihren Beruf wohlhabend geworden. In dieser Beziehung hat sich der amerikanische Journalist grade nicht nach den Fleischtöpfen der alten Heimath zurückzusehnen. Duzende von Solchen, welche hier in Amerika vom Ertrage ihrer Feder leben, würden in Deutschland noch nicht das trockene Brod damit verdienen können. Wer das Leben der Literaten in Berlin, Leipzig und den andern Sammelplätzen der Journalistik beobachtet hat, wird dadurch nicht grade erfreulich berührt worden sein. Es bedarf schon tüchtiger Leistungen und eines bekannten Namens, um in Deutschland seine Existenz ausschließlich auf die Tages-Literatur gründen zu können.

Freilich, in Deutschland ist der Buchhandel, die Literatur und vorzüglich die Journalistik, mit vielen und schweren Fesseln belastet. Man muß alle möglichen Arten von Bedrückungen überwinden; gegenwärtig sind dieselben noch größer, wie in der vorrevolutionären Zeit die Hemmnisse der Censur. Der Buchhandel und die Buchdruckerei sind vogelfreie Gewerbe, welche von jeder beliebigen Polizeibehörde unterdrückt werden können; Conzessionen müssen eingeholt, Kauttionen eingezahlt werden; dann kommt der verhängnißvolle Zeitungsstempel, der in manchen Ländern, wie in in Preußen, nach der Größe des Blattes zugemessen wird. Nachdem man alle diese Placereien durchgemacht hat, ist mit der Post zu kämpfen, von deren Belieben es abhängt, ob sie die Zeitung debitiren will oder nicht. Wenn alle diese Amusements noch nicht hinreichen, den Journalisten das Leben zu versüßen, so erhält man des Morgens einen Besuch von einigen bößlichen Genösdarmen, welche mit lebenswürdiger Theilnahme sich nach dem Inhalte der Briefe und Pulte erkundigen. Einige Monate Einsamkeit verschaffen dann dem Journalisten die gewünschte Ruhe, um über die Annehmlichkeiten seiner Stellung nachzudenken. Ist er noch nicht darüber ganz im Klaren, dann fällt ein Heer von bissigen Rezensenten über ihn her, und wenn er selbst auch ihre Angriffe gern verachten möchte, so belehrt ihn doch die laute Stimme des Volkes, daß die öffentliche Meinung gewöhnlich auf Seiten des Angreifers steht.

Dies ist die Stellung der Journalisten in Deutschland. Freilich, sagt man, wenn die Presse frei wäre, würde es mit den Journalisten besser stehen. Was die große Masse derselben anbetrifft, so widersprechen wir dieser Hoffnung auf das Bestimmteste. Der offizielle Druck, welcher auf der Presse liegt, ist für eine große Anzahl von Literaten der einzige Vorwand, daß sie sich überhaupt noch in der Literatur halten können. Das haben wir zur Genüge 1848 gesehen. Eine Menge Literaten verschwanden damals vor dem Lichte der Pressfreiheit. Die Censur war der Mantel der christlichen Liebe gewesen, welchen sie bisher über ihre Blöße geworfen hatten; man zog ihn ab, und der arme Tölpel mußte sich vor den Blicken des Publikums verkrühen. Derselbe Erscheinung wird sich bei jeder nächsten Gelegenheit wiederholen. Selbst Schriftsteller von Namen konnten 1848 kaum einen Buchhändler und ein Publikum finden; es war ihnen kaum möglich, sich durch den Schwarm unberufener Konkurrenten durchzudrängen. Der Buchhandel war 1848 fast bankrott, und befindet sich noch heute in einer schwierigen, verzweifelten Lage. Die letzten Berichte über den Zustand der deutschen Literatur lauten sehr traurig; wenn nicht hier und da ein gutes naturwissenschaftliches Werk, ein Buch von Vogt, Moleschott, Uhle u. A. erschiene, so wüßte man kaum mehr, zu welchem Zwecke ein Deutscher die Buchdruckerkunst erfunden habe. Ueber den Zustand der französischen Literatur veröffentlichten wir in der vorigen Nummer eine Notiz der „Literary Gazette“, welche die Verhältnisse auch dort nicht besser schilderte, als wir sie in Deutschland finden.

Vergleichen wir mit den heimischen Zuständen die deutsche Literatur in Amerika, so treffen wir hier viel günstigere Verhältnisse an, oder doch wenigstens mehr Aussicht auf solche. Es ist hier mit der deutschen Literatur nicht so schlimm, wie diejenigen glauben, welche am Grabe ihrer journalistischen Hoffnungen stehen. Als ein Stiefkind, — denn sie kann nie ihrer angelsächsischen Schwester ebendürtig werden — wächst die deutsch-amerikanische Literatur ziemlich kräftig heran, und wenn auch in ihrem Kranze manche Blume verwelkt, so wachsen doch immer neue Blumen und Blüthen auf ihrem Wege. Die Hindernisse, welche ihrem Gedeihen noch entgegenstehen, können überwunden werden; die Macht dazu liegt in den Händen der deutschen Literaten selbst. Das Publikum ist bereitwilliger, die Literatur zu unterstützen, als man allgemein glaubt und sagt; und wir sind überzeugt, daß, wenn einmal die Literatur ihre Pflicht hier vollständig erfüllt, das Publikum der seinigen wenigstens zur Hälfte nachkommt.

Wenn wir hier uns zu einer Verteidigung des Publikums den Klagen vieler Journalisten gegenüber anschließen, möchten wir von vornherein die Vermuthung ablehnen, als sprächen wir in eigener Angele-

genheit oder stützen unsere Ansicht lediglich auf die eigene Erfahrung. Wir können nicht verhehlen, daß unseren eigenen Unternehmungen größere und ausdauerndere Schwierigkeiten entgegenstanden, als wir jemals erwarteten, daß wir sogar immer an dem endlichen Erfolge noch gegründete Zweifel haben. Aber wir legen dem Publikum nur den kleinsten Theil der Schwierigkeiten zur Last, und werden uns immer bemühen, bei der Besprechung dieses Gegenstandes unsere eigenen Erfahrungen möglichst wenig zu Rathe zu ziehen, um ein unparteiisches, gerechtes Urtheil fällen zu können.

Die große Theilnahme, welche der Amerikaner seiner Presse zollt, theilt der Deutsche allerdings nur zum Theil. Es kommen auf den Kopf der englisch-redenden Bevölkerung etwa sechsmal mehr Zeitungen und ungefähr zehnmal mehr Zeitungsblätter, als auf die deutsch-redende Bevölkerung. Aber das Verhältniß bleibt doch noch im Verhältniß zur deutschen Literatur ein sehr günstiges. Man kann rechnen, daß in Amerika auf je 20,000 Deutsche eine deutsche Zeitung kommt; nach diesem Verhältniß müßten in Deutschland 2000 Blätter erscheinen; eine Summe, die wenigstens vierfach zu hoch gegriffen ist, wenn wir die offiziellen Amts- und Kreisblätter nicht zur Literatur rechnen.

Die Auflagen der Zeitungen ferner sind hier viel größer als in Deutschland; es gibt mehrere deutsche Wochenblätter, deren Circulation zwischen 3000 und 5000 ist. Wenn Schreiber dieser Zeilen z. B. in Deutschland eine solche Abonnentenzahl hätte, wie in Amerika, so wäre seine Zeitung eine der einträglichsten journalistischen Unternehmungen. Der Leserkreis ist hier viel allgemeiner als in Deutschland; fast jeder Arbeiter hält seine Zeitung, ja oft vier oder fünf. Wenn Schreiber dieses in Deutschland erzählte, daß er in einer Werkstatt manchmal ein halbes Duzend Abonnenten für die „Atlantis“ habe, so würde man sich allgemein darüber wundern. In Deutschland wandert ein Exemplar einer Zeitung oft durch 6—8 Hände. Erst liest es der Aemmann, dann der Arzt, dann der Pfarrer, der Schulmeister u. s. w. die Reihe durch. Oder das Blatt wird im Club aufgelegt, wo es die ganze Stadt liest. Wenn solche Verhältnisse in Amerika beständen, es könnte nicht eine einzige Zeitung existiren. Denn die Herstellungskosten sind hier viel bedeutender, als drüben; sie betragen wenigstens das Dreifache.

So weit, was die materielle Theilnahme des Publikums betrifft. In Bezug auf das geistige Interesse, welches das Publikum an der Literatur nimmt, kann man demselben eine gewisse Aufmerksamkeit und Vorliebe für die Presse nicht absprechen. Blätter und Artikel, welche gelesen zu werden verdienen, werden auch gelesen, und vielleicht doppelt so viel, als in Deutschland. Sie circuliren in allen Kreisen der Gesellschaft und bilden

häufig den Gegenstand der geselligen Unterhaltung. Man ist gegen keine in irgendmaßen bedeutende und nützliche literarische Unternehmung gleichgültig. Ziemliche Geldopfer sind schon von dem Publikum für einzelne Schriftsteller gebracht worden, um ihnen die literarische Laufbahn zu eröffnen. Dies Alles suchen wir in Deutschland vergeblich.

Das Publikum verfährt ferner meistentheils mit einer rücksichtsvollen Kritik gegen die Literaten; seine Ansprüche sind sogar oft zu bescheiden und machen einer bedenklichen Toleranz Platz. Man berücksichtigt die Schwierigkeiten, mit welchen die deutsche Literatur zu kämpfen hat, genügend, und läßt es an Anerkennung und Aufmunterung dort, wo dieselbe einigermäßen gerechtfertigt ist, gewiß nicht fehlen. Es wird in Amerika ein Literat nicht so leicht unterschätzt und übersehen, wie drüben; im Gegentheil, es dürfte wohl manchmal hier die Kritik schärfer und rücksichtsloser zu Werke gehen, als es bis jetzt Brauch war.

Die allgemeine Achtung, mit welcher in einem freien Staate die Presse umgeben ist, fehlt auch der deutschen Presse nicht. Zwischen der anglo-amerikanischen und deutschen Presse herrscht in den Fällen, wo nicht der Parteihaß dazwischen tritt, ein freundschaftliches, achtungsvolles Verhältnis. Dies ist besonders in der letzten Zeit der Fall, nachdem die Deutschen in der Politik eine unabhängige Stellung angenommen und sich von dem bisherigen Partelschlendrian losgesagt haben.

Wir verkennen trotzdem die großen Hindernisse nicht, welche der Literatur hier entgegenstehen. Aber das Publikum ist für diese nicht immer verantwortlich zu machen. Die Schuld liegt vielfach an den eigenthümlichen Zuständen dieses Landes. Dieses Volk, das nicht in bestimmte Stände und Klassen eingetheilt ist, macht es nothwendig, daß der Literat sich mit seinen Produktionen an das ganze Publikum wendet, an den Mann, der einen wissenschaftlichen Beruf ausübt, wie an den Handarbeiter oder Farmer. In Deutschland hat der Schriftsteller eine bestimmte Klasse von Menschen zu seinen Lesern, in Amerika Leute aus allen Klassen. Dies wird auf die Dauer der hiesigen Literatur zum großen Vortheile gereichen, denn sie wird dadurch an Gediegenheit, wie an Popularität gewinnen. Für den Anfang aber erregt es große Schwierigkeiten. Denn es ist wohl kein Schriftsteller fähig, allen Bildungsstufen, die er unter der deutschen Bevölkerung Amerika's vorfindet, zu genügen.

Dann auch sind die Klagen über den um sich greifenden Materialismus nicht übertrieben. Die Literatur, besonders die belletristische — denn die politische Literatur ist ein Bedürfnis, ein „Geschäft“ — ist eben kein Schooßkind des amerikanischen Volkes. Der Geschäftsdrang, welcher alle Verhältnisse in Amerika beherrscht, nimmt dem Publikum die Muße, zu le-

sen, dem Schriftsteller die Ruhe zu geordneten Produktionen. Deshalb findet man so häufig Uebereilung und Flüchtigkeit beim Schriftsteller, Ueberdrüssigkeit und Blasphemie beim Publikum.

So könnten wir vielleicht noch manche Schattenseiten aufzählen. Aber sie verdunkeln nicht so sehr unser Auge, daß wir nicht die Hauptschuld an dem traurigen Zustande der Literatur den Literaten selbst zur Last legen sollten.

Ein großer Theil der Deutschen, welche in Amerika die Feder führen zu dürfen glauben, haben dazu weder die nöthige wissenschaftliche Vorbildung, noch die Routine und Erfahrung. In Deutschland selbst wäre es diesen Leuten niemals eingefallen, Literaten zu sein. In dieser Beziehung geht es mit dem Berufe eines Schriftstellers, wie mit jedem andern wissenschaftlichen Berufe. Die Pfluscher gewöhnen das Publikum daran, schlecht von der Presse zu denken.

Ferner gaben sich bisher selbst unter den Literaten, die ihrem Berufe nicht fremd und unebenbürtig waren, vielfache Gewohnheiten kund, die eben die Achtung vor der Presse auch nicht vermehren konnten. Eifersüchteleien und Zänkereien stimmten das Publikum verdrießlich; persönliche Selbstüberschätzung verdarb manches Talent; man scheute nicht Taktlosigkeiten und Unwürdigkeiten; Uebertreibungen waren an der Tagesordnung; das Publikum sah, daß die Liebe zur Wahrheit nicht das Hauptmotiv in der Literatur war. Selbst namhafte Schriftsteller konnten sich durch einen einzigen groben Verstoß in der öffentlichen Meinung ruiniren. Wenn in der Literatur einmal der Skandal einreißt, so ist der Verfall derselben unvermeidlich.

Der Hauptgrund jedoch, weshalb es mit der deutschen Literatur nicht allzugut steht, ist, daß wir hier keine ähnliche Kanäle zur Verbreitung derselben haben, wie in Deutschland, nemlich den Buchhandel und die Post. Manche gute Blätter sind an diesem Mangel schon gescheitert, die sonst wohl eine erfreuliche Aufnahme gefunden haben würden. Der deutsche Buchhandel steht einzig und allein da; seine Einrichtungen und Vorzüge sind bekannt. Er bietet dem Schriftsteller und Verleger vielfache Erleichterungen und gibt der Circulation von Büchern und Journalen die größte Regelmäßigkeit. Er erlaubt den Verlegern, ihr Geschäft mit Uebersichtlichkeit und Sicherheit zu betreiben. Hier in Amerika existirt kein ähnliches Institut. Der Buchhandel ist hier ein Baargeschäft, welches enorme Kapitalien erfordert. Die Post ferner ist in Deutschland die allgemeine Zeitungsagentur. Der Abonnent bezahlt an den Postmeister und dieser ist der natürliche Vermittler zwischen dem Herausgeber und dem Abonnenten. Die regelmäßige Bezahlung ist gesichert und an Verluste kaum



zu denken. In Amerika ist die Post jedoch nicht die hülfreiche Hand der periodischen Presse, sondern ihr Fluch und ihr Ruin. Nicht nur, daß die Postanstalten hier sich nicht um die Aufnahme und Bezahlung des Abonnements kümmern; nein, sie sind in der Besorgung der Blätter so unregelmäßig, daß immer ein förmlicher Krieg zwischen den Abonnenten und Editoren stattfindet.

Hierzu kommt noch der Uebelstand, daß die deutschen Zeitungsschreiber in den meisten Fällen gar keine Geschäftsleute sind. Dies ist ein wichtiger Punkt, der gewiß nicht übersehen werden darf. Die Leute, die mit Lust und Liebe sich der Literatur hingeben, besitzen selten jene kaufmännischen Eigenschaften, welche hier in Amerika zu jedem Geschäfte unerläßlich sind.

Wir glauben, im Vorigen einige Punkte angegeben zu haben, welche das deutsch-amerikanische Publikum von dem Vorwurfe, gleichgültig und undankbar gegen seine Literatur zu sein, wenigstens theilweise entlasten. Ebenso, wie man früher die Mängel der heimischen Literatur mit der Censur entschuldigte, versucht man die Blößen der deutsch-amerikanischen Presse durch Verdächtigung des Publikums zu verdecken. Eine solche Beschönigung verlarzt ein Theil der Presse gewiß nicht. Dadurch darf nicht das gute Einvernehmen zwischen Publikum und Presse gestört werden. Es sind vielmehr alle Anstrengungen dahin zu richten, daß die Presse sich der Achtung des Publikums würdig mache; dann wird auch dem Publikum die Achtung der Presse zu Theil werden.

---

## H e r b s t b l ä t t e r .

Es ist vielleicht gewagt, mit subjektiven Empfindungen, die von der Laune des Momentes abhängen, vor das Publikum zu treten. Das Publikum will in dem großen Buche der Weltgeschichte lesen, will allgemeine und bedeutende Ereignisse vernehmen, will sich an treffenden und wohlbe-gründeten Urtheilen erfreuen, und fragt wenig nach den wechselnden Leiden und Freuden, nach den ungewissen und oft unklaren Empfindungen, die unser individuelles Dasein ausmachen. Aber manchmal dünkt uns, als ob unser individuelles Leben einen allgemeinen Hintergrund hätte, als ob Jeder so denken und empfinden müßte, wie wir selbst, als ob der Ton, der in unsern eigenen Herzen erklingt, nur der Nachhall einer großen Harmonie wäre, welche die ganze Menschheit erfreut und bewegt. In solchen Momenten

fühlen wir uns glücklich; wir sehen in den anderen Menschen Freunde und Brüder, und glauben, die geheimsten Fühlfäden unseres Denkens vor aller Augen entschleiern zu dürfen. Mancher schüttelt freilich den Kopf über solches Benehmen; aber ein freundlicher Blick, der uns sagt, daß wir verstanden sind, rechtfertigt Alles.

Und am Ende, was kann der Schriftsteller dem Publikum anderes bieten, als sich selbst? Hierin liegt ein großer Stolz und eine große Schwäche.

Lange hatten wir uns auf den Herbst gefreut. Der Sommer war uns drückender, wie je, geworden, wenn wir ihm auch keine andere Opfer gebracht hatten, als verlorene, traurige Tage. Die Erzesse des Klimas lasten hier schwer auf dem Menschen, und wir sind oft in Verlegenheit, aus welchen Gründen wir die vielgepriesene Zweckmäßigkeit der Natur, oder mit andern Worten, die Güte der Vorsehung bewundern sollen. Nun, es wird sich Manches mit der Zeit ändern. Die Nähe des vernünftigen Menschen zwingt auf die Dauer auch die Natur, vernünftig zu werden. Je mehr sich die Civilisation über dieses Land ausbreitet, desto milder wird die Sonne des Sommers scheinen, desto weniger rauh der Sturmwind des Winters wehen. Aber bis jetzt kämpfen wir mit der Natur in mancher Beziehung noch ebenso vergeblich, wie einst Achilles mit den nachdringenden Fluthen, und das Traurigste von alle dem ist, daß wir nicht nur an der Barbarei des Klimas merken, in welchem barbarischen Zeitalter wir leben.

Doch was sollen wir uns noch an den traurigen Sommer erinnern! Unsere Todten sind begraben, unsere todten Hoffnungen auch. Eine milde, freundliche Sonne scheint jetzt auf die braunen Wälder hinab, und der frische, lebendige Herbstwind weht uns Muth und Thatkraft zu. Alles ist munter auf Feld und Flur; auf der Farm, in der Stadt ist rühriges Leben; die ganze Energie dieser großen Nation scheint mit einem Male aufzuwachen. Es ist die Zeit der Ernte für Jedermann, nicht nur für die Früchte, sondern auch für die Gedanken; wer jetzt nicht einen Vorrath von Muth und Kraft einsammelt, der wird später darben müssen.

Es ist eine alte Gewohnheit, die wir noch von den Studentenjahren beibehalten haben: im Herbst muß man reisen. Reisen, nicht auf der langweiligen Eisenbahn, von Staub und Langeweile überschüttet; nein, zu Fuß und ohne Gepäck, frei wie der Vogel in der Luft, ohne Sorgen, fast ohne Gedanken. Kommt mit, ihr Freunde, zu den Ufern unserer Seen, zu den Wäldern, die der Mississippi durchströmt; wir finden dort vielleicht einen Theil jener Lust und Laune, die uns einst an die Rebhügel des Rheins und in die Alpenhätten der Schweiz begleitete. Ja auch in Amerika kann man glücklich sein; auch hier kann man Poesie finden, wenn auch

nicht die Poesie der Romantik und Elegien, so doch die Poesie des Strebens und der frischen, kühnen That.

Droben im Gebirge, wo wir durch das Laub der Bäume hindurch den Mississippi schimmern sahen, trafen wir einen Trupp Emigranten, die nach Kansas wanderten. Es waren Leute aus dem uns wohlbekannten Städtchen Monroe in Michigan; sie wollten sich fern im Westen unweit Fort Leavenworth niederlassen. Es war ein malerischer Anblick, die Gruppe zu sehen mit ihren Wagen und Rossen, ihren Frauen und Kindern, wie sie zwischen den grünen Eichen unter Gesang und muntern Gesprächen ihr Mittagsmahl hielten. „Hurrah für freien Boden und für freie Arbeit“ riefen sie uns entgegen, als wir uns ihnen näherten. Ich kann nicht verhehlen, daß mich dieser Ruf gewaltig bewegte. Eine große Zukunft, ein mächtiges Jahrhundert schien sich vor meinen Augen zu enthüllen. Ich sah ein großes, weites Land vom atlantischen bis zum stillen Ocean, mit thätigen, rührigen Leuten bevölkert; stolz und frei, wie Könige, lebten die Bürger auf dem freien Boden, der noch nie den Despotismus gesehen; große Städte wuchsen vor meinen Augen in der Wildniß empor, und auch die stille Alpenhütte mit ihrem kleinen idyllischen Romane fehlte der Phantasie nicht, die mir tausend liebliche und anmuthige Bilder vor Augen führte. Ich dachte an Itala und Chateaubriand, der zwischen dem Urwald und den Ruinen sein Leben verbrachte; die liebliche Gestalt und das bräunliche Antlitz der Pahontas wurde mir deutlicher und verständlicher, als damals, wo ich vor ihrem Bilde im Capitol zu Washington stand; die tausend Vögel Audubon's flatterten vor meinen trunkenen Augen umher; die ganze Romantik des Urwaldes drang auf mich ein und drohte mich zu überwältigen. Man kann ein ganzes Leben in einem Momente durchräumen; und die kleinsten Veranlassungen sind oft hinreichend, unsern Empfindungen und Leidenschaften vom tiefsten Grunde aus aufzuregen.

Es ist seltsam, daß in Amerika grade im Herbst die Zeit der Poesie und der Hoffnungen ist. Ein herrliches Klima macht uns gesund und stimmt uns heiter; eine prächtige, farbenreiche Landschaft erfreut unser Auge und das rege Leben und Streben, das wir alleenthalben bemerken, verdoppelt unsere eigene Thatkraft. Wir werden für den Verlust des Frühlings im Herbst mehr wie entschädigt.

Ist es nicht auch im menschlichen Leben eine ganz ähnliche Erscheinung, daß wir erst dann uns zufrieden und glücklich fühlen, wenn wir im Herbst unseres Daseins stehen und der Sommer unserer Kraft und Thätigkeit schon vorüber ist? Wenigstens für die, denen das Leben keinen frohen, lachenden Frühling bot, ist diese Aussicht sehr wohlthuend. Der alte Göthe sagt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“, und

dieser Sag wird sich wohl bei Jedem mehr oder weniger bewahrheiten. Der Rückblick auf ein bewegtes, thätiges Leben ist immer angenehmer und erfreulicher, als das unruhige, unstätte Haschen nach der Zukunft, die uns das Glück immer nur in der Ferne zeigt, und uns mit unaufhörlichen Tantalusqualen peinigt. Das Glück, welches wir wirklich besitzen, verstehen wir gewöhnlich nicht eher, als bis wir es verloren haben, und erst der Rückblick auf verlebte Zeiten belehrt uns darüber, wie wir hätten gut und glücklich sein können. Gewiß, selbst für den, welcher erst eine kurze Spanne seines Lebens zurückgelegt hat, der auch nicht einmal auf der Sonnenwende desselben steht, drängen sich Herbstgedanken an, wenn er, sich selbst prüfend, einen Blick in die Vergangenheit wirft, und findet, daß das tausend Gelegenheiten zum Glück von ihm unbeachtet gelassen sind. Könnten wir zwei Mal leben, welche köstliche Sache wäre es dann, ein Mensch zu sein! Mit welchem Eifer würde dann Jeder an das Studium der Wissenschaften gehen, wenn ihm ein früheres Leben den ganzen Werth derselben eben so deutlich wie die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kenntnisse gezeigt hätte; mit welcher Energie und Kraft würde er sich in die politischen Bewegungen stürzen, wenn er eine Erfahrung hinter sich hätte, die ihn von allen Fehlern und Verirrungen fern hielte. Könnte Jeder sein eigenes Leben zwei Mal leben, wie nahe würde er an den Gipfel der Vollendung kommen! Aber darin besteht die Unzulänglichkeit unseres Daseins, daß wir erst dann den Werth desselben erkennen, wenn wir es nicht mehr benutzen können. Erst im Momente vor der Hinrichtung empfand Gzmont, wie schwer es sei, von der „süßen Gewohnheit des Daseins“ zu scheiden. Dieser Moment und diese Empfindung wird wohl in jedem Menschenleben vorkommen.

Wie oft waren wir unmuthig und verstimmt, wenn unsere Wünsche nicht in Erfüllung gingen und unsere Bestrebungen scheiterten! Wie oft glaubten wir, nur zum Unglück geboren zu sein! Aber blicken wir zurück, finden wir nicht in jeder Thräne eine Perle? Welche ein reiches, bewegtes Leben liegt hinter uns! Die Künste und Wissenschaften waren die Führerinnen unserer Jugend, und der Donner der Revolution führte uns in's Mannesalter ein. Wie viele Gelegenheit gab es, edelmüthig, tapfer, heldenhaft zu sein! Welche köstliche Momente, werth, einen Dichter zu begeistern, bot uns das Leben! Gewiß, die Erinnerung wirft über die dunkelsten Punkte unseres Lebens ein helles Licht; unsere Täuschungen, selbst unsere Verirrungen werden uns lieb, und wir sehen mit inniger Zuneigung auf frühere traurige Tage zurück.

Freilich, Mancher bricht auch drüber zusammen. Glücklich, wenn, wie unserem Freunde Schnauffer, noch ein Lorbeerkrantz in das allzu frühe Grab fällt; aber wenn der Wahnsinn den Herbst eines kummervollen Le-

Lebens verfinstert, — wie wir grade jetzt wieder von einem theuren Freunde und braven Patrioten hören, — dann ist es zu traurig; dann möchte man fast weinen.

Dies Alles lautet sehr herbftlich. Gewiß, es scheint, als ob in jedem Herbst uns eine schöne Hoffnung verwelken sollte. Welch eine prächtige politische Bewegung schien sich noch vor wenigen Monaten in diesem Lande zu organisiren? Fast konnte man glauben, die glorreichen Tage der Unabhängigkeitserklärung seien wiedergekehrt. Der Widerstand des Nordens gegen die Sklaverei, zu lange unterdrückt durch muthlose Kompromißmaßregeln, schien mit voller Kraft sich zu erheben und der Politik dieses Landes neue Bahnen des Ruhmes zu eröffnen. Das Volk der Verein. Staaten empfand es schmerzlich, daß der frische, jungfräuliche Boden der Territorien schon als Wildniß der Sklaverei überantwortet werden sollte, daß der erste Morgenruß der Civilisation, der jenen Ländern geboten wurde, schon mit dem Gifte der Sklaverei versetzt war. Man gedachte an frühere Tage, an den revolutionären Ursprung der Union, an die Väter der Republik und die großen Grundsätze der Freiheit, welche sie proklamirt hatten. Für Jeden, der sich mit Lust und Liebe an der Politik betheiligte, schien der Moment gekommen zu sein, in dem die Politik wieder Sache des Prinzipes und des nationalen Enthusiasmus werden sollte. Und alle diese Hoffnungen sind vereitelt. Schon ist die ganze Bewegung vergriffen und abgebraucht; die alten Parteeumtriebe waren mächtiger, als die neue Begeisterung; in den gewohnten Bahnen der Lüge und Corruption schleicht die Politik wieder fort und das Volk steht theilnahmlos und gleichgültig zur Seite.

Es wird immer kälter und kälter. Bald kommt der Winter und deckt mit seinem Leichentuche unsere letzten Hoffnungen zu. Die großen weltgeschichtlichen Bewegungen, wie die kleinen Leidenschaften des menschlichen Herzens, verstummen allmählich, und wir werden dann am Ende glücklich und zufrieden, wenn wir nicht mehr den Wunsch haben, es zu sein.

### Schelling.

Wir haben den Tod des Philosophen Schelling als eine historische Noth einzutragen; die Wissenschaft und Literatur läßt dies Ereigniß gleichgültig an sich vorübergehen. Schelling hatte das Unglück, sich um mehr als ein halbes Menschenalter zu überleben; seit dreißig Jahren, seitdem

Hegel seine Logik geschrieben, stand er als eine Ruine auf der einsamen Höhe der Philosophie. Die deutschen Universitäten gleichen in vieler Beziehung den Mausoleen der Alten; sie conserviren ausgezeichnet vertrocknete Leichname. Wenn es möglich wäre, daß ein Mann, wie Schelling, seinen Ruhm und seinen Namen verlieren könnte, so würde man die Schuld davon keinem Andern aufbürden können, als Schelling selbst. Aber er hat durch dreißig Jahre der Geist- und Gedankenlosigkeit, der geistigen Stumpfheit und Reaktion, die Lorbeeren seiner Jugend nicht verwelken gemacht, und ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der Philosophie ist ihm für alle Ewigkeit gesichert.

An der Schwelle dieses Jahrhunderts, als die deutsche Literatur ihren Höhepunkt erreichte, und der deutsche Geist hellenische Blüten trieb, herrschte auch auf dem Gebiete der Philosophie ein reges Leben. Die „Kritik der reinen Vernunft“ von Kant war die Wiebergeburt der Philosophie. Seit Aristoteles, an den Kant direkt seine Kategorienlehre anknüpfte, war nicht so Großes und Entscheidendes auf philosophischen Gebieten geleistet worden, wie durch dieses Buch, das eine vollständige Revolution der philosophischen Forschung einleitete. Die Theilung der Begriffe in apriorische und aposteriorische (in angeborene und erfahrungsmäßige), der Satz, daß wir nicht die Dinge, wie sie sind, erkennen, sondern nur, wie sie uns scheinen, daß also die Gegenstände unserer Erkenntniß nicht die Dinge selbst sind, sondern nur unsere Begriffe darüber; die Aufstellung der Antinomien; vor Allen aber der kategorische Imperativ und die Autonomie (Selbstbestimmung) des menschlichen Geistes: diese großen Sätze der Philosophie erschütterten das Jahrhundert und gaben allen Zweigen der Literatur und Wissenschaft eine neue Wendung und neuen Impuls. Die scharfe Zweitheilung der Kantischen Philosophie (in These und Antithese) der das dritte Glied, die Vermittelung (die Synthese) fehlte, machte es nothwendig, daß sich die Philosophie nach zwei entgegengesetzten Richtungen weiter bildete. Fichte entwickelte die ganze Welt und Gott aus dem Ich; dieser subjektiven Fichte'schen Philosophie, welche so große moralische Erfolge wirkte, stellte Schelling die objektive, die Naturphilosophie, gegenüber. Die Wahrheit, entwickelte Schelling in seinem „transcendentalen Idealismus“, besteht in der Uebereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem denkenden Menschen und dem gedachten Gegenstande. Um zur Wahrheit zu gelangen, gibt es also zwei Wege, entweder geht man vom Subjekt, vom Ich, aus, — Idealphilosophie — oder vom Objekt, — Realphilosophie. Den letzteren Weg der philosophischen Forschung schlug nun Schelling ein, und er verwandte zu diesem Werke nicht nur großen philosophischen Scharfsinn, sondern auch eine Fülle von Phantasie und poe-

tische Weltanschauung. Man sagte mit Recht von ihm, daß er als Philosoph ein Dichter und als Dichter ein Philosoph gewesen sei. Der Gegensatz zwischen Philosophie und Poesie ist überhaupt nicht so groß, als man allgemein glaubt; beide stammen aus derselben Quelle und führen zu demselben Ziele. Durch die Vereinigung dieser beiden großen Eigenschaften brachte Schelling eine ungeheure Wirkung hervor; kein anderer Philosoph, weder Kant, noch Fichte, noch Hegel, hat jemals das Publikum so elektrisirt, wie der „Roman“ Brunc von Schelling. Der glückliche Jüngling brauchte nicht die Stufen des Nixhmes langsam, eine nach der andern, zu erklimmen; sein Genie trug ihn gleich auf den Gipfel desselben, und die Bewunderung der Nation umgab ihn, als er noch kaum seiner eigenen Bedeutung sich bewußt war. In dieser Glanzperiode seines Lebens erschienen rasch nacheinander: Entwurf der Naturphilosophie, der transcendente Idealismus, Zeitschrift für spekulative Philosophie, Bruno, einige kleine Schriften, wie: die Form der Philosophie, die Methode des akademischen Studiums, und die berühmte Schrift Religion und Philosophie.

Obgleich Schelling sich sehr im Construiren gefällt, so kann man doch eigentlich in seiner Philosophie kein System finden. Es sind überraschend scharfsinnige Ausführungen, brillante Gedankenblitze, eine hoch poetische Weltanschauung in seinen Schriften, aber sie bilden kein in sich abgerundetes, geschlossenes Ganze, das mit dem philosophischen Gebäude Kants oder gar mit dem Hegels sich messen könnte.

Als daher Hegel nach langer, mühevoller Arbeit mit seinem fertig abgeschlossenen und meisterhaft ausgearbeiteten Systeme hervortrat, das er zuerst in seiner „Encyclopädie“ niederlegte, da fing Schellings Stern an zu sinken; das philosophische Publikum wandte sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit Hegel zu und Schelling sah sich zu einer zweiten Rolle verurtheilt, die er nicht ertragen konnte. In Schellings Character zeigten sich nicht die glänzenden Eigenschaften, die seine Schriften zierten; Neid und Eifersucht vergifteten sein Leben und seinen Ruhm; er beschuldigte seinen früheren Freund des Plagiates und nahm die Priorität der Hegelschen Ideen für sich in Anspruch. Aber vergebens wartete das Publikum auf neue Manifestationen dieses genialen Geistes; der Born der Schellingschen Philosophie schien erschöpft; der Philosoph athmete die Luft des Hofes und der Kirche ein, und je freier und kräftiger sich die Hegelsche Schule entwickelte, desto dunkler und gläubiger wurde die Schellingsche Philosophie.

Nach einander Professor in Jena, Würzburg, München, Erlangen, dann wieder in München, wurde Schelling endlich 1841 von dem romantischen Könige von Preußen nach Berlin gerufen. In Berlin war lange Zeit hindurch die Hegelsche Philosophie die herrschende gewesen und hätte

sich unter dem Cultusministerium Angelstein sogar der besondern Protection der Behörden zu erfreuen gehabt, weshalb sie von ihren Gegnern spottweise die preussische Staatsphilosophie genannt wurde. Als aber nach dem Tode Hegels seine Anhänger sich in die junge und alte Schule theilten und die Junghegelianer in consequenter Befolgung der Hegelschen Methode das Messer der Kritik an Staat und Kirche legten; als die Gebrüder Bauer, Strauß, Feuerbach u. A. die heftigsten Angriffe gegen die christlichen Dogmen machten; als die Resultate dieser philosophischen Bestrebungen in den hallischen, später den deutschen Jahrbüchern von Ruge und Eckermeyer sogar dem größeren Publikum überliefert wurden: da erkannte man die atheïstische und demokratische Bedeutung der Hegelschen Philosophie und es wurde unter dem Ministerium Eichhorn in Berlin, einem Ministerium, das an Wöllner'sche Zeiten erinnerte, ein förmlicher Kreuzzug gegen die Anhänger und Schüler Hegels eröffnet. Der große Meister der Ideen, Schelling, sollte diesem Kreuzzuge präsidiren, und unter der gespannten Erwartung der Gebildeten aller Stände und Nationen betrat der Greis den Lehrstuhl, auf welchem Hegel so lange gesessen.

Die Profezeiungen, welche Schellings Anhänger und er selbst über seine „Offenbarungsphilosophie“ in die Welt hinausposaunt hatten, waren übertrieben und unerhört. Eine funkelnelneue Philosophie sollte das Licht der Welt erblicken, die den Inbegriff aller Wissenschaften enthielte, den Schlüssel aller Geheimnisse böte, die letzte und höchste, die absolute Philosophie, jenseits welcher jede weitere Entwicklung des Denkens unmöglich wäre. Die alten Märchen vom Stein der Weisen wurden allenthalben wiederholt und das sonst so sceptische Berlin glich in jenen Tagen einem Traume aus tausend und einer Nacht. Vergebens wagte man hier und da schüchtern darauf aufmerksam zu machen, daß Schelling ja in dreißig Jahren nichts mehr geschrieben habe; geschützt durch seinen früheren Ruhm und die königliche Gunst, stand er als der philosophische Messias des Jahrhunderts da. Er hielt seine Antrittsrede, aber der einzige Inhalt derselben war eine profetische Hindeutung auf seine „Offenbarungsphilosophie“. Er fing seine Vorlesungen an, aber seine Offenbarungsphilosophie offenbarte sich immer noch nicht. Mitle einer großen Auditoriums, las Schelling endlich hinter verschlossenen Thüren unter einem eingeweihten Publikum, und einige geheimnißvolle Phrasen der Neophiten ausgenommen kam nichts von der so sehnlichst erwarteten Philosophie unter das Publikum. Das anfängliche Staunen ging bald in ein lautes Gelächter über; der ehrwürdige Greis wurde zum Gespötte der Menge, als plötzlich der Nationalist Paulus in Heidelberg den Inhalt seiner Vorlesungen, die er insgeheim sich von einem Zuhörer hatte nachschreiben lassen, dem Publikum übergab.



Man fand außer einigen Reminescenzen aus Schellings früheren Werken nichts als dunkle Phrasen und reliquösen Wirrwarr in diesen Vorlesungen, von denen man leicht begriff, weshalb Schelling selbst sie nicht hatte drucken lassen. Aus der großen philosophischen Offenbarung wurde nun nichts, als ein scandäloser Nachdruckprozeß, und statt des Tempels der Wissenschaft wurde das Berliner Kammergericht das Tribunal, welches zwischen Schelling und seinen Gegnern entschied.

Bald darauf hörte Schelling auf, zu lesen, und die allgemeine Vergeffenheit, welche ihn umgab, wurde erst durch seinen Tod wieder unterbrochen.

Wir haben andere Koryphäen der Wissenschaft würdiger sterben sehen, als diesen Philosophen, dessen Philosophie nicht mächtig genug war, sein Leben bis an das Ende hell und rein zu erhalten. Es scheint, daß die heutige Philosophie überhaupt nicht mehr die Kraft der antiken Philosophie hat, die aus ihren Anhängern Männer und Helden machte. Es scheint, daß die Naturwissenschaft jetzt mehr, wie die Logik und Metaphisik, den Charakter stärkt und das Urtheil läutert. Welch ein ehrenvolles Alter genießt Alexander von Humboldt; Welch einen würdigen Tod starb Francois Arago! Es ließen sich aus dieser Parallele vielleicht wichtige und überraschende Schlüsse entwickeln.

Wie dem auch sei, an dem Grabe Schellings wollen wir mehr seines Genius und seiner herrlichen Werke gedenken, als seiner späteren Verirrungen. Wir möchten auf sein Grabmal Göthe's Wort hinschreiben:

„Wer den Besten seiner Zeit genügt, der hat für alle Zeit gelebt.“

## Das deutsch-amerikanische Zeitungs-Projeet.

An die freisinnige deutsche Bevölkerung der V. Staaten.

Das Projeet der Gründung eines deutsch-englischen Blattes hat unter der freisinnigen Bevölkerung Amerikas sich einer ungetheilten Anerkennung und Beistimmung zu erfreuen. Ein englisches Blatt mit deutsch-radikaler Tendenz wird nicht nur die Amerikaner mit deutscher Bildung, deutschem Denken und Fühlen bekannt machen, es wird auch die Interessen der Deutschen vertreten und, indem es die Organisation einer prinzipiellen amerikanischen Fortschrittspartei beschleunigt, wird es die Vorurtheile beseitigen, welche zwischen uns und der eingeborenen Bevölkerung existiren.

Der unterzeichnete Central-Ausschuß beehrt sich daher, den Freisinnigen die erfreuliche Mittheilung zu machen, daß es ihm gelungen ist, das Projeet zu realisiren.

Mit Herrn J. D. Klippard, Editor des Canton Transcript, in Canton, Ohio, einem

gebildeten und freisinnigen Amerikaner, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig und mit deutscher Literatur, deutschem Denken und deutscher Philosophie bekannt ist, haben wir die Uebereinkunft getroffen, daß er die Redaktion dieses englischen Blattes, mit deutscher redaktioneller Tendenz übernahm, und daß ihm ein befähigter deutscher Mitredakteur zur Seite gegeben werde, um das Blatt in jeder Beziehung zu dem würdigen Organ der freien Deutschen zu machen.

Herr Attyard ist im Besitze einer vollständigen Druckerei, und verlangt weiter nichts, als die Garantie von 1000 bis 1500 Abonnenten — und sobald diese Anzahl sich gefunden und der einjährige Abonnementspreis einbezahlt ist, beginnt die Herausgabe des Blattes ohne Verzögerung.

Das Blatt erscheint unter dem Titel „American Liberal“ in Cleveland, Ohio, und der Abonnementspreis ist jährlich auf \$2 festgesetzt, welcher unbedingt im Voraus einzuzahlen ist.

Die Tendenz des Blattes ist in den verschiedenen Plattformen der freien Deutschen ausgesprochen, welche in den Hauptprinzipien, auf deren Geltendmachung es vor allem ankommen muß, übereinstimmen. In differirenden Fragen ist das Blatt als unabhängig radikal, der gegenseitigen Diskussion offen.

Wir glauben, daß es nur dieser Darlegung bedarf, um die freisinnige deutsche Bevölkerung zu veranlassen, sofort zur Subscription zu schreiten, und namentlich auch unter der englisch-redenden Bevölkerung Abonnenten zu gewinnen.

Nachdem diese Zeitungs-Angelegenheit durch Verküpfung günstiger Umstände so weit gebracht ist, wird es nur davon abhängen, daß das freisinnige Element einen kleinen Theil jener Energie entwickelt, welche dem strebenden Manne eigen ist — um ein Projekt zu realisiren, das noch vor wenigen Jahren bloß als frommer Wunsch austauschen konnte. Die einzige Aufopferungsfähigkeit, welche verlangt wird, ist keine andere, als welche jede andere Zeitungsexpedition verlangt: die Voranbezahlung von einjährigem Abonnementspreis, der, im Falle die Abonnentenzahl nicht gefunden werden sollte, prompt restituirt wird. —

Die von den Freimänner-Vereinen in Baltimore, Detroit und andern Städten bereits früher eingesendeten Abonnentelisten und die uns von allen Seiten gegebenen Ermutigungen, lassen uns nicht zweifeln, daß ein Werk gelinge, welches die freisinnige Bevölkerung mit Recht als ein Bedürfniß längst erkannt hat.

Alle Briefe und Gelder sind unter der Adresse: J. Müller, Cleveland, O., zu befördern.

Mit brüderlichem Gruße der Central-Ausschuß der freien Deutschen Ohio's:  
E. W. Schmidt, H. Troy, J. Müller, C. F. Thiele, J. Koch."

Indem wir folgenden Aufruf mittheilen, und zur zahlreichen Subscription auffordern, können wir unsere Befriedigung darüber nicht verhehlen, daß endlich einmal ein positiver Schritt zur Realisirung des lange gewünschten und allgemein für nothwendig befundenen Unternehmens geschehen ist. Wir denken, daß selbst derjenige, welcher noch einige Einwendungen gegen das Programm und die Plattform machen zu müssen glaubt, oder Zweifel in die Ausführbarkeit des Unternehmens und die Fähigkeit des Redakteurs hegt, sich dadurch von der Theilnahme an der Subscription nicht abhalten lassen darf. Jetzt gilt es zuzugreifen; die Nothwendigkeit eines solchen Blattes muß alle Bedenklichkeiten zurückdrängen. Ist das Unternehmen einmal im Gange, so wird es sich wohl von selbst, durch das

Bedürfniß und die Theilnahme des Publikums, vorantreiben. Nur über zwei Punkte möchten wir unsere Freunde in Cleveland um Auskunft bitten:

**E r s t e n s :** Wer ist Eigenthümer der neuen Zeitung? Es scheint unumgänglich nothwendig, daß das Central-Comitee das Eigenthum derselben behalte. Wir wollen gegen Herrn Klippard kein Mißtrauen säen; im Gegentheil, wir begrüßen ihn mit collegialischer Freundschaft in seinem neuen Berufe. Aber die Sache selbst verlangt, daß sie nicht zur Privat speculation herabsinke. Es sollen in dem „American Liberal“ nicht die Ansichten des Herrn Klippard, sondern die der freien Deutschen vertreten werden; deshalb scheint mir nicht nur das Eigenthum, sondern auch die Aufsicht über die Redaktion in deutschen Händen verbleiben zu müssen. Wenn wir über den Plan des Blattes nicht ganz irriger Ansicht sind, so hat Herr Klippard nur die Rolle eines Vermittlers und Uebersetzers zu spielen. Denn es handelt sich nicht so sehr darum, ein neues amerikanisches Freesolblatt zu gründen, als die Amerikaner mit unsern eigenen, mit unsern speciell-deutschen Ansichten bekannt zu machen.

**Z w e i t e n s** erlauben wir uns die Frage, warum Herr Klippard 1000—1500 Abonnenten im Voraus verlangt? Es ist gut, sich sicher zu stellen, aber man muß keine übertriebenen Forderungen machen, sondern auch Vertrauen auf den weiteren Fortgang des Unternehmens selbst haben. Da die Druckerei schon da ist, so hätten unserer Ansicht \$1000 vorausbezahlter Abonnementsgelder wohl genügt, um Vertrauen für das Unternehmen zu erwecken. Es ist schwer, für eine noch nicht existirende Zeitung Abonnenten zu finden; und deshalb wäre es wohl nicht unpassend gewesen, diese Schwierigkeit auf ihr Minimum zu beschränken.

Diese Fragen scheinen uns nicht gerade unerheblich, aber auch nicht so bedeutend, um von einer Theilnahme an dem Unternehmen selbst abzuschrecken. Die Namen des Central-Comitees bürgen uns von vorn herein dafür, daß das Unternehmen seinen Zweck erfüllt; und so empfehlen wir dasselbe dringend der Aufmerksamkeit und dem Wohlwollen des freisinnigen deutschen Publikums.

### Eine Erzählung aus dem Leben.

Es ist vielleicht ebenso schwer, eine Novelle zu schreiben, als es leicht ist, sie zu lesen. Die Novelle soll in einem kleinen Rahmen das psychologische Bild eines Seelenzustandes, die Entwicklung einer Leidenschaft mit allen ihren Symptomen und Katastrophen enthalten; sie soll gewissermaßen

eine Miniaturzeichnung des menschlichen Charakters geben, und muß Genauigkeit der Beobachtung, Treue der Darstellung mit Lebhaftigkeit der Phantasie und Leichtigkeit des Stiles vereinigen. Diesen großen Anforderungen muß mit geringen Mitteln genügt werden, denn man darf in einer Novelle nicht den schwerfälligen Apparat historischer Auseinandersetzungen und psychologischer Entwicklungen, welchen man dem Romanschreiber verzeiht, anwenden. Wenn wir hier auf diese Schwierigkeiten aufmerksam machen, geschieht es nicht deshalb, um für die formlosen Erzählungen der Atlantis von der Gutmüthigkeit des Publikums einen Freibrief zu verlangen; wir keinen unsere Ungeübtheit in diesem Fache vollständig, und zweifeln, ob wir dem Publikum einen Gefallen thun, wenn wir diesen Zweig der Literatur noch ferner bearbeiten.

Besonders in Amerika scheint die einfache, anspruchstose Form der Erzählung noch schwieriger zu fallen, wie in Europa, wo die Phantasie mehr Anregung hat und die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den gewöhnlichsten Stoff der Novellen bilden, mehr Poesie und Interesse darbieten, als in dem kalten, leidenschaftslosen Lande der Dollar und Cente. Allerdings finden wir auch in dem amerikanischen Familien-Leben vielfache Verwickelungen und Katastrophen, welche oft komischer, oft trügerischer Natur sind, aber es fehlt ihnen meist immer der romantische Charakter und der malerische Hintergrund, der zu einer poetischen Darstellung veranlaßt. Um in Amerika Poesie treiben zu können, dazu gehört gewiß ein heiteres glückliches Temperament und eine unbefangene, sorglose Stimmung, die man dann am meisten vermißt, wenn man ihrer am meisten bedarf.

Das war früher freilich anders. Manchmal schien es uns, als ob man nicht nur einen Roman schreiben, sondern auch leben könne. Wir waren oben auf dem Rigi, in jenem Paradies der Alpen, wo tausend Märchen und Lieder um den klaren See und die grünen Matten schweben. Wer jemals diese Königin des Gebirges besucht hat, wird gewiß an seinen dortigen Aufenthalt als an eine Zeit des Glückes und der Poesie zurückdenken. Ein mächtiges Gebirge, ganz isolirt von seinen schneebedeckten Nachbarn, liegt der Rigi zwischen dem Vierwaldstätter und Jüger See; man überschaut von seinem Kulm ein Panorama, das unstreitig das schönste der Welt ist. Die nördliche Schweiz, das hügelige Land mit seinen vielen Flüssen und Seen, Städten und Dörfern, breitet sich deutlich, wie eine Landkarte, vor unsern Augen aus; wir können bis nach Deutschland und Frankreich hinsehen, wo die Gebirge des Schwarzwaldes und Jura sich im blauen Dufte verlieren, während unmittelbar unter uns der klare, silberhelle See mit einem Kranze von Nebenhügeln sich umgürtet. Die klare, durchsichtige Luft täuscht das Auge über die Entfernungen; der See scheint so nah, daß wir uns in ihm spiegeln, daß wir aus ihm trinken zu können glauben; nur, wenn wir eine Barke oder ein Dampfschiff kleiner noch, wie eine Nußschale, über die Wellen gleiten sehen, merken wir, daß wir noch höher, wie die Wolken, über dem See schweben. Es ist ein ungemeines Vergnügen, an einem heißen Sommertage in den tiefen See und auf die hellgrünen

Matten hinunterschauen; man wird durch den Anblick erfrischt, wie durch ein Bad; und fühlt sich mit magischer Gewalt hinuntergezogen in die Wellen, aus denen uns Loreleylieder verlockend entgegenklingen. Trunken von dem Anblick wenden wir uns um, und unser Blick verirrt sich in dem Berggestümmel der Hochalpen und Gletschen, welche in gigantischem Uebermuth sich gegenseitig zu übersteigen suchen; spitze, zackige Hörner, denen man eine gewaltsame Revolution der Natur ansieht, ragen aus der plumphen Gebirgsmasse empor und die Sommersonne wirft ein glänzendes Licht auf die ewigen Eisfelder. Sieht man die Alpen aus einer Niederung, wie z. B. die Kette des Montblanc und Monte rosa vom Ufer des Genfer See's aus, so empfindet das Auge nicht die kolossale Höhe der Gebirgskette. Aber oben auf den Alpen selbst erstaunen wir über den gigantischen Bau der Natur und je höher wir steigen, desto höher und imposanter stellen sich die benachbarten Gebirge dar. Jeder, welcher mit aufmerksamen Augen Gebirgsreisen gemacht hat, wird diese Wahrnehmung bestätigen. Ja, haben wir nicht überall im menschlichen Leben Gelegenheit, dieselbe Beobachtung zu machen? Nur, wer auf der Höhe steht, kann die Höhen begreifen und schätzen; aber der niedrige, kleine Mensch findet seine ganze Umgebung auch niedrig und klein.

Nicht nur die Natur bietet auf dem Rigi ihre reichsten Genüsse. Auch das gesellschaftliche Leben ist dort voller Reiz und Poesie. Man findet in der Saison dort die Blüthe der europäischen Gesellschaft. Nicht in dem Sinne freilich, wie man in Karlsbad oder Ems von der Blüthe der Gesellschaft spricht, wo Prinzen, Diplomaten, Spieler, kurz Industriemänner aller Sorten und Arten, sich heruntummeln. Auf der Höhe des Rigi, in der reinen Luft des Gebirges, herrschen nicht die niedrigen Leidenschaften, welche unsere deutschen Badeörter besiedeln; eine Gesellschaft, die noch fähig ist, sich an der einfachen Poesie der Natur zu erfreuen, findet sich dort zusammen, und muntere Lieder und geistreiche Scherze tönen von den Matten empor, wo die schönen Damen ihre Alpenrosen pflücken. Trotz der größten Verschiedenheit der Stände und Nationen herrscht hier eine gewisse Vertraulichkeit und Herzlichkeit, welche wir sonst selten finden; die Einrichtungen der Hotels, welche alle Gäste zu gemeinschaftlichen Gastmählern und Abendunterhaltungen versammeln, die gemeinsamen Spaziergänge, die allgemeine gute Laune, welche auf jedem Antlitz sichtbar ist: alle diese Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens bilden aus den verschiedenartigsten Elementen, die sich hier zusammenfinden, einen traulichen Kreis von Bekannten und Freunden. Es scheint, daß die reine Luft, die hier weht, auch die Empfindungen und das Betragen der Menschen reinigt und veredelt, und sie für alle Vergnügungen einer herzlichen Freundschaft empfänglich macht.

Unser kleiner Kreis von Freunden, die zusammen die Bergfahrt unternommen hatten, befand sich in einer bewegten und ungewöhnlichen Stimmung. Es war im Sommer des Jahres 1849; eine verunglückte Revolution hatte den Krieg und das Ständrecht über die schönen Thäler Süddeutschlands gewälzt, und eine massenhafte, unfreiwillige Emigration nach der Schweiz geworfen. Wir zählten uns auch zu derselben, vor we-

nigen Tagen noch hatten wir am Rhein und Neckar den Donner der Kanonen gehört und die kriegerischen Ereignisse waren in unseren Erinnerungen und Gesprächen noch frisch und lebendig.

Es war damals eine bewegte Zeit. Noch waren die Würfel der Revolution nicht ganz gefallen; noch hielten sich die Hoffnungen der Völker an großen Ereignissen aufrecht. Die römische Republik wehrte sich mit antikem Muth gegen die Verräther der französischen Republik; in Frankreich selbst schien die republikanische Partei mit neuer Kraft sich zu erheben; in Ungarn leistete ein heldenhaftes Volk Wunder der Tapferkeit und des Patriotismus. Wenige Wochen drauf war freilich Alles anders; aber kurz vor dem Erlöschen flammten die Hoffnungen am glänzendsten auf. Wir empfanden deshalb das Scheitern der eigenen Bewegungen weniger schmerzlich; die verzweifelnden Kopfhänger, die politischen „Martyrer“ fühlten sich in unserer Gesellschaft unheimlich.

Wenn jemals das Lied Göthe's: „Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt“, zur Wahrheit wurde, so war es damals in unserer Mitte. Die letzte Brücke, die uns die Rückkehr in das Vaterland und in die alten Verhältnisse ermöglicht hätte, war abgebrochen; wir fanden uns ohne Heimath, ohne Familie, allen Wechselfällen des Lebens preisgegeben. In einer solchen Situation steigt ein ungemeiner Reiz; wir glaubten, der ganzen Welt Trost bieten zu können, und die Heiterkeit, die Lustigkeit, die in unserm kleinen Kreise herrschte, stand mit den Ansichten vieler andern Leute, und auch wohl mit unseren eigenen Verhältnissen in Widerspruch.

Der Fröhlichste und Ausgelassenste in unserm Kreise war ein junger Mediziner, den die Revolution in Heidelberg mitten in seinen Studien überrascht hatte. Er sah zum ersten Male die Schweiz, und das Vergnügen über diese unfreiwillige Vergnügungsreise war größer, als alle Bedenklichkeiten seiner damaligen Lage. Es war eine Lust zu sehen, wie er über die Matten sprang und zwischen den Felsen umherkletterte, den Mund voll Lieder und den Hut voll frisch gepflückter Blumen.

Es konnte nicht fehlen, daß unser Freund Karl bald die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, speziell der Damen, auf sich zog. Nichts ist im Stande, die Damen ebenso sehr zu erschrecken, wie zu fesseln, als die frische, ungehämigte Jugendkraft, welche keine andern Gesetze und Schranken anerkennt, als die in jeder gutgearteten und talentsvollen Persönlichkeit selbst liegen. Daneben hatte Karl genug gesellschaftliche Talente und Erfahrungen; er sang und tanzte, wie die Damen es nur von einem jungen Manne verlangen, und in seinem offenen, ausdrucksvollen Antlitz lag so viel Gutmüthigkeit und Biederkeit, daß man ihm unmöglich gram sein konnte.

Es fehlte uns Allen nicht an guter Laune und an dem Wunsche, einen kleinen Roman zu spielen. An Gelegenheit dazu fehlte es gewiß nicht; Duzende von muntern Damen lustwandelten auf dem Gebirge, von denen Manche mit diesem unserm Wunsche gewiß übereinstimmten. Bekanntschaften konnten während der Spaziergänge noch besser angeknüpft werden, als bei den Abendunterhaltungen, und so gehörte nur wenig Berwegenheit dazu, um eine verliebte Intrigue anzufangen.

Unter den vielen hübschen Gesichtern fanden wir besonders eine kleine Sächsin allerliebste, die das Sprüchwort von ihrem mädchenberühmten Vaterlande vollständig bestätigte. Sie war in Begleitung und unter Obhut eines Oheims, eines brummigen, griesgrämigen Vären, wie gewöhnlich die Onkel hübscher Mädchen sind. Da nun schon seit Moliere's Zeiten greise Onkel und hübsche, verliebte Nichten den Gegenstand der Komödie bilden, so beschlossen wir auch in diesem Falle, den Regeln der Bühne treu zu bleiben, um so mehr, da der Alte sein Mündel mit mehr, wie klassischer Eifersucht hütete. Die Sache verhielt sich nemlich so, daß die Kleine ein selbstständiges und sehr bedeutendes Vermögen besaß, das ihr testamentlich im Falle einer Heirath überantwortet werden sollte. Daß nun der Oheim ebenso sehr gegen das Heirathen, wie die Nichte für dasselbe gestimmt war, läßt sich denken. Hier waren also alle Materialien zu einer Komödie gegeben und es gehörte nicht viele Erfindungskraft dazu, sie in Scene zu setzen.

An einem lustigen Abende, den wir bei der Bowle verbrachten, wurde das Nöthige beschlossen und Karl als der Held der Komödie ausersehen. „Du mußt das Mädchel entführen“, riefen wir ihm zu, „und uns nach Paris zur Hochzeit einladen. Wie wir dann, mit deinen Millionen fertig werden, darüber brauchst du dich nicht zu kümmern.“

Karl war nicht in der Laune, eine solche Rolle abzulehnen. Man konnte ihn grade nicht blöde den Damen gegenüber nennen; mit der kleinen Sächsin meinte er schon fertig werden zu können. Es war freilich sehr schwer für ihn, seine Bewerbungen anzubringen, da Emilie niemals ohne Gesellschaft des Oheims gesehen wurde. „Aber die Kinder der Finsterniß sind klüger, wie die Kinder des Lichtes“, und ein verliebter Thor ist immer noch zehnmal schlauer, als der vorsichtigste und geschmeidigste Onkel.

Karl mußte bald der kleinen Emilie bemerkbar zu machen, daß er eine besondere Theilnahme für sie empfinde. Es gibt tausend kleine Mittel dazu, die nur demjenigen bemerklich werden, für den sie bestimmt sind. In den meisten Fällen tritt die Liebe durch das Thor der Eitelkeit und Schmeichelei in das Herz. Man fühlt sich geschmeichelt, eine spezielle Aufmerksamkeit erregt zu haben, vor vielen Andern bevorzugt zu werden, und ist von vornherein schon günstig gestimmt gegen den, welcher diese Aufmerksamkeit verräth. Diese günstige Stimmung wird natürlich dem Andern bemerkbar, und er findet Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit zu ver doppeln. So entsteht ein gegenseitiges Wettstreben der Freundslichkeit, bis allmählig aus der Freundslichkeit eine lebhaftere, innigere Freundschaft wird. Dies mag Manchem ein langsamer Weg zur Leidenschaft scheinen, aber er ist gewiß der gewöhnlichste. Denn die beste Nahrung für die Liebe ist die Erwidderung derselben. Der muß ein seltsamer Mensch sein, der lieben kann, ohne vorher der Gegenliebe gewiß zu sein.

Es wunderte uns kaum, daß Karl so schnelle Erfolge hatte. Emilie war noch sehr jung und unerfahren; ihr Onkel behandelte sie streng und mürrisch; sie kannte ihre Selbstständigkeit und das Interesse, das der Onkel an ihrer strengen Isolirung hatte; bisher hatte ihr noch Niemand seine



Huldigungen gewidmet, und Karl war durchaus nicht der Mann, dessen Aufmerksamkeiten den Damen lästig wurden. Alle diese günstigen Umstände mußten Karl zum Siege verhelfen.

Während nun unser Freund immer mehr die Kleine betehrte, machten wir uns an den Dinkel heran. Wir fanden bald einzelne Schwächen an ihm, wenn es anders eine Schwäche ist, gutem Champagner nicht abgeneigt zu sein. Dadurch gewann Karl Zeit zu zärtlichen Rendezvous, und bald verkündigte er uns triumphirend, daß die Entführung schon beschlossen sei.

Der Morgens früh, kurz vor Sonnenaufgang, pflegte man in dem Hotel auf der Kulm einen fürchterlichen Lärm auf einem großen Kuhhorn zu machen, um die müden Schläfer zum Anblick des herrlichen Sonnenaufgangs einzuladen. Es ist ein komischer Anblick, die frostigen, halbverschlafenen Gesichter aus Pelzen, Mänteln und Bettdecken, die vor dem frischen Morgenwinde schützen sollen, hervorblicken zu sehen. Oben auf der Kulm steht dann der Alpner, und bläst den Kuhreigen weit in das Land und die Wolken hinein. Emilien's Onkel hatte sonst niemals den berühmten und brillanten Anblick versäumt, aber diesmal hatte er doch das fürchterliche Kuhhorn, Dank des genossenen Champagners, überhört, und Emilie schlich sich allein in den Morgenwind hinaus. Sie fand ihren Freund; beide beschloßen, einen Spaziergang zu machen; die Promenade führte zum Bierwalsstättersee hinunter und erweiterte sich zu einer Reise. —

Also doch! waren die einzigen Worte, die der Dheim in seinem Zorn hervorbringen konnte.

Ich kann nicht verhehlen, daß wir Alle etwas bestürzt waren, als wir das Ereigniß erfuhren. Wir hatten bloß einen Scherz beabsichtigt, aber für einen Scherz war dies doch etwas zu weit gegangen.

Nicht nur wir, selbst Karl, war bestürzt über diesen seinen Schritt. Als er mit seiner Beute glücklich auf dem Dampfboote war, fiel ihm auf einmal ein, daß dies doch etwas mehr, wie ein Scherz sei. Emilie hatte Anfangs heftig geweint, war aber bald rubig und gefaßt geworden. Sie war von einer tiefen und heftigen Leidenschaft erschüttert, und Willens, derselben Alles zum Opfer zu bringen. Das weibliche Geschlecht zeigt sich überhaupt bei solchen Gelegenheiten viel entschlossener und muthiger, als die Männer. Emilie, dies junge, unerfahrene Mädchen, fand sich bald in seiner neuen Lage zurecht; der erste Schritt war einmal geschehen; jetzt mußten die weiteren Schritte nachfolgen. Die Befriedigung, welche in dem Bewußtsein liegt, daß der entscheidende Würfel gefallen ist, sprach sich in ihrem ganzen Benehmen unverhohlen aus, so daß Karl fast erstaunt über ihre Ruhe und Entschlossenheit war. Er hatte wirklich nicht daran gedacht, einen Schritt zu unternehmen, der seinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben hätte, und der Leichsin, mit dem er bisher sein Verhältniß zu Emilien behandelt hatte, wich einer vielleicht allzu großen Bedenklichkeit.

Wäre Karl sich über seine eigene Stimmung klar gewesen, so würde er gewiß wieder sofort mit Emilien zurückgekehrt sein. Aber der Grad der



Nothwendigkeit dieses Schrittes kam ihm nicht vollständig zum Bewußtsein. Die kleine Emilie war sehr zärtlich gegen ihn, und er war nicht der Barbar, diese Zärtlichkeit unerwidert zu lassen. Das Wetter war herrlich; die Gegend, welche sie durchreisten, ein Paradies; wie hätte man an Umkehren denken können?

So ging es fort, über Basel nach Frankreich hinein. Die Momente, in denen Carl die Unüberlegtheit seines Schrittes empfand, wurden immer häufiger, aber je weiter sie reisten, desto schwieriger wurde das Umkehren. Karl sah, daß Emilie das Verhältniß ernster verstand, als er selbst, und er konnte unmöglich das arme Kind über ihren Irrthum aufklären. Aber er dachte gewiß nicht daran, seine weitem Studien aufzugeben, sie zu heirathen, seine Existenz zu ändern, ja sogar mit ihr nach Amerika zu reisen, weil er ja doch unter diesen Verhältnissen nicht in Europa getraut werden konnte. Er konnte unmöglich durch einen Scherz, den ja Jeder seiner Bekannten ebenso gut hätte spielen können, sein ganzes Leben umgestalten. Der Gedanke, daß man von ihm glaube, er habe des Geldes wegen die Entführung bewerkstelligt, war ihm unerträglich; er konnte ein Verhältniß, über welches er so oft im Kreise seiner Freunde geschertzt hatte, unmöglich mit dem Scheine der Poesie und Andacht umgeben, welchen die Romantik der Jugend von der Liebe und Ehe verlangt. Er war gewiß dem Mädchen mit inniger Zuneigung zugethan, aber er betete sie nicht an; und in dem jugendlichen Alter, in welchem er stand, muß man wenigstens anbeten, wenn man lieben will.

So wogten die verschiedensten Empfindungen und Gedanken in seiner Seele durcheinander. Emilien konnte dies Alles auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Karls Verhältniß zu ihr nahm immer mehr den Charakter einer brüderlichen Zuneigung an. Er war gewiß nicht fähig, seine Macht über Emilien zu mißbrauchen, und suchte den guten Ruf des Mädchens in jeder Beziehung aufrecht zu halten.

Unsere Leserinnen finden gewiß vieles Tadelnswerthe in dem Benehmen Karls. Aber ich glaube nicht, daß man dasselbe frivol oder gemein nennen kann. Wäre Karl ein leichtsinniger Mensch gewesen, so hätte er gewiß Emilien sofort geheirathet und sich in den Besitz ihres Vermögens gesetzt; die ganze Welt würde ihn für einen klugen und gewandten Mann gehalten haben. Es wäre dies vielleicht auch das Klügste gewesen, aber gewiß nicht das Edelste und Vernünftigste.

Die ersten Tage, welche die Beiden in Paris verlebten, verfloßen unter den vielfachen Zerstreuungen und Genüssen, welche die Concerte, Gemäldesammlungen, Opern und Bälle des moderiten Babylon den Fremden bieten. Aber schon nach wenigen Tagen fand Karl, wenn er des Morgens seine Freundin begrüßte, sie in Thränen. Anfangs gelang es ihm, diese Thränen zu trocknen; aber bald fehlten ihm die Mittel dazu. Karl sah jetzt selbst ein, daß dies Verhältniß nicht fortdauern könne. Er schlug ihr vor, sie in die Arme ihres Oheims zurückzuführen. Dann wollte er in Paris seine Studien beenden und sie in wenigen Jahren als seine Gattin zurückführen. —

Emilie wurde bleich wie der Tod, als sie dieses Anerbieten hörte, welches Karl ihr gewiß nicht gewacht haben würde, hätte er die Heftigkeit ihrer Leidenschaft gekannt.

Der Oheim war unterdessen nicht müßig gewesen. Nach verschiedenen fruchtlosen Recognitionen war er endlich auf die Spur der Flüchtigen gerathen, und eines schönen Morgens trat er in Gesellschaft von Polizeikommissären und Konstablern vor das weinende Mädchen. Zu der Verwunderung aller Anwesenden ereignete sich nicht die Scene, die man gewöhnlich bei einer solchen Gelegenheit erwartet. Emilie ergab sich ruhig in ihr Schicksal. „Wie?“ fragte der Oheim, „der Schurke hat dich betrogen und verlassen?“ „Er hat mich niemals geliebt“, weinte sie. Der Zorn des Alten kannte keine Grenzen, er suchte Karl auf, machte ihm die bittersten Vorwürfe, die freilich Karl nicht von sich abwälzen konnte, und fast hätte der Greis sich noch zu einem Duell mit dem Jünglinge herabgelassen. Dunkel und Nichte verließen noch an demselben Tage die Stadt.

Wenige Jahre noch und die letzten Siege des Despotismus trieben Karl über das Meer. Das Interesse für die großen politischen Veränderungen, welche sich vor seinen Augen ereignen hatten und die Lebhaftigkeit, mit welcher er seine früheren Studien wieder aufgenommen, hatten die Erinnerung an das Abenteuer fast ganz aus seiner Seele verdrängt; er fürchtete sich, daran zurück zu denken, weil er dann die unangenehmsten Vorwürfe sich machen mußte. Hätte er irgendwo gehört, Emilie habe sich glücklich verheirathet, es wäre ihm gewiß ein Stein vom Herzen gefallen.

Bald finden wir Karl im westlichen Amerika wieder, in einer kleinen Stadt am Erie-See, die durch ihre freundliche, idyllische Lage jeden Reisenden anzieht. Er lag hier seinem Berufe, der Heilkunst, ob, und erwarb sich durch Geschicklichkeit und Eifer bald eine große Praxis.

Eines Tages wurde er einige Meilen von der Stadt auf eine Farm gerufen. Als er zu dem bezeichneten Orte kam, erstaunte er, statt einer einfachen Farm eines jener bequemen, reichen Landhäuser zu finden, wie sie die Umgebung der europäischen Städte zieren. Wie erschraf er aber, als er in dem Patienten, zu dem er geführt wurde, Emiliens Oheim erkannte. Er hatte alle Selbstbeherrschung nothwendig, um sich nicht durch einen Auf des Erstaunens zu verrathen. Indessen war in dem Zimmer ein tiefes Halbdunkel, da der alte Mann an einer Augenkrankheit litt, und so konnte Karl hoffen, für den Augenblick nicht erkannt zu werden. Er untersuchte die fast schon erblindeten Augen, und fand die Nothwendigkeit, aber auch die Möglichkeit einer Operation. Er erklärte dieses dem Patienten; dieser war mit Allem zufrieden. Während dieses Gespräches trat Emilie in's Zimmer. Sie hatte sich so verändert, daß Karl unter andern Umgebungen sie schwerlich wieder erkannt haben würde. Aus dem Kinde, das damals kaum die Schwelle der Jungfräulichkeit überschritten hatte, war eine stattliche blühende Dame geworden, deren würdiges, gemessenes Betragen Ehrfurcht und Zurückhaltung zu fordern schien. Sie sprach einige Worte mit dem Arzte, um sich über den Zustand ihres Oheims zu erkundigen, und verließ gleich wieder das Zimmer. Karl fand Gelegenheit, seinen Besuch ab-

zufürzen; er mußte jedoch das Versprechen geben, Operation und Kur zu übernehmen.

Als Karl das Haus verlassen, stürmten tausend verschiedene und verwirrte Gedanken auf ihn ein. Er fand sich in einer seltsamen und schwierigen Lage. Wie sollte er sich dem Alten, wie gar Emilien gegenüber betragen in der fatalen Stunde des Wiedersehens? Und diese Stunde mußte kommen, dies konnte Karl mit Sicherheit voraussehen. Freilich hatte Karl, als er Emilie in der Schwelt kennen lernte, sich ihr unter einem andern Namen vorgestellt; die politischen Verhältnisse und die polizeiliche Sicherheit machte dies für ihn nothwendig. Der alte Bankier trug einen von den gewöhnlichen Namen, Schmidt, Schulze, Müller u. a., von denen tausend Exemplare in der Welt umherlaufen. So gab der Name eben keine Veranlassung zum Wiedererkennen. Aber die Gestalt, die Stimme, das ganze Benehmen Karls hatte sich in den wenigen Jahren nicht so sehr verändert, daß eine Täuschung möglich gewesen wäre.

Das Vernünftigste wäre gewesen, hätte Karl sich sofort der Familie zu erkennen gegeben. Aber er hatte nicht den Muth dazu. Er fühlte sich eines doppelten Unrechtes gegen Emilien schuldig und wußte doch, daß er, die erste Thorheit der Entführung abgerechnet, als ein ehrliebender und uneigennütziger Mann behandelt habe. Dazu kam noch die fatale Unterredung mit dem Onkel, an welche er noch immer nicht ohne das Gefühl der tiefsten Bespämung zurückdenken konnte. Sein Stolz war auf das Empfindlichste verletzt; grade seine Redlichkeit hatte auf ihn den Schein eines gewöhnlichen Abenteurers geworfen. So wälzten sich die unangenehmsten Gedanken in seinem Kopfe umher, und er wußte keinen Rath und keinen Ausweg.

Sollte er die Kur aufgeben? Hundertmal legte er sich diese Frage vor, und jedesmal verneinte er sie. Die Pflicht, zu heilen, die Sorge für seinen ärztlichen Ruf, sein abgegebenes Versprechen: Alles dies kam ihm in den Sinn. Vielleicht auch war der Wunsch, nicht ganz aus Emilien's Nähe zu verschwinden, bei ihm rege. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der scheue und flüchtige Blick, den er auf die blühende Jungfrau geworfen, alle Erinnerungen an jene Reise wieder in ihm zurückgerufen hatte. Es fiel ihm manchmal ein, daß er damals doch wohl etwas zärtlicher und verwegener hätte sein können.

An dem Benehmen Emilien's war ihm nichts auffällig erschienen. Sie hat mich unmöglich erkannt, sagte er zu sich selbst. Sie war bloß einen Moment im Zimmer, und die wenigen Worte, die sie sagte, waren mit ruhiger, fester Stimme gesprochen.

War dies wirklich der Fall? War die Erinnerung an den ersten Roman ihres Lebens in Emilien's Seele schon so verblaßt, daß sie den Gegenstand derselben nicht mehr erkannte? Das erste Bild, das die Liebe in das Herz zeichnet, ist gewöhnlich mit unauslöschlichen Zügen eingearaben und bildet einen Lieblingsgegenstand der Phantasie. Sollte Emilie in dieser Beziehung veränderlicher, gleichgültiger, glücklicher gewesen sein, als ihre tausend Schwestern?

Als die Jungfrau das Krankenzimmer verlassen, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und ein Strom von Thränen erleichterte ihr Herz. Sie hatte den früheren Freund schon bei seiner Ankunft, schon als er aus seinem Wagen stieg, erkannt; sie hatte den Muth, in das Krankenzimmer zu gehen, um durch den Ton seiner Stimme sich noch deutlicher über seine Person zu vergewissern. Er war es; es blieb ihr nicht der geringste Zweifel; mit zitterndem Fuße floh sie aus dem Zimmer. Hätte Karl nur noch ein einziges Wort an sie gerichtet, sie hätte sich verrathen; sie wäre nicht fähig gewesen, zu antworten. Die Aufregung, in welche sie durch dieses Wiedersehen verfest wurde, war unbeschreiblich. Sie hatte mit einer rührenden Treue ihre erste Liebe bewahrt, und wenn ihr auch jedesmal ein Stich durch das Herz ging, wenn sie an ihr Verhältniß mit Karl dachte, so konnte sie sich doch dieser Selbstqual nicht entziehen; die Erinnerung wurde um so lebhafter, je mehr sie dadurch gepeinigt wurde. Aber ihre Liebe hatte einen andern Charakter angenommen. Wie ihre Gestalt größer und edler wurde, so nahmen auch ihre Empfindungen an Würde und Adel zu. Es entwickelte sich in ihr jener edle weibliche Stolz, der die heftigsten Leidenschaften mäßigt und beherrscht. Wenn sie litt, so weinte sie ihre Thränen im Stillen; aber nach Außen zeigte sie immer Ruhe und Freundlichkeit. Sie hätte es für unwürdig gehalten, ihre Seelenstimmung von irgend Jemand errathen zu lassen; sie selbst machte sich Vorwürfe darüber, da der Gegenstand ihrer Zuneigung, ihrer Ueberzeugung nach, dieselbe weder theilte, noch ihrer würdig war.

„Gewiß, er hat mich nie geliebt“, sagte sie zu sich, „denn er hat mich nicht wieder erkannt,“ fügte sie hinzu, indem sie nicht ohne weiblichen Stolz sich im Spiegel betrachtete; „er findet nicht mehr jenes kleine thörichte Mädchen, das den ersten Schmeicheleien eines Knaben zugänglich war; er findet eine Jungfrau, welche die Schmeicheleien der Männer mit Stolz zurückweist. Er wird durch keinen Laut, durch keinen Blick erfahren, wie theuer er mir war; er soll niemals die Gefühle errathen, die er unfähig ist, zu theilen“.

Als Karl am andern Tage seinen Krankenbesuch machte, fand er Emilien im Garten. Er erstaunte, wie schön sie war. Das vorige Mal hatte er sie nur im dunkeln Zimmer gesehen; diesmal aber beleuchtete die helle Sonne ihr blühendes Antlitz, und ihre ganze Schönheit strahlte ihm entgegen. Er wurde verwirrt und verlegen, und daher mußte es wohl kommen, daß er bei seinem Gruße sich linksich und weniger verbindlich zeigte, als er gewünscht hätte. Sie grüßte ihn in einer Weise, wie man einen Fremden grüßt. Sie kennt mich nicht mehr, sagte Karl zu sich. Er hat mich nie geliebt, meinte Emilie.

So beobachteten Beide eine ablehnende, zurückhaltende Stellung gegeneinander. Jeder wollte sein Gefühl unterdrücken, weil er es nicht erwiedert glaubte. Beide wappneten sich mit dem Stolze der verschmäheten und beleidigten Liebe. Und je mächtiger diese Liebe in den Herzen Beider emporflammte, desto stolzer und schroffer wurde ihr gegenseitiges Benehmen.

Anfangs waren Beide der festen Ueberzeugung, daß keiner den Andern

wieder erkannt habe. Jeder von ihnen glaubte im alleinigen Besitze des Geheimnisses zu sein. Diese Täuschung mußte bald schwinden. Eines Tages meinte der Oheim in einem Gespräche mit Karl, an dem auch Emilie Theil nahm, daß er irgendwo schon seines Arztes Stimme gehört habe; nur könne er sich nicht erinnern, wann und wo. Bei diesen Worten war Karl nicht im Stande, seine Verlegenheit zu verbergen; er konnte nicht unterlassen, Emilien anzublicken; sie war bleich geworden, wie der Tod. Ein Blick, den sie mit einander wechselten, überzeugte sie Beide, daß sie ihres früheren Verhältnisses zu einander wohl kundig und eingedenk waren. Karl wußte nicht anders, als sich unter irgend einem Vorwande schnell entfernen.

Diesem seltsamen Wiedererkennen folgten für Beide traurige, schmerzliche Stunden. Jetzt war jeder Theil von der Gleichgültigkeit des andern Theiles überzeugt, und nicht der kleinste Hoffnungsstrahl blieb übrig. Emilie warf sich weinend auf ihr Lager. „Er hat mich also gleich wieder erkannt, und fand nicht ein einziges freundliches Wort des Wiedersehens für mich. Ein Barbar wäre unter ähnlichen Umständen theilnehmender und höflicher gewesen“. Sie verabscheute ihn und verzweifelte an sich selbst.

Karl befand sich in einer ähnlichen Stimmung. „Sie ließ mich meine Schuld vollständig büßen“, meinte er. „Sie hat mich mit einem kränkenden Stolz behandelt. Ich hatte Unmuth, Unfreundlichkeit, vielleicht auch Gleichgültigkeit verdient, aber nicht diese stillschweigende Verachtung. Gleich als ich das erste Mal sie im Garten sah, grüßte sie mich so fremd und stolz, als wollte sie mich von jeder Vertraulichkeit abschrecken. O, ihr Wunsch soll in Erfüllung gehen, ich will ihr nicht zudringlich werden. Ich bin ein Mann und gehöre nicht zu denen, die stolzen Damen sich zu Füßen werfen.“

So hadernten Beide mit sich und mit dem Andern. Es ist doch sonderbar, wie erfinderisch der Mensch ist, wenn es gilt, sich selbst zu quälen. Karl ließ einige Tage seinen Patienten auf sich warten. Emilie sah hierin einen neuen Beweis seiner Abneigung gegen sie. Dringender Aufforderung gemäß kam Karl endlich am dritten Tage. Es war erklärlich, daß sich diesmal die beiden Liebenden mit großer Gleichgültigkeit behandelten. Denn es ist zu demüthigend, demjenigen seine Liebe errathen zu lassen, von welchem man weiß, daß er sie nicht erwidert.

Ein seltsames Spiel der Leidenschaften, welches die Beiden mit einander spielten! Wie überall in der Natur die Abstoßungskraft mit der Anziehungskraft in gleichem Verhältnisse steht, so auch in der Liebe, und man kann Niemanden so sehr zürnen und gram sein, als demjenigen, welchen man gern lieben möchte. Es erregt allen Stolz, dessen der Mensch fähig ist, wenn man sieht, daß man ihn verschmäht. So standen sich die beiden Liebenden mit steinernen Mienen und eisigen Blicken gegenüber, und in ihrem Herzen brannte die verzehrendste Gluth. Ein einziges, kleines Wort hätte den Zauber lösen können, aber ein trotziger Eigensinn verschloß „den ehernen Wall der Zähne“.

Die Stunde der Operation kam heran; sie gelang: und beide Liebenden fanden einen bittern Trost darin, daß die Qualen der Begegnung bald vorüber sein würden. Noch eine Katastrophe blieb indessen zu über-

sehen. Einige Wochen nach der Operation durften dem Patienten die Binden von den Augen genommen werden, und der Oheim erkannte in seinem Netter den Entführer seiner Nichte. Es gab eine fürchterliche Scene. Der alte Mann glaubte sich verrathen und betrogen, und vergaß über dem alten Zorn seine neue Dankbarkeit. Während der Vorwürfe, die Karl und Emilien entgegengeschleudert wurden, stand die Letztere bleich, wie eine Statue da. Karl schaute sie mit einem Blicke der glühendsten Leidenschaft an; sie senkte die Augen zu Boden. Er wagte es nicht, sie anzureden; er ergriff ihre Hand, sie war kalt, wie Marmor. Die Sprache des Alten erlaubte ihm nicht, länger im Hause zu verweilen; er verließ mit langsamen Schritten das Zimmer. Als er im Vor-saal war, hörte er einen lauten Schrei; er vermochte es aber nicht über sich, wieder umzukehren.

Fast bewußtlos ließ er sich nach Hause fahren. Was die nächsten Stunden in seiner Seele vorging, wer möchte dies schildern!

Bald aber kam er zur Besinnung. „Ich muß ihr wenigstens sagen, wie sehr ich sie liebe“, sagte er sich; „dann mag das Verhängniß seinen Lauf nehmen“. Als er ankam, sagten ihm die Diener, daß Onkel und Nichte mit dem Dampfboot nach dem Osten abgeriffen seien, wahrscheinlich nach Europa, wie der alte Hausverwalter versicherte. Karl tobte. Er konnte die Zeit des nächsten Bootes kaum erwarten. Indessen war die Furcht, Emilien nicht mehr einholen zu können, ungegründet. Er traf sie schon in der ersten Stadt, die das Boot berührte. Das arme Mädchen war unterwegs in ein heftiges Fieber gefallen, das am Weiterreisen verhinderte; Carl eilte hin und fand den Oheim in einer grenzenlosen Bestürzung, Emilien in einem heftigen Paroxysmus. Er hörte von den heißen Lippen der Geliebten seinen Namen und wie mit einem Blitzstrahl wurde ihm die ganze Lage klar.

Den vereinigten Bemühungen des Arztes und Geliebten gelang es leicht, die Krankheit zu brechen. Es war ein köstliches Gelingen. Die Liebe der Beiden hatte zu viele Qualen hervorgebracht, um nicht des höchsten Glückes würdig und fähig zu sein. So wurde mit glücklichem Erfolge eine Leidenschaft gekrönt, welche im Leichtsinne entstanden, durch Neulicheit unterbrochen, vom Stolze fast überwältigt, doch in ihrer ganzen Entwicklung die edelsten Empfindungen der Liebe und Treue enthüllte.

---

### Literarische Notiz.

Den Freunden der musikalischen Literatur theilen wir die Nachricht mit, daß die vollständigste und werthvollste musikalische Bibliothek in den Vereinigten Staaten, welche bisher im Besitze des Herrn H. Albrecht

(Mitglied der Germania) war, an die ikarische Gemeinschaft im Staat Illinois geschenkt wurde. Seitdem viele Kunst- und Literaturfreunde durch die Presse hiervon in Kenntniß gesetzt sind, haben sie Herrn Albrecht vielfach Vorwürfe gemacht, daß derselbe diesen seltenen Schatz der Kunsliteratur nicht einer Universitäts- oder öffentlichen Stadt-Bibliothek dieses Landes geschenkt oder verkauft hat. Auf unsere Anfrage, was die Veranlassung dazu gegeben habe, diese werthvolle Sammlung musikalischer Schriften im fernem Westen zu begraben, erhielten wir durch Herrn Albrecht die Antwort:

„Daß es sein Wunsch sei, der ikarischen Gemeinschaft, die es im Interesse der ganzen Menschheit unternommen habe, durch die Praxis die Möglichkeit und außerordentlichen Vorzüge der Gütergemeinschaft zu beweisen, durch oben erwähntes Geschenk seine Hochachtung und Verehrung zu erkennen zu geben.“

Herr Albrecht bekennt sich nämlich als ein eifriger Anhänger des von Monj. E. Cabet seit 1840 aufgestellten ikarischen Gesellschafts-Systems, auf der Basis der vollkommensten Gleichheit an Rechten, Pflichten und Genüssen.

---

## Die Fortsetzung der Atlantis

wird in Dubuque, Iowa, im Monat November, erscheinen. Dort bin ich durch den Besitz einer eigenen neuen Druckerei in den Stand gesetzt, die Monatshefte regelmäßig erscheinen zu lassen. Während ich dort nebenbei im Vereine mit Herrn Stuber, einem praktischen Buchdrucker, die „Iowa Zeitung“, ein politisches Wochenblatt, herausgebe, erscheint die Atlantis für meine eigene Rechnung fort.

Durch dieses Arrangement ist die Zukunft der Atlantis gesichert. Ohne eine eigene Druckerei war es mir nicht möglich, in einer westlichen Stadt die Atlantis regelmäßig herauszugeben. Die Verbindung der Atlantis mit der Iowa Zeitung vermindert die Kosten beider, so daß die Atlantis bei dem jetzigen Abonnentenstande sich aufrecht hält.

Es wird den Abonnenten der Atlantis wohl gleichgültig sein, woher sie die Zeitung bekommen, wenn sie dieselbe nur regelmäßig erhalten. Wenn bis jetzt die Zögerungen der Ausgabe den Abonnenten unangenehm waren, so waren sie mir unerträglich. Die geschäftlichen Störungen wirk-

ten auf die Redaktion vielfach zurück, und ließen mich selten mit Regelmäßigkeit und guter Laune arbeiten; manche Aufsätze veralteten schon vor ihrer Publikation; der Inhalt eines Heftes war nicht in seinem Gusse entstanden. Ich muß deshalb besonders für das vorliegende Heft die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Manche werden, wenn sie sich daran erinnern, daß ich jetzt schon den vierten Staat zu meinem Wohnsitz aussuche, mich der Veränderlichkeit und Unstätigkeit beschuldigen. Es ist allerdings wahr, „ein Stein, der viel umhergeworfen wird, setzt kein Moos an“. Auf der andern Seite aber gab mir die häufige Veränderung meines Wohnsitzes vielfache Gelegenheit, die westlichen Zustände kennen zu lernen, und so denke ich, daß Vortheil und Nachtheil sich aufwiegt.

Dubuque ist eine angenehme, reizend gelegene Stadt, die ich fast ihrer Lage nach mit Heidelberg vergleichen möchte; sie vergrößert sich so schnell, wie nur irgend eine andere westliche Stadt. Die deutsche Presse hat dort noch keinen Vertreter; so hoffe ich denn, auf dem unbebauten Terrain eine geeignete Wirksamkeit zu finden.

An Tendenz, Einrichtung und Haltung der Atlantis wird nichts geändert werden, und die Eisenbahnverbindungen Dubuque's erlauben eine schnelle Versendung der Atlantis.

Es wäre vielleicht eben so gut für mich gewesen, die Atlantis nach New York zu verlegen, aber ich habe nun einmal eine große Vorliebe für den Westen, eine Vorliebe, welche die Leser der Atlantis schon kennen, und die gewiß in vieler Beziehung gerechtfertigt ist. Ich vertraue, daß das Wohlwollen der Freunde mich auch an den Mississippi begleitet.

Meine Adresse ist bis zum 20. October Chicago, von dort an Dubuque, Iowa.

Chr. Essellen.









